

Thomas Aebi & Katharina von Steiger (Hrsg.)

# Mit weitem Blick

Die Geschichte der Bernischen Erziehungsberatung  
in Vision und Wirklichkeit

Praxisforschung Band 17

**Aebi, Th. & von Steiger, K. (Hrsg.) (2016) Mit weitem Blick.**

2. Auflage

Die Geschichte der bernischen Erziehungsberatung  
in Vision und Wirklichkeit. Praxisforschung Band 17.  
Bern: Praxisforschung.

**Bezugsquelle:**

*Praxisforschung der Bernischen Erziehungsberatung*  
*Kantonale Erziehungsberatung*  
Jurastrasse 46  
4900 Langenthal  
031 636 15 70  
eb.langenthal@erz.be.ch  
www.erz.be.ch/erziehungsberatung

**Layout:** Lucie Kunz

**Umschlagabbildung:** Rolf von Felten

**Druck und Herstellung:** Edubook AG, Merenschwand

# Inhaltsverzeichnis

<b>Thomas Aebi / Katharina von Steiger</b> .....	7
<i>Einleitung</i>	
<b>Roland Käser</b> .....	11
<i>Die EB Bern in der nationalen und internationalen Perspektive</i>	
<b>Suzanne Hegg</b> .....	25
<i>Von den Anfängen bis in die 70er-Jahre: Die Bernische Erziehungsberatung</i>	
<b>Hans Gamper</b> .....	103
<i>Die weitere Entwicklung der Erziehungsberatungsstellen im Kanton Bern</i>	
<b>Hans Gamper / Martin Vatter</b> .....	147
<i>Interview mit Frau Elisabeth Siegfried</i>	
<b>Mario Beuchat</b> .....	171
<i>Création de l' office cantonal en matière d'éducation Interview de Marie Louise Stähelin</i>	
<b>Martin Vatter</b> .....	189
<i>EB Bern: Was uns wichtig war und wie wir es umzusetzen suchten</i>	
<b>Peter Wyss</b> .....	201
<i>Erziehungsberatungsstelle Thun: Gründung und Entwicklung</i>	
<b>Maja Nef</b> .....	219
<i>Erinnerungen an meine Zeit an der EB Burgdorf</i>	
<b>Martin Inversini</b> .....	237
<i>Der Bereich Ausbildung der Bernischen Erziehungsberatung</i>	
<b>Rolf von Felten</b> .....	275
<i>Die Anfänge der Praxis-Forschung im Kanton Bern</i>	
<b>Angaben zu den Autor/innen und Interviewpartnerinnen</b> .....	305
<b>Anhang</b> .....	317



## Einleitung

Die Erziehungsberatungsstellen des Kantons Bern (EB) sind im Kanton Bern zuständig für die psychosoziale Grundversorgung von Kindern und Jugendlichen und deren Familien von der Geburt bis zum Abschluss der Erstausbildung. Mit diesem Auftrag ist die Erziehungsberatung sowohl eine Familienberatungsstelle, wie auch ein schulpсихологischer Dienst. Weiter gehört auch Expertentätigkeit für Behörden zum Aufgabenfeld, sei es zum Beispiel für die Invalidenversicherung, im Kinderschutz oder für Gerichte. Mit diesem breiten Spektrum an Aufgaben arbeitet die EB seit jeher sehr vernetzt und systemisch mit den Eltern, den Schulen und allen möglichen Partnerinstitutionen zusammen. Die EB bildet Berufseinsteigerinnen und –einsteiger nach dem universitären Abschluss mit einem Lizentiat, Master oder Doktorat berufsbegleitend weiter bis zum Diplom Erziehungsberatung/Schulpсихologie. Die Bernische Erziehungsberatung entwickelt sich zudem stetig im Rahmen ihrer eigenen internen Praxisforschung weiter.

Wozu ein Beitrag zur Geschichte der Bernischen Erziehungsberatung? Die Idee dazu entstand nach der Lektüre des fast 40 Jahre alten Artikels von Suzanne Hegg aus dem „Jugendpsychologen“, in dem sie die Entstehung und Konsolidierung der Institution nachzeichnet. Diese Darstellung endet in den 70er Jahren des letzten Jahrhunderts, und es entstand der Wunsch nach einer Fortsetzung. Ein solche ist nur solange realisierbar, als die Protagonisten der Weiterentwicklung der 70er bis 90er Jahre noch leben und sich äussern mögen. Sie sind Gestalterinnen und Zeugen der Geschichte - ganz besonders auch deshalb, weil die Quellenlage schwierig ist: es zeigte sich nämlich, dass viele Dokumente (insbesondere der Regionalstellen) Umzügen und Aufräumaktionen zum Opfer gefallen sind. Eine Rekonstruktion allein aufgrund von Protokollen, zum Beispiel der Leiterkonferenz, wäre mühselig und wohl eher trocken: Absichten, Werthaltungen, Motivlagen, Elemente des Zeitgeistes würden so kaum sichtbar. Also liessen wir Zeitzeugen und Zeitzeuginnen zu Wort kommen. Wir konnten zehn Persönlichkeiten gewinnen, welche die Bernische Erziehungsberatung in den letzten Jahrzehnten geprägt haben. Sie trafen sich, tauschten aus, vereinbarten Inhalte und schrieben ihre eigenen Beiträge, welche sie gegenseitig

lasen und so anreicherten. Die Rolle von Herausgeber und Herausgeberin war dabei diejenige der Gastgebernden und Katalysatoren für diesen Prozess.

Was ist der Gewinn eines solchen Unternehmens? Die Erziehungsberatung ist in einem steten Wandel begriffen. Dieser ist im günstigen Fall aktiv motiviert und zielorientiert, manchmal aber auch eine Reaktion auf äussere Veränderungen. Wandel ist die einzige Konstante: Schule und Heilpädagogik verändern sich rasant, es entstehen neue Arbeitsfelder, die Zusammenarbeit in den professionellen Netzwerken verändert sich. Neue Familienformen verändern nicht nur Beratung und Therapie, sondern auch den Kinderschutz und das Familienrecht. Es entstehen neue Strukturen, wie z.B. die Kindes- und Erwachsenenschutzbehörden. Die Forschungslandschaft verändert sich, neue Themen, wie z.B. die Neurowissenschaften beeinflussen die Arbeit der Erziehungsberatung. Auch die Strukturen im tertiären Bereich sind in Bewegung: es entstehen neue Institutionen, wie z.B. die Pädagogischen Hochschulen oder generell die Fachhochschulen. Die Politik schafft dazu Rahmenbedingungen, vor allem auch finanzieller Art: in regelmässigen Sparrunden führen die psychosozialen Institutionen einen Verteilungskampf um knappe Ressourcen. Dabei werden Fragen nach der Legitimität von Institutionen laut. All dies hat Implikationen für die Erziehungsberatung: Wie legitimiert sie sich? Wie positioniert sie sich diesen neuen Kontexten? Wie verändert sie sich und was bleibt als Kern bestehen?

Damit ist auch die Frage der Identität angesprochen. Der Blick auf sich selbst ist nicht einfach, das wissen wir als Psychologen und Psychologinnen sehr gut. Distanz schärft den Blick, zum Beispiel zeitliche Distanz, historische Perspektive: wie ist das geworden, was uns heute selbstverständlich erscheint? Ist es selbstverständlich oder gar zwangsläufig, so wie es ist? Im Verständnis der Genese liegt ein analytisches Potenzial: der Blick zurück dient als Kontrastmittel, um Heutiges sichtbar und damit kritischer Betrachtung zugänglich zu machen. Es geht also nicht um Nostalgie, sondern letztlich um Zukunft. Soweit die Motivation für unser Projekt: wir wollen uns selber und die jungen Kollegen und Kolleginnen ermuntern, über unsere Arbeit und ihre Wirkung in der Gesellschaft nachzudenken und beherzt zu handeln.

Dieses Buch bietet keine vollständige Rekonstruktion der Geschichte der Bernischen Erziehungsberatungsstellen, welche die Ansprüche eines Historikers oder einer Historikerin befriedigen könnte. Einige der

Beiträge wurden zwar aufgrund von erschlossenen Quellen recherchiert, soweit diese zugänglich waren. Gewisse Themen blieben dabei aber im Dunkeln und konnten aufgrund der vorhandenen Dokumente nicht rekonstruiert werden. Manche Beiträge zeichnen ein persönliches Bild erlebter Geschichte, so dass im Spiegel der erzählten Anekdoten exemplarisch Haltungen und der damalige Zeitgeist sichtbar werden. Das Werk ist also fragmentarisch, tachistisch, eine Collage, ein Kaleidoskop.

Für den Herausgeber und die Herausgeberin, welche nur den Schluss der beschriebenen Zeit selber miterlebt haben, bleiben unvergessliche Eindrücke von den Begegnungen mit den Autorinnen, welche bei ihren Treffen wieder in die Themen eintauchten, die sie damals beschäftigt hatten. Das grosse persönliche Engagement wurde spürbar, das die Entwicklung der Bernischen Erziehungsberatungsstellen getragen und vorangetrieben hat. Auch die Lektüre der Texte hinterlässt bleibende Einsichten: es wird fast schmerzhaft deutlich, wie viel Zeit gewisse Entwicklungen brauchen. Das lehrt Hartnäckigkeit bei neuen Unternehmungen und dazu eine gewisse Gelassenheit; aber auch das Gefühl von Verantwortung und Sorgsamkeit gegenüber wichtigen Errungenschaften, die mühsam erkämpft worden sind. Was die Erziehungsberatung auszeichnet, ist nicht automatisch entstanden, sondern gestaltet, erstritten, mit Ausdauer erkämpft. Deutlich wird auch, wie die Rücksicht auf Mentalitäten, auch regionaler Art, für den Erfolg entscheidend sein kann. Entwicklungen sind zudem immer in einen grösseren Kontext eingebettet: dieses Eingebundensein in eine herrschende Denkweise, in aktuelle Strömungen und in einen sich entwickelnden institutionellen Kontext ist in der Situation selber oft kaum durchschaubar, wird aber in der Rückschau deutlich. Das sensibilisiert, schärft den Blick für eigene Bedingtheiten und relativiert eigene aktuelle Positionen, was befreiend wirkt. Die Lektüre zeigt, dass die Bernische Erziehungsberatung ein Fundament hat, welches fast ein ganzes Jahrhundert zurückreicht und kontinuierlichen Aufbau erlaubt. Die Erziehungsberatung ist einzigartig in ihrer klugen Grundarchitektur, welche in ihrer breiten systemischen Ausrichtung visionär war und immer noch modern und zukunftsgerichtet ist.

Langenthal und Interlaken, im September 2015



Roland Käser

## Die EB Bern in der nationalen und internationalen Perspektive

### Ein neidvoller Zürcher

Ich erinnere mich noch gut, wie ich vor über 45 Jahren, ca. 1968, als ich als Absolvent eines Lehrerseminars in Zürich die Unterlagen zur Ausbildung als Erziehungsberater und Schulpsychologe an der Universität Bern anforderte. Denn an der Universität Zürich gab es keine Möglichkeit, ein berufsqualifizierendes Studium in diesem Fachgebiet zu durchlaufen. Die von Bern zugestellte Broschüre faszinierte und bestärkte mich in meiner Absicht, eine Ausbildung zu durchlaufen, die mir den Weg in die Schulpsychologie und Erziehungsberatung ebnet.

Finanzielle Erwägungen und familiäre Gründe zwangen mich aber, an der Uni Zürich mein Studium zu absolvieren. Das Berner Curriculum half mir dann aber wenigstens bei der Zusammenstellung einer möglichen Fächerkombination für mein angepeiltes Tätigkeitsfeld: Angewandte Psychologie, Pädagogik, Soziologie – sowie als Gaststudent in der klinischen Psychologie, der Kinderpsychopathologie und der Sonderpädagogik. Es gab aber keine praxisrelevanten Vorlesungen, Seminarien oder Übungen für das anvisierte Tätigkeitsgebiet. Es fehlten auch lehrende Fachpersonen aus diesem Gebiet. Fehlende Begegnungen und Diskussionen mit Praxisvertretern verunmöglichten die Entwicklung eines konkreten Berufsbildes, das Aufzeigen konkreter Wege in die Praxis und den Aufbau möglicher Kontakte. Später in der praktischen Arbeit traf und treffe ich öfters Berufskollegen und Kolleginnen, die in Zürich oder weiter ostwärts aufgewachsen sind, die dem guten Ruf der Berner Ausbildung folgten. Einzelne davon profitierten nicht nur von der beispielhaften Ausbildung, sondern auch von den fortgeschrittenen Praxisstrukturen und der Akzeptanz in der Bevölkerung. Einige Zugewanderte wurden im Kanton Bern sesshaft und übernahmen auch Leitungsfunktionen. Bern war im vergangenen Jahrhundert Quelle und Nährboden schulpsychologischer Innovationen und Entwicklungen sowie Ausbildungs- und Pilgerstätte zukünftiger Erziehungsberaterinnen und Schulpsychologen.

## Das Unbehagen der 70er und 80er Jahre

Der Schreiber dieses Beitrages musste sich nach seinem Studium an der Universität Zürich (1970 - 74) selber einen Weg in das Praxisfeld Schulpsychologie suchen und sich nach dem Do-it-yourself-Prinzip die erforderlichen Handlungskompetenzen für diesen anspruchsvollen Beruf erarbeiten. Mit Erstaunen stellte ich fest, dass östlich des Kantons Bern nicht nur Strukturen, Konzepte und Berufsbilder fehlten, sondern die in diesem Berufsfeld Tätigen sich oftmals schämten, ‚nur‘ Schulpsychologen zu sein. Dem Geist der damaligen Zeit entsprechend, wurde dem beruflichen Ideal „Psychotherapie“ nachgeeifert. Schulpsychologie war für viele nur Zwischenstation auf dem Wege zur psychotherapeutischen Praxis. Ich selber war nach kurzer Zeit überzeugt von der Relevanz und gesellschaftlichen Bedeutsamkeit der Arbeit als Schulpsychologe: „Die Faszination resultiert aus der Vielfalt von Bezugspersonen, Zuständigkeiten und Fragestellungen sowie aus der Unmittelbarkeit der Begegnungen und der Bedeutsamkeit und Verbindlichkeit der Arbeit. Als Schulpsychologe ist man gleichsam am Puls des Lebens<sup>1</sup>.“ Das Unbehagen vieler „Nicht-Berner-Kollegen“ war meines Erachtens auf das Fehlen einer Identität stiftenden praxisorientierten Ausbildung zurückzuführen. Eng damit gekoppelt war das Nichtvorhandensein spezifischer, auf das schulpsychologische Arbeitsfeld zugeschnittener Theorien.

Wie ich u.a. 1989 anlässlich der 20-Jahre-SKJP-Jubiläums-Veranstaltung in Solothurn ausführte<sup>2</sup>, versuchten wir Jungpsychologen die in Weiterbildungen erworbenen Handlungskompetenzen - wie beispielsweise Psychoanalyse, Gesprächs- oder Verhaltenstherapie, Gruppendynamik - in der SPD Praxis anzuwenden. Oftmals stellte sich eine Enttäuschung ein. Denn wir mussten ernüchert feststellen, dass die einschränkenden zeitlichen Rahmenbedingungen und der Dringlichkeitscharakter akuter Schul- und Erziehungsprobleme ein schnelles und direktes Vorgehen erforderte. Zudem erwiesen sich die individuumsbezogenen psychotherapeutischen Handlungsmodelle als ungeeignet für die Planung des Vorgehens in einem Kräftefeld, in dem nicht nur viele und unterschiedliche Personen

---

1 Vorwort in: Käser, R. (1993 a). Neue Perspektiven in der Schulpsychologie. Handbuch der Schulpsychologie auf ökosystemischer Grundlage. Haupt: Bern.

2 Das Referat wurde publiziert: Käser, R. (1989). Der Beitrag der System- und Kommunikationstheorien zum Verständnis interaktioneller Abläufe im schulpsychologischen Feld. Der Jugendpsychologe, 15(1), 31-37.

beteiligt sind, sondern auch andere Komponenten bedeutsam sind, wie z.B. Familie, Klassenzusammensetzung, Lehrerpersönlichkeit, Lehrpläne, Lehrmittel etc. Mit dem Nichtvorhandensein spezifischer, auf das schulpyschologische Arbeitsfeld „passender“ Theorien, fehlte nicht nur ein Orientierungsraster für das Handeln, sondern auch die Legitimation für die Arbeit. Theorien haben wie Landkarten die Aufgabe, Übersicht und Orientierung zu ermöglichen. Landkarten können diesen Zweck aber nur erfüllen, wenn sie für den Gegenstandsbereich zutreffend sind.

Die in den 70er und 80er Jahren aufgekommenen system- und kommunikationstheoretischen sowie ökologischen Modelle erwiesen sich als geeigneter, um übergreifende Zusammenhänge und Dynamiken, wie sie in der EB- und SPD Praxis zu beobachten sind, zu beschreiben und zu erklären. Die systemische Betrachtungsweise lenkt den Blick auf Muster, Prozesse, Interaktionen, Interdependenzen. Diese Modelle eignen sich deshalb gut zur Beschreibung, zum Verstehen und zur Erklärung komplexer Prozesse im schulischen Feld mit seinen unüberschaubar vielen Einflussvariablen, dem Ineinandergreifen verschiedenster Systeme sowie den mannigfaltigen möglichen Neben- und Fernwirkungen.<sup>3</sup>

Es gab damals aber nicht eine einheitliche, in sich abgeschlossene und allgemein verbindliche Systemtheorie, sondern eine Vielzahl systemischer Thesen, Hypothesen, Theoriefragmenten, Teilkonzepten, die je nach Generierungszeitpunkt unterschiedlich und zum Teil kontrovers ausfielen. 1993 habe ich in meinem Buch „Neue Perspektiven in der Schulpsychologie - Handbuch der Schulpsychologie auf ökosystemischer Grundlage“ die für die Schulpsychologie relevanten Grundaussagen der system- und kommunikationstheoretischen Modelle zu 14 Leitideen verdichtet. Diese stellen in ihrer Gesamtheit eine gedankliche Matrix dar, um schulische und schulpyschologische Phänomene gegenstandsadäquater zu beschreiben, zu verstehen und zu interpretieren und mögliche Handlungskonsequenzen davon abzuleiten. Diese „theoretische Rekonstruktion praktischer Erfahrungen“ basierte auf 14 Praxisjahren als Schulpsychologe und Erziehungsberater im Bezirk Pfäffikon, Kanton Zürich.

Im Rahmen dieses Handbuches wurde auch eine Bestandesaufnahme der damals aktuellen Schulpsychologie und Erziehungsberatung im In- und Ausland zusammengestellt:

---

3 Käser, R. (1998). Die Schule als komplexes System. *Familiendynamik*, 23(1), 40–59.

- Historische Perspektive
- Schulpsychologie als angewandte Wissenschaft
- Aufgabenbereiche
- Zeitliche Gewichtung der Arbeitsschwerpunkte
- Ablauforganisation der Einzelfallarbeit
- Deskriptives Taxonomiemodell schulpsychologischer Aktivitäten
- Diagnostik im schulpsychologischen Feld
- Interventionen
- Beratungen in der Schulpsychologie
- Der SPD in der Wahrnehmung und im Urteil seiner Adressaten
- Zur Identität der Schulpsychologen
- Arbeitszufriedenheit der Schulpsychologen
- Berufsstress und Burnout

Für das Handbuch recherchierte ich im In- und Ausland, namentlich auch im englischsprachigen Raum. Dabei wurde mir bewusst, wie fortschrittlich und professionell die Berner EB schon in den 70er und 80er Jahren aufgestellt war. Es zeigte sich, dass die EB Bern nicht nur aus der Sicht eines „neidvollen“ Zürcher Schulpsychologen, sondern auch aus nationaler und internationaler Perspektive über einen herausragenden Standard verfügte.

### EB Bern – Vorreiterin und Modell

Zur Illustration greife ich vier Gesichtspunkte heraus. Die Themenbereiche haben exemplarischen Charakter. Die Auswahl ist natürlich subjektiv geprägt, spiegelt aber Gesichtspunkte, welche ich damals wie heute als besonders relevant für unsere Tätigkeit und unsere Berufsidentität erachte. Dabei benütze ich vor allem Quellen, die mir damals, als ich das Handbuch schrieb, zur Verfügung standen. Hätte ich vor 25 Jahren alle historischen Abhandlungen der vorliegenden Sammlung zur Verfügung gehabt, wären meine Ausführungen breiter und vertiefter ausgefallen.

1. Gründungszeitpunkt - Weltweit an der Spitze
2. Psychologie und Pädagogik – ein schützenswertes Traumpaar
3. Kontextuelle Sichtweise – der Zeit voraus
4. Professioneller Berufseinstieg – allein auf weiter Flur

## 1. Gründungszeitpunkt: Weltweit an der Spitze

Wie an anderer Stelle<sup>1</sup> im Detail dargestellt, gehen die Wurzeln der Schulpsychologie auf Litghtner Widmer zurück, der an der Universität Pennsylvania eine psychologische Kinderklinik eröffnete und 1896 begann, Kinder mit Lernstörungen zu behandeln. Als erster Schulpsychologe wird oft auch Arnold Gesell (1880-1961) genannt. Er soll als erster Amerikaner die Bezeichnung „Schoolpsychologist“ verwendet haben. Gemäss Fagan<sup>4</sup> wurde der Ausdruck „Schulpsychologe“ 1910 von William Stern geprägt - und zwei Jahre später wortgetreu ins Englische übersetzt.

In Frankreich hat Alfred Binet 1905 resp. 1911 den ersten Intelligenztest zur Erfassung von Kindern mit Begabungsschwäche entwickelt. Die Schulpsychologie im heutigen Verständnis wurde jedoch erst 1947 von Henri Wallon begründet. Er wurde von der Regierung beauftragt, für jeden Schüler ein „Förderungsossier“ anzulegen und ein Konzept zu entwickeln, damit jedes Kind die notwendige pädagogische und psychologische Unterstützung erhält. In Deutschland gehen die Anfänge der Schulpsychologie auf 1945 zurück, als in Hamburg „die Schülerhilfe“ gegründet wurde.

In der Schweiz soll Claparède, der zu Beginn des letzten Jahrhunderts als Professor an der Universität Genf Pädagogik lehrte, den Ausdruck Schulpsychologie in die Schweiz eingeführt haben.<sup>5</sup>

Das auch im internationalen Vergleich entscheidende und herausragende Faktum war und ist aber, dass bereits 1920 durch Hans Hegg die erste Erziehungsberatungsstelle eröffnet wurde.

Wie seine Tochter Suzanne Hegg<sup>6</sup> in ihrem historischen Abriss mit Recht hervorhebt, war dies nicht nur für Bern, sondern auch für die ganze Schweiz etwas völlig Neues. Da sich ihr Vater, Hans Hegg, bei seiner Konzeptualisierung der EB weder an schweizerischen noch internationalen Vorbildern orientieren konnte, befand sich Hegg in der Situation eines Pioniers, „der während Jahrzehnten als einsamer Kämpfer in der Wüste den Boden zu beackern hatte“<sup>7</sup> Die Autorin verschweigt nicht, dass diese Pionierphase nicht immer problemlos verlief und alle Kräfte ihres Vater erforderte, der sich die Etablierung

---

4 Fagan, T.K. & Sachs Wise, P. (1994). School psychology. Past, present and future. New York: Longman.

5 Caglar, H. (1983). La psychologie scolaire. Paris: Presses Universitaires de France.

6 Siehe Aufsatz von S. Hegg in der vorliegenden Sammlung „Die Bernische Erziehungsberatung“, 1977 erstmals publiziert in Der Jugendpsychologe. 3(2), 37-113.

7 Ebd., Seite 105

dieser Institution zur Lebensaufgabe gemacht hatte. Erst 1930, also 10 Jahre später, wurde in Basel ein Schulpsychologischer Dienst gegründet. 1939 folgte ein solcher im Kanton St. Gallen. 1954 fand in Hamburg eine UNESCO-Schulpsychologie-Konferenz statt. Bei dieser für die Schulpsychologie und Erziehungsberatung sehr bedeutsamen Veranstaltung wurden die grossen Verdienste von Hegg lobend erwähnt. In einer Publikation des UNESCO-Instituts für Pädagogik zur Konferenz sind folgende anerkennende Worte zu finden: „Die Schweiz war Dank der Bemühungen Claparèdes (1912) und Hegg (1920) in Bern eines der ersten Länder mit psychologischen Diensten überhaupt“.<sup>7</sup>

Am Schluss ihres Berichtes stellt Suzanne Hegg die Frage, weshalb das Berner EB-Modell erst 36 Jahre nach der Gründung ausserhalb des Kantons zu Kenntnis genommen wurde. Sie sieht den Grund in den fehlenden Publikationen ihres Vaters: „...weil er nicht publizierte, gelegentlich kleine Artikel ausgenommen. Das Schreiben fiel ihm schwer, er war zu selbstkritisch, um einfach etwas zu publizieren. Zum Schreiben fehlte ihm auch die nötige Musse. Er wurde im Kampf um seine Institution aufgerieben“(S.107).

## 2. Psychologie und Pädagogik – ein schützenswertes Traumpaar

Die Schulpsychologie ist weltweit primär aus den zwei Wissenschaftsgebieten Pädagogik und Psychologie herausgewachsen und ruht somit auf zwei Säulen. Die einen nehmen diese Doppelbürgerschaft als historische Gegebenheit kommentarlos zur Kenntnis. Für andere ist dies ein Stein des Anstosses. Unterschiedliche Meinungen und daraus resultierende kontroverse Diskussionen absorbierten zuweilen viel Zeit und Energie. In den USA führte dies über einen langen Zeitraum hinweg zu unschönen Auseinandersetzungen. Pädagogisch ausgerichtete Angehörige des Praxisfeldes fühlten sich durch die „American Psychological Association APA“ zu wenig gut vertreten. Dies führte 1969 zur Gründung eines neuen, spezifisch für die Schulpsychologie geschaffenen Berufsverbandes, die „National Association of School Psychologists NASP“. Divergente Auffassungen der beiden Vereinigungen kristallisierten sich vor allem um die beiden Fragen: 1. Ist der Schulpsychologe primär ein Psychologe oder ein Pädagoge? 2. Ist die Schulpsychologie eine unabhängige, selbständige Berufsgattung, oder ist es einfach eine Spezialisierung des umfassenden Berufes Psychologe?

Die Konfrontationen gehören zu den trüben Kapiteln der amerikanischen Schulpsychologie. „If there is a tragedy in school psychology, it is, that so much of time and energies of both APA and NASP have been dissipated by struggles between them...“<sup>8</sup> In den 80er Jahren wurden an verschiedenen Konferenzen versucht, den Graben zu verkleinern und gemeinsam über die Zukunft der Schulpsychologie nachzudenken.

Die Diskussion zum Thema „Psychologie und Pädagogik“ spielt auch in der Geschichte der EB des Kantons Bern eine nicht ganz unwichtige Rolle, wie die Beiträge zeigen. Es ist spürbar, dass dieser Gesichtspunkt emotional stark besetzt ist. Gleichzeitig ist aber auch das Ringen um eine einvernehmliche, gegenseitig sich respektierende Haltung erkennbar. „Nicht unbedingt die gleiche Auffassung teilen die bernischen Erziehungsberater darüber, was nun eigentlich Erziehungsberatung zu bedeuten habe... Es gehört zu den erfreulichen Vorzügen des Kantons, dass jeder seine Auffassung haben darf...“<sup>9</sup> Suzanne Hegg macht aber keinen Hehl aus ihrer kritischen Haltung gegenüber einer Dominanz der Psychologie: „Allerdings besteht die Gefahr, dass sich dort, wo die Auseinandersetzung mit der pädagogischen Zielsetzung fehlt, der Berater im Psychologismus zu verlieren droht“.<sup>10</sup> Hoffnungsvoll und auch prophetisch, wie die Zeichen der heutigen Zeit zeigen, schliesst sie: „Es ist durchaus denkbar, dass nach der psychologisch-therapeutischen Welle die Besinnung über grundsätzliche Fragen der Erziehung wieder aktuell wird“ (S. 106).

Aus Sicht des Schreibenden ist der Kampf der EB Bern für die Gleichwertigkeit von Pädagogik und Psychologie in Theorie und Praxis über weite Strecken erfolgreich verlaufen.

Das Thema Psychologie - Pädagogik beinhaltet nicht nur weltanschauliches Konfliktpotenzial, sondern auch persönliches, wissenschaftliches und standespolitisches. Lehrstühle und Lehrveranstaltungen werden nicht nach sachlich-inhaltlichen Kriterien einem der beiden Fachgebiete zugeordnet, sondern nach „zufälligen“ resp. historisch gewachsenen oder personenbezogenen. Aus anstellungs- und berufspolitischen Gründen ist es aber nicht gleichgültig, ob die für SPD und EB relevanten Lehrveranstaltungen der Pädagogik oder der Psychologie zugeordnet werden. Zudem führt die unklare wissenschaftliche Beheimatung zu Identitätskrisen und zur Verwund-

---

8 Reynolds et al. 1984, zit nach R. Käser, 1993, 25.

9 Hegg, 1977, 82.

10 ebda., 106.

barkeit des Berufsstandes.<sup>11</sup> „The vulnerability of school psychology is that it has allegiances to both psychology and education“.<sup>12</sup> Damit verbunden ist auch die Frage der ungleichen Bezeichnungen innerhalb eines Landes oder in unterschiedlichen Staaten und Sprachräumen für gleiche oder ähnliche Tätigkeiten.<sup>13</sup>

### 3. Kontextuelle Sichtweise – der Zeit voraus

Die pädagogisch orientierte Erziehungsberatung ist untrennbar mit dem Einbezug des kindlichen Umfeldes gekoppelt. Denn Pädagogik und Erziehung geschieht durch das Umfeld des Kindes.<sup>14</sup> In der Schulpsychologie und Erziehungsberatung ist kontextuelles Denken unvermeidlich und unabdingbar. Schon der legendäre Schulpsychologe mit Testkoffer und Stoppuhr konnte seine Tätigkeit nicht ernsthaft ausüben ohne Einbezug des Umfeldes (Eltern, Familie, Wohnsituation, Lehrer, Schule, Klassenzusammensetzung etc.).<sup>15</sup> Schulpsychologen und Erziehungsberater sind daher seit jeher unbemerkte, jedoch unsystematische Systemtherapeuten.<sup>16</sup> Sie waren sich dessen nur nicht bewusst und verfügten nicht über entsprechende Theorie – und Handlungsmodelle. Wie in der Einleitung erwähnt, erwiesen sich erst die in den 70er Jahren aufgetauchten systemtheoretischen Modelle als geeignet, um übergreifende Zusammenhänge und Dynamiken unseres Praxisalltages zu beschreiben. Massgeblich zur Verbreitung dieses Gedankengutes im Bereich der Kinder- und Jugendpsychologie hat 1978 Mara Selvini-Palazzoli mit ihrem Werk „Der entzauberte Magier“<sup>17</sup> beigetragen.

---

11 Käser, 1993, 44.

12 Phillips, B.N. 1981. School psychology in the 1980's: Some critical issues related to practice. Hillsdale: Erlbaum (37).

13 Mehr dazu: Käser, 1993, 46.

14 Vgl. auch Hegg, 177, 98.

15 Käser, R. (1992 a). Das Kind aus dem Brennpunkt nehmen... ohne es mit dem Bade auszuschütten. Ökosystemische Überlegungen. Der Jugendpsychologe, 18 (1), 3-13.

16 Käser, R. (1985). Schulpsychologen und Sozialarbeiter - schon lange heimliche, doch unsystematische Systemtherapeuten. In B. Bürgi-Biesterfeld (Hrsg.), Das auffällige Kind zwischen Familie, Schule und Experten. Zusammenhänge 5, Institut für Ehe und Familie, Zürich.

17 Selvini-Palazzoli, M., Cirillo, S., D'Ettore, L., Garbellini, M., Ghezzi, D., Lerma, M., Lucchini, M., Martino, C., Mazzoni, G., Mazzucchelli, F. & Nichele, M. (1978). Der entzauberte Magier. Zur paradoxen Situation des Schulpsychologen. Stuttgart: Klett.

Von der systemischen Fachwelt ausserhalb des Kantons Bern kaum beachtet, hat aber Kurt Siegfried, der Nachfolger von Hans Hegg, bereits in den sechziger Jahren versucht, seine Erfahrungen im dynamischen und komplexen Feld von Schule und Familie konzeptuell zu fassen.<sup>18</sup>

Er stützte sich dabei auf die kybernetischen Modelle von N. Wiener. Von diesen Grundlagen leitete Siegfried zwölf verschiedene Arbeitshypothesen für Schule und Familie ab. Er erahnte das grosse Klärungspotential dieser Modelle für das schulische Feld, war sich aber gleichzeitig bewusst, dass er in ein noch unerschlossenes und unbekanntes Gebiet vorstieß.<sup>19</sup> Hier einige Kostproben:

- Der einzelne Mensch mit seinen Schwierigkeiten ist immer als Teilsystem eines Gesamtsystems zu verstehen, welches sich über längere Zeit samt der aktuellen »Störgröße« eingespielt hat. Die Gesamtregelung hat die Schwierigkeit miteinbezogen und kommt ohne sie nicht mehr aus.
- Die einzelnen Teilregelkreise oder Teilsysteme, welche das Gesamtsystem ausmachen, können nicht verändert werden, ohne in irgendeiner Form das Gesamtsystem um sein Gleichgewicht zu bringen.
- Je komplexer und probabilistischer ein System, um so mehr sind Wandlungen aller Art zu erwarten; jede prognostische Aussage wird schwieriger.
- Geringfügige Veränderungen eines Teilregelkreises können schwerwiegende Folgen für die Gesamtregelung nach sich ziehen.
- Gelingt es umgekehrt, an sich belanglose, störende Faktoren auszuschalten, so ist die Auswirkung auf die Gesamtsituation oft erstaunlich groß. Frappante Erfolge der Kurzbehandlung dürften so erklärt werden.

Zu neu und unvertraut waren die systemischen und kybernetischen Modelle für den Autor. Entsprechend vermochte Siegfried seine visionären Reflexionen und Arbeitshypothesen nur ansatzweise in seine Handlungskonzepte zu integrieren. Siegfried räumte auch ein, dass diese Arbeitshypothesen kein Ersatz für eine noch zu schaffende Theorie seien. Die Zeit war auch noch nicht reif für derartige neue

---

<sup>18</sup> Siegfried, K. (1969): Erziehungsberatung und Schulpsychologie. Bern: Huber  
<sup>19</sup> Käser, 1993, 270.

Denkmodelle. Erst der Umweg über die Familientherapie und die Promotion durch die charismatische und weltbekannte Persönlichkeit Selvini-Palazzoli verhalf diesen neuen Ansätzen im Bereich der Schule zum Durchbruch. Alles deutet darauf hin, dass Selvini keine Kenntnis von Siegfrieds Pionierarbeit hatte.

Es sei auch erwähnt, dass Siegfrieds Achtung vor der Vielgestaltigkeit des Lebens durch die Auseinandersetzung mit diesen Modellen verstärkt wurde und der Glaube an eine Erfassbarkeit des Menschen ins Wanken geraten ist. Er fragte selbstkritisch, ob es überhaupt Sinn mache, eine derart vermessene Aufgabe, wie die Erfassung eines Menschen in seinem zugehörigen Wirkgefüge anzugehen. Er meinte, dass wir uns damit wohl in Wunschvorstellungen bewegen, weil wir nicht den Mut haben, uns die Begrenztheit unserer Möglichkeiten einzugestehen.<sup>20</sup> Dieses Statement von 1969, mitten in einer Zeit des Aufbruchs, der Euphorie und des Glaubens an die uneingeschränkte Machbarkeit zeugt nicht nur von Realitätssinn, sondern auch von Beherztheit und Zivilcourage. Eine Haltung, die Siegfried auch seinen Schülern zu vermitteln wusste, wie das Zitat von Martin Inversini veranschaulicht: „Ich halte dafür, dass wir in unserer Arbeit bescheidener werden sollten...gleichzeitig...tut uns Grenzbewusstsein und Aufklärung über das Machbare not.“<sup>21</sup>

Diese vielleicht etwas unübliche Haltung einer Ethik der Bescheidenheit teilt der Schreibende voll und ganz, wie an anderer Stelle nachzulesen ist.<sup>22</sup>

Der Einblick in bislang nicht bekannte Zusammenhänge führt zur Achtung vor Personen und Situationen, zur Bescheidenheit und zu einem Grenzbewusstsein. Das Erkennen der Fähigkeiten menschlicher Systeme zur Selbstaktualisierung und Problemlösung führt zu einer Haltung der Wertschätzung und Achtung vor den Humansystemen. Der Schulpsychologe ist sich der Ressourcen und Autonomie der Menschen bewusst - und damit gleichzeitig auch seiner vergleichsweise geringen Einflussmöglichkeiten als professioneller Helfer.

Das Erkennen der Selbstregulationsfähigkeit lebender Systeme befreit die Schulpsychologie aber auch vom Anspruch, immer richtige Lösungen präsentieren und realisieren zu müssen. Das Vertrauen auf die Kräfte und Fähigkeiten eines Systems regt daher auch

---

20 Siegfried, 1969,35.

21 Inversini, M.: Schulpsychologie als Erziehungsberatung. Der Jugendpsychologe, 1982,8(2), 31.

22 Käser, 1993,467.

an, Ungewohntes auszuprobieren und neue Wege zu beschreiten. Das Gewährwerden der Unüberschaubarkeit von Einflussvariablen und Wirkungszusammenhängen kann aber auch Angst und Überforderungsgefühle auslösen. Ein solches Grenzbewusstsein soll aber keineswegs in die Resignation führen, sondern zu einem sensiblen und selbstkritischen Differenzieren zwischen Machbarem und Unbeeinflussbarem.

#### 4. Professioneller Berufseinstieg – leider allein auf weiter Flur

Eine weitere Perle in der Kette der bernischen EB ist die vorbildhafte Theorie-Praxis-Verzahnung und im Speziellen die - auch heute noch - im deutschsprachigen Raum einzigartige professionellen Einführung in die praktische Tätigkeit. Und dies bereits seit über 50 Jahren, wie in den Beiträgen des vorliegenden Sammelbandes nachzulesen ist. Das EB-Studium war Anfang der 60er Jahre als fortschrittlicher fächerverbindender Studiengang von Psychologie, Pädagogik und Kinderpsychiatrie, verflochten mit der Praxis, konzipiert worden. Ausgangslage waren die bereits 1964 (!) vom Kanton Bern eingeführten gesetzliche Grundlagen für eine kantonale Erziehungsberatung. Mit dem praxisbezogenen Ausbildungsgang stellte man sicher, dass genügend und gut qualifizierte Fachpersonen zur Verfügung standen.

Wie erwähnt, war nicht nur ich – bereits in jungen Jahren – fasziniert vom fortgeschrittenen und motivierenden Berner Ausbildungskonzept. Viele Berufskollegen aus der östlich gelegenen deutschsprachigen Schweiz holten sich ihr berufliches Rüstzeug in der „EB-Metropole Bern“, einer Quelle schulpsychologischer Innovationen und Entwicklungen sowie Ausbildungs- und Pilgerstätte zukünftiger Erziehungsberaterinnen und Schulpsychologen. In der heutigen Marketingsprache würde man von „Alleinstellungsmerkmal, Unique Selling Proposition USP oder Strategischer Erfolgsposition SEP“ sprechen.

Der Leser kann unschwer meine Hochachtung und Wertschätzung dieser Errungenschaft gegenüber herausspüren. Dies ist nicht Ausdruck einer unkritischen und euphorisch überzeichneten Einstellung dieser Einrichtung gegenüber. Nein, der tiefere Grund dieser anerkennenden Worte ist eine berufliche Sorge, die mich seit Jahrzehnten verfolgt. Nämlich die Besorgnis darüber, dass es der nicht-bernischen Schulpsychologie bis heute nicht gelingt, einen für unseren Beruf unabdingbaren qualifizierenden Berufseinstieg anzubieten und als verbindlich zu erklären.

Das Einfordern einer gezielten Berufseinführung hat auch eine ethische Dimension. Denn in unsere Beratungen kommen hilfsbedürftige Menschen - zuweilen in grosser Not. Unsere moralische Verpflichtung untersagt, diese Menschen als Versuchsobjekte zu verwenden, resp. zu missbrauchen - für Anfänger ohne Praxiserfahrung und fehlender Handlungskompetenz.

Aus Respekt diesem anspruchsvollen Beruf sowie unseren Klienten gegenüber, versuche ich seit Jahren mit Vorträgen die zuständigen Verantwortlichen davon zu überzeugen. Auch im Referat anlässlich der Mitgliederversammlung 1994 zum 25-Jahre-SKJP-Jubiläum in St. Gallen, dem auch der damalige Präsident der EDK, Dr. Hans Ulrich Stöckling, beiwohnte. Der Vortrag wurde in der Fachzeitschrift „Der Jugendpsychologe“ publiziert.<sup>23</sup>

Es fällt uns nicht leicht, uns von unserem beruflichen Einstiegsmodell nach dem Motto „Sprung ins kalte Wasser“ zu lösen und uns einzugestehen, dass wir - wie andere akademische Berufe (z.B. Juristen, Ingenieure, Ärzte, Ökonomen) auch - uns mehrere Jahre systematisch in unser Arbeitsgebiet einarbeiten sollten. Niemand stößt sich daran, dass sich z.B. der Jurist mehrere Jahre als Gerichtsschreiber - oder der Ökonom sich zunächst längere Zeit als Assistent eines Generaldirektors in die Materie einarbeitet. Der Gedanke, dass sich ein Schulpsychologe zunächst zwei bis drei Jahre in einer Art Assistenzfunktion in das ausserordentlich breite und entsprechend anspruchsvolle Feld der Schulpsychologie einarbeitet, wird von vielen Kolleginnen und Kollegen fast als Verrat am Berufsstand betrachtet. Um glaubwürdig zu bleiben, müssten wir als generalistisch ausgerichtete Schulpsychologen dabei aber vom Konzept eines sukzessiven Generalisten ausgehen, der seinen Berufseinstieg schrittweise vollzieht. Dadurch gewännen wir nicht nur bei unseren Adressaten an Vertrauen und Ansehen, sondern erhöhten durch eine attraktivere Berufslaufbahngestaltung langfristig auch die Arbeitszufriedenheit und verminderten die Burnout-Gefahr.

Es ist etwas beschämend, dass gegen 20 Jahre später analoge Appelle erhoben werden müssen<sup>24, 25</sup>, die ausserhalb des Kantons Bern aber auch heute auf wenig fruchtbaren Boden fallen.

---

23 Käser, R. (1994). Professionalisierung der Schulpsychologie - mehr als nur ein Schlagwort. Selbstbewusstsein - Selbstkritik - neues Selbstverständnis. Der Jugendpsychologe, 20(2), 32-41.

## Zum Abschluss

Die exemplarische Darstellung einiger bemerkenswerter Errungenschaften der Berner Erziehungsberatung EB und die Würdigung derselben durch einen aussenstehenden Beobachter sollen nicht vorgaukeln, die Institution hätte keine Knacknüsse zu beissen gehabt. Die transparente und ungeschminkte Berichterstattung durch die Autorinnen und Autoren des vorliegenden Sammelbandes, welche gleichzeitig Mitgestalter der Geschichte waren, haben auch sensible Stellen und Rückschläge aufgezeigt. Einige davon habe ich erwähnt. Man erinnere sich an den „Richtungstreit“ zwischen Pädagogik und Psychologie respektive Erziehung und „Psychologismus“ sowie an das Ringen der EB mit der Universität um eine Verzahnung von Theorie und Praxis. Weitere Konfliktherde können in den vorliegenden Beiträgen nachgelesen werden, zum Beispiel bei Hans Gamper über den „Aufstand der Jungen – Die Autonomie der Regionalstellen“. Auch in gesamtschweizerischen Publikationen können kontroverse Positionen von Berner EB Vertretern gefunden werden. Namentlich gegen Ende der siebziger Jahre als EB und SPD gesellschaftspolitischer Kritik ausgesetzt waren und der Vorwurf im Raum stand, EB und SPD seien Handlanger des kapitalistischen Systems, welche mit ihrem Reparatur- und Wartungsdienst die ungerechten gesellschaftlichen Machtverhältnisse zementierten. Dies geschähe vor allem mittels testpsychologisch abgestützter Selektion wurde von der einen Seite moniert, die andere Seite verteidigte standardisierte Verfahren.<sup>26</sup> Diese Diskussion wurde vehement auch innerhalb der EB geführt.<sup>27,28</sup> In jeder Form des Zusammenarbeitens und des Zusammenlebens, seien es Teams, Institutionen oder Partnerschaften, sind offene gelegte Kontroversen eine Chance für kreative und fortschrittliche Prozesse, sofern der Diskurs respektvoll geführt und Konflikte konstruktiv ausgetragen werden. Die Bilanz der bald 100 jährigen EB Bern

---

24 Käser, R. (2012) Referat „Schulpsychologie – Fit für die Zukunft?“. Jubiläumstagung des SPD der Stadt Zürich Juni 2012.

25 Käser, R. (2013) Referat „Von ganz unten und weit oben. Anregungen zur zukünftigen Gestaltung der Schulpsychologie in der Schweiz“. Jahrestagung IVL 28./29. November 2013 in Zug

26 Vgl. Käser, R. (1993) 34.

27 Felten, R. von. (1985). Überlegungen zur Rolle der Intelligenztests in Erziehungsberatungen, Schulpsychologischen und Jugendpsychologischen Diensten. *Der Jugendpsychologe*, 11(2), 4-20.

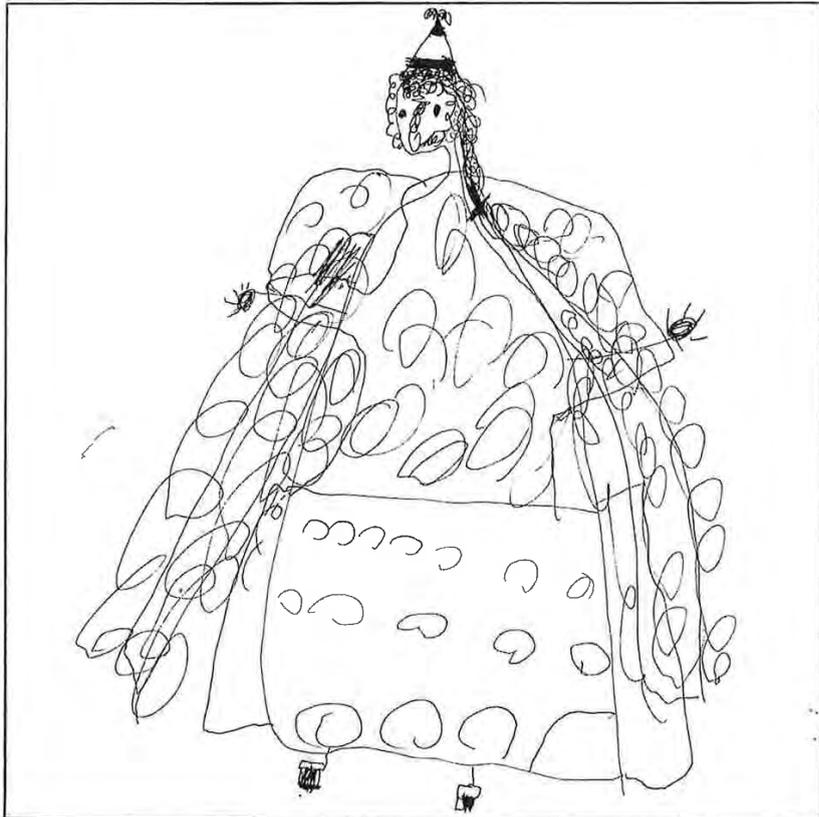
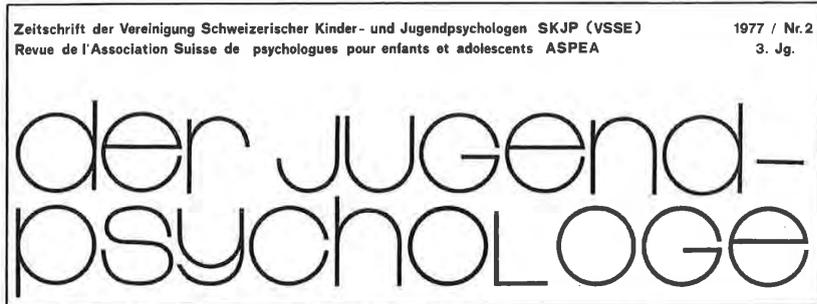
28 Wälti, U. (1986). Diskussionsbeitrag zu den ‚Überlegungen zur Rolle von Intelligenztests‘ von Rolf von Felten. *Der Jugendpsychologe*, 12(2), 40.

ist das Ergebnis einer Erfolgsgeschichte und damit Beleg, dass die EB Bern Krisen als Chancen nutzen konnte. Und wie die Beispiele aufzeigen, übernahm die EB Bern nicht nur früher eine Vorreiterrolle, sondern ist auch heute in verschiedener Hinsicht Vorbild und Modell. Ein aussen stehender Beobachter hat das Privileg, den Fokus von den Binnenprozessen auf die Resultate zu lenken. Die Vogelperspektive eines Betrachters eröffnet zudem den Blick auf das umliegende Gebiet eines Gegenstandes, so wie eine Satellitenaufnahme den Blick nicht nur auf ein Land freigibt, sondern auch auf die umliegenden Länder. Damit werden Unterschiede sichtbar und erlauben Vergleiche. Diese privilegierte Gelegenheit hatte ich als Gastschreiber, der durch Nachforschungen analoge Institutionen im In- und Ausland kennengelernt hat - und als Schulpsychologe und Erziehungsberater in diversen Kontexten eine ähnliche Tätigkeit ausübte wie die Berner Erziehungsberater. Aus dieser Position heraus war es mir vergönnt, Entwicklungsgeschichte und aktueller Status der Berner EB zu kommentieren und zu würdigen. Wobei mir bewusst ist, dass auch ein Aussensteher bei aller Bemühung um Neutralität die Welt durch seine subjektiv gefärbte Brille betrachtet. Zum Schluss bleibt mir der Wunsch und die Hoffnung, dass die Berner Erziehungsberatung als anerkannte Institution ihren vorbildhaften Errungenschaften Sorge trägt und ihre wegweisende Vorreiter-Rolle weiter pflegt - im Dienste der Schwächsten und zum Wohl unserer Gesellschaft sowie im Interesse der Institution Schulpsychologie und Erziehungsberatung Schweiz.

Suzanne Hegg

## Von den Anfängen bis in die 70er-Jahre: Die Bernische Erziehungsberatung

*Text erschienen 1977 in „Der Jugendpsychologe“ 3/2, 37-113.*



DIE BERNISCHE ERZIEHUNGSBERATUNG

Suzanne Hegg

Vorwort

In diesem Jahr, 1977, blickt die bernische Erziehungsberatung auf eine Entwicklung von 57 Jahren zurück. Es mag daher sicher angebracht sein, dass diese Institution, die 1920 als ein Experiment begonnen hat, welches jahrelang daerte und schliesslich als gelungen bezeichnet werden durfte, nach so langer Zeit eine schriftliche Würdigung erfährt. Zudem scheint das historische Interesse im psychologisch-pädagogischen Bereich erneut zu erwachen, und es werden vermehrt Fragen nach dem "wie war es damals?" gestellt.

Als Rolf von Felten mit der Anfrage an mich gelangte, ob ich über die Grundlagen und die Entwicklung unserer Erziehungsberatung schreiben würde, hatte ich vorerst etliche Widerstände zu überwinden. Verschiedene Gründe bewogen mich schliesslich, die Aufgabe zu übernehmen: Ich bin in der bevorzugten Lage, über eine Dokumentation zu verfügen, die sonst kaum zugänglich ist. Meine Kindheit und Jugendjahre waren geprägt von der Entwicklung der Erziehungsberatung mit all ihren Höhen und Tiefen. Diese Tatsache bewirkt einerseits, dass ich zwar über vieles Bescheid weiss, was anderen unbekannt sein muss; andererseits fehlt mir aus demselben Grund eine gewisse innere Distanz, die Entwicklung der Erziehungsberatung frei von persönlicher Stellungnahme zur Darstellung zu bringen. - Die Idee der Erziehungsberatung als ein Dienst im Felde prophylaktischer Massnahmen war 1920 nicht nur für Bern, sondern für die

ganze Schweiz etwas völlig Neues. Sie hatte keine Vorbilder und musste sich daher während Jahren bewähren und allmählich ins Volksbewusstsein eindringen, bevor sie einigermaßen etabliert war. Ihre Entwicklung verlief mühsam und harzig und blieb während Jahrzehnten an ihren Begründer, Hans Hegg, gebunden, der sich das Unternehmen zur Lebensaufgabe gemacht hatte.

Abgesehen vom Wissen, das ich um die Geschehnisse der Erziehungsberatung besitze, habe ich den Auftrag noch aus anderen Gründen angenommen: Mir scheint, dass wir Berner Erziehungsberater es als zu selbstverständlich erachten, unserer Arbeit in so grosser Freiheit und materieller Gesicherheit nachgehen zu können. Wir sind die Nutzniesser der für uns erfolgreich verlaufenen Kämpfe, welche andere geführt haben. Dieser Tatsache einmal bewusst zu werden, scheint mir durchaus am Platze zu sein. Viele unserer Kollegen in andern Kantonen ringen heute immer noch um ihr berufliches Ansehen und Verständnis. - Aus Gesprächen mit Jungen, Studenten der Erziehungsberatung, die versuchen, hinter die Kulissen dieser Einrichtung zu sehen, sie zu verstehen und zu erfahren, was da eigentlich vorgeht, wurde mir klar, dass eine Darstellung über die Erziehungsberatung für sie vielleicht hilfreich sein könnte.

Die bernische Erziehungsberatung ist aus einem bestimmten Konzept herausgewachsen und im Kanton etabliert worden. Hegg hat es nirgends in extenso publiziert. Es bestehen kleinere Aufsätze von ihm über Erziehungsberatung sowie Vorlesungsnotizen, die uns ein klares Bild von seinen Vorstellungen geben. Im 2. Teil des vorliegenden Aufsatzes soll das Konzept von Hegg thesenmässig zur Darstellung kommen. Es soll ein Beitrag in der Diskussion über psychologisch-pädagogische Dienste sein und zu neuem Ueberdenken ihrer Aufgaben und Zielsetzungen einladen. Da die Entwicklung unserer Erziehungsberatung so eng verknüpft ist mit der Person ihres Begründers und dessen Lebensschicksal, werden im Anhang einige biographische Notizen angeführt, soweit sie im Zusammenhang mit der Entwicklung der Erziehungsberatung stehen.

Allen jenen, welche mich bei der Arbeit unterstützt haben und allen denen, die mir zur Objektivierung in der Darstellung der Ereignisse geholfen haben; sei an dieser Stelle herzlich gedankt.

Herbst 1977

I. TEILAUS DER GESCHICHTE DER ERZIEHUNGSBERATUNGDie Anfänge

Point n'est besoin d'espérer pour entreprendre ni de réussir pour persévérer.<sup>1)</sup>

Es ist heute, 1977, müssig, feststellen zu wollen, an welchem Tag der Beschluss gefasst worden ist, dass in der Stadt Bern eine institutionelle Erziehungsberatung aufgezogen werden sollte. In Gesprächen im Freundes- und Kameradenkreis muss der Gedanke gereift sein; Gespräche, welche in den Hallen der Universität, am Biertisch, im Privatissimum bei Professor Häberlin oder auf Bergtouren stattfanden, und wo immer diese Jungen über die Zeit, über die politischen und die sozialen Verhältnisse diskutierten. Es waren schwere Zeiten bei Kriegsende und in der Nachkriegszeit vor und nach 1920: die Preise waren hoch, die Löhne tief; es herrschten Armut und grosse Arbeitslosigkeit; die Chancen vieler Jungen, etwas lernen zu können und Arbeit zu finden, waren sehr gering. Die Wunden, welche die Grenzbesetzung und der anschliessende Generalstreik gerissen hatten, waren noch keineswegs verheilt.

Da entstand der Berner Jugend 1917 in der Person des neuen, jungen Schularztes Paul Lauener, ein Helfer ersten Ranges. Mit grosser menschlicher Ausstrahlungskraft, von hohem sozialen Verantwortungsbewusstsein und von Einsatzfreude getragen, versuchte er, die Jugendlichen im Lehrlingsalter von der Strasse fernzuhalten. Er organisierte Freizeitstuben für sie, wo gespielt, gebastelt, mit Studenten diskutiert und gelesen werden konnte. Die Türen des Schularztamtes waren für Rat und Hilfe Suchende immer offen. Lauener gab einen grossen Teil seiner Freizeit, um sich der Jugendbetreuung zu widmen.

Bald nach Antritt seiner Tätigkeit wurde er in den Sprechstunden nicht nur mit medizinischen Fragen konfrontiert, sondern ebenso mit allgemein erzieherischen. In seiner Schrift "Erlebte Schulprobleme" schreibt er nach 40 Jahren Erfahrung über jene Zeit: "Unbeschwert von allen Fragen über Erziehung, Erziehbarkeit, Erziehungsschwierigkeiten und Störungen in der Erziehung der Kinder kam ich von der internen Medizin als noch junger Mann in mein neues Amt, im Glauben, die ärztlichen Beratungen in meinen schulärztlichen Sprechstunden würden nun in etwas ähnlichem Rahmen weitergehen wie auf der medizinischen Poliklinik. Ich musste jedoch bald erkennen, dass die Eltern mit ganz anderen und zum Teil komplizierteren und heikleren Fragen zu mir kamen, als dies in meiner früheren ärztlichen Sprechstunde der Fall war. Da wurden Klagen vorgebracht, weil Kinder nicht gehorchten, es ging zu Hause nicht, Kinder waren undiszipliniert, logen, stahlen, schwanzten herum, schwänzten die Schule, kamen nicht aus mit den Geschwistern, waren jähzornig, zu aufgereggt oder schlapp, mochten nicht arbeiten, seien faul, gleichgültig oder nur zu losen Streichen aufgelegt. Da waren alle diejenigen, die Schwierigkeiten boten mit dem Essen, die einen kein Gemüse, die andern, die keine Früchte essen oder keine Milch trinken möchten. Da waren die Klagen über Kinder, die nicht einschlafen konnten oder morgens nicht weckbar waren, solche, die nachts unruhig waren und im Schlaf schrien. Dann kam das ganze Kontingent der Kinder mit abnormen Gewohnheiten: Bettnässen, Nägelbeisser, Lutscher, Grimassenschneider und anderen triebartigen Erscheinungen..... Endlich kamen hinzu die vielen Klagen über Schule, Lehrer und Schulschwierigkeiten..... Kurz, alles, was schief ging in der Schule kam schliesslich vor unsere Ohren, weil man irgendwie in allen diesen Fällen auch bei uns Hilfe suchte, auch für Geschehnisse, die kaum oder gar nichts mit der ärztlichen Beratung etwas zu tun haben konnten.....

Wie eine Lawine stürzten alle diese Fragen auf uns ein, und da ich mich allein mit einer Schulschwester dieser Lawine gegenüber fand, bestand die Gefahr, von ihr erdrückt zu werden. Zudem war

ich in keiner Weise dazu ausgebildet, mich nur einigermaßen allen diesen Fragen gegenüber gewachsen zu fühlen. Da halfen auch die besten Schriften von Pestalozzi bis Häberlin nur eben so viel, uns die Schwierigkeiten nur noch deutlicher vor Augen zu führen. Jedes erziehungsschwierige Kind, jede Störung im Gefüge der seelischen Entwicklung bilden ein zu bearbeitendes Problem, das für die betreffenden Aerzte und Pädagogen ein Arbeitspensum und Studium nötig macht. Darüber hinaus sind manche dieser Störungen bereits an der Grenze des Krankhaften...

Es war nur möglich, am Schularztamt Bern eine erspriessliche und einigermaßen aussichtsreiche Arbeit auch in allen den verwickelten Fragen der Erziehung der Kinder zu leisten, wenn dafür geeignete Kräfte zugezogen werden konnten." <sup>2)</sup>

Laueners Bemühungen, einen psychologisch-pädagogisch geschulten Fachmann zu finden, verliefen erfolgreich. In der Person von Dr. phil. Hans Hegg fand er seinen zukünftigen Mitarbeiter. Gemeinsam wollten sie auf dem Schularztamt der Stadt Bern eine Erziehungsberatung aufziehen. Eine äusserst fruchtbare Zusammenarbeit zwischen Arzt und Pädagog nahm hier ihren Anfang, und sie dauerte in ungetrübter Freundschaft bis über die Auflösung des Teams hinaus, als Lauener 1952 pensioniert wurde. Dies war nicht nur deshalb möglich, weil Lauener und Hegg sich menschlich gut ergänzten und aufs gleiche Ziel hin arbeiteten, sondern, weil Lauener zu den selten anzutreffenden Medizinern gehört, die über ein wahres pädagogisches Verständnis und Verantwortungsbewusstsein verfügen und daher auch die Grenzen ihrer Kompetenz erkennen. In Fachkreisen ist Paul Lauener nicht wegen den oben erwähnten sozialen Eigenschaften bekannt geworden, sondern auf Grund seiner Verdienste auf medizinischem Gebiet, wo er im Felde der Prophylaxe: im Kampf gegen die Tuberkulose und dem früher weit verbreiteten Kropf entscheidend gewirkt hat. Dafür hat ihm die medizinische Fakultät der Universität Bern 20 Jahre nach seiner Pensionierung den Ehrendoktor verliehen. Ohne Laueners Ansehen in der Oeffentlichkeit und bei der

städtischen Schuldirektion und ohne seine tatkräftige Unterstützung hätte Hegg wohl trotz aller Ueberzeugung inbezug auf seinen Auftrag beruflich nicht überleben können, und die bernische Erziehungsberatung wäre nicht das geworden, was sie heute ist.

Im Verwaltungsbericht der städtischen Schuldirektion von 1920 steht geschrieben: "Seit Frühjahr 1920 ist, vorerst freiwillig, dem Schularztamt eine Beratungsstelle für Erziehungsfragen, geleitet durch Herrn Dr. Hegg, angegliedert worden." - "Vorerst freiwillig" bedeutete: ohne Entschädigung an den Berater.

Die Zeit, während der die Erziehungsberatung am städtischen Schularztamt "freiwillig" betrieben wurde, dauerte ein Jahr. In einem Brief vom 16. November 1920 der städtischen Armen-direktion an Hegg, erklärte sich die Direktion "damit einverstanden", dass Hegg ab 1. Januar 1921 für die psychologischen Untersuchungen, die er im Auftrage des städtischen Jugendamtes oder des städtischen Armeninspektorates besorgte, "eine bescheidene Vergütung ausgerichtet wird. Das Honorar wird gemäss den mündlichen Vereinbarungen vorläufig auf Fr. 3.-- bis Fr. 5.-- festgesetzt." - Im drauffolgenden Jahr, am 21. Juli 1921, schrieb das städtische Jugendamt an "die Direktion der sozialen Fürsorge der Stadt Bern", wie die "Armendirektion" mittlerweile genannt wurde, unter anderem: "Sicher wäre auch für unsere stadtbernerische Jugendfürsorge die Anstellung eines Psychologen im Hauptamte dringend zu wünschen..... Wenn der Vorsteher des Jugendamtes heute noch nicht den Vorschlag macht, einen Psychologen im Hauptamte anzustellen, so geschieht dies in erster Linie mit Rücksicht auf die finanzielle Tragweite eines solchen Vorschlages, sodann aber auch aus der Erwägung heraus, dass ein stufenweises Vorgehen für unsere bernischen Verhältnisse das Zweckmässigste sein dürfte.

Bei dem gegenwärtigen Zustande, der für die Gemeinde allerdings der billigste gewesen wäre, kann es nun leider nicht bleiben, weil Herr Dr. Hegg bei einer jährlichen Vergütung von Fr. 2'000.--

bis Fr. 3'000.--, wie er sie gegenwärtig bezieht, nicht bestehen kann, und weil er überdies die Absicht hat, sich demnächst zu verheiraten und einen eigenen Hausstand zu gründen..... (Er) hat sich deshalb bereit erklärt, seine Arbeitskraft weiterhin dem Jugendamt und dem Schularztamt zur Verfügung zu halten, wenn ihm von der Gemeinde eine monatliche Vergütung von Fr. 400.-- ausgerichtet würde..... Ueberzeugt, dass wir die Arbeit des Herrn Dr. Hegg für unsere Jugend dringend nötig haben und dass die dafür aufgewendeten Ausgaben sich reichlich lohnen werden, empfiehlt der Unterzeichnete, es möchte im Voranschlag für das Jahr 1922 ein Betrag von Fr. 4'800.-- aufgenommen werden als Vergütung an Herrn Dr. Hegg gemäss den vorstehenden Ausführungen." Im Jahre 1923 wurden schliesslich Fr. 5'000.-- in das Budget des Schularztaamtes als Honorar für den Berater aufgenommen, ohne dass jedoch - was bedeutsam ist - eine Stelle geschaffen worden wäre. So blieb es bis 1931. (Zum Vergleich seien die heutigen Verhältnisse angeführt: Im Kostenvoranschlag von 1978 sieht die Erziehungsdirektion des Kantons Bern für die 11 Erziehungsberatungsstellen Aufwendungen im Betrage von Fr. 3'400'000.-- vor, davon Fr. 2'700'000.-- für Besoldungen. Die Jugendpsychiater werden von der Gesundheitsdirektion angestellt und besoldet, figurieren in diesem Betrag also nicht.)

Hegg arbeitete nebenamtlich auf dem Schularztamt in einem Hinterzimmer, das für alle Zwecke gebraucht wurde und versuchte gleichzeitig, eine Privatpraxis aufzubauen, was allerdings schlecht gelang, weil er sich auf dem Schularztamt selber konkurrenzierte. Hier war die Beratung kostenlos. - <sup>3)</sup>

Die zehn ersten Jahre der Erziehungsberatung sind - wie im Vorwort erwähnt wurde - als ein Experiment zu betrachten. Die Institution war sowohl der Idee wie der Ausführung nach etwas völlig Neues, für Viele etwas Befremdliches, Unnötiges oder gar Bedrohliches. Andererseits wurde von dieser neuen Beratungsstelle zunehmend Gebrauch gemacht, sodass Hegg schon nach relativ kurzer Zeit weit mehr Stunden in das Unternehmen am Schularztamt investieren musste als vorgesehen war. - Das Experiment

gelang, weil die neue Erziehungsberatung trotz kritischer Einwände und anderen Nebengeräuschen offenkundig einem Bedürfnis entsprach, wie Lauener in seinen Erinnerungen beschrieben hat.

### Erste Reaktionen

Die Lehrerschaft machte während Jahren Front gegen die neue Institution, da sie sich selbst als zuständig für alle Erziehungsfragen erachtete. Dazu sei sie kraft ihrer Ausbildung kompetent, war noch in den 40er Jahren in der "Schweizerischen Lehrerzeitung" zu lesen, obwohl damals die Lehrerschaft schon lange zu einer "Hauptkundin" der Erziehungsberatung geworden war. Heute werden über 40% der Kinder durch die Schule angemeldet, und ein hoher Prozentsatz der Eltern, welche sich selber anmelden, tun dies auf Empfehlung der Lehrerschaft. Das Verhältnis Lehrer - Erziehungsberater darf daher an vielen Orten als recht gut bis gut bezeichnet werden. Allerdings gerät diese gute Beziehung gelegentlich wieder ins labile Gleichgewicht, vor allem dann, wenn der Erziehungsberater und der Lehrer oder die Lehrerin nicht gleicher Meinung über das Kind und seine Umstände sind. Die Lehrerschaft wird nicht zu Zusammenarbeit geschult. Sie ist gewöhnt, weitgehend autark zu arbeiten. Daher hängt es oft vom Geschick der Erziehungsberater ab, ob der Lehrer wegen einer Diagnose oder einer Beratung so erobst wird, dass er und die übrige Lehrerschaft des Schulhauses finden, die Erziehungsberatung taue überhaupt nichts.

Die zweite Berufsgruppe, welche schon zu Beginn der Erziehungsberatung mit dem Konzept konfrontiert wurde, waren die Mediziner. Im allgemeinen blieben sie neutral und desinteressiert. Sie wussten nicht, worum es ging, die Problemstellung der Erziehungsberatung war ihnen weitgehend fremd. Immer mit Ausnahmen natürlich. - Ein Vertreter der medizinischen Fakultät, seines Zeichens Pädiater, bezeichnete die Erziehungsberatung kurz nach

ihrer Gründung als eine "Bierkateridee", die von allem Anfang an zum Scheitern verurteilt sei. Zuständig für Erziehungsfragen erklärte er den Kinderarzt, der die familiären Verhältnisse am besten kenne und zu beurteilen vermöge.

Gewisse Pädiater mögen auch heute noch diesen Zuständigkeitsglauben haben, obwohl, oder weil ihnen pädagogische Fragestellungen fremd sind. Schon seit vielen Jahren hat sich ein Wandel in der Einstellung der Kinderärzte zur "Konkurrenz" der Erziehungsberatung abzuzeichnen begonnen, und heute ist es durchaus möglich, dass die beiden Fachrichtungen im Einzelfall ein Team bilden, sehr zum Vorteil und Nutzen aller Beteiligten, vor allem aber des Kindes.

Die Psychiater im Kreise Laueners hatten nichts gegen die Neugründung. Ein späterer Ordinarius erklärte wörtlich: "Das Kind interessiert uns nicht." Er sehe hier für die Psychiatrie keine Aufgabe. Von ihm kam daher in den früheren Jahren seiner Tätigkeit keine Opposition. Er betrachtete das Unternehmen höchstens als überflüssig. Der erste medizinische Konsiliarier der Erziehungsberatung war ein auf Erwachsene spezialisierter "Nervenarzt", und erst nach seinem Tod, 1931, erschien erstmals ein "Kinderpsychiater" in der Person von Arnold Weber. Mit ihm, einem der ersten Kinderpsychiater der Schweiz, gab es nie Kompetenzstreitigkeiten, auch dann nicht, als er vermehrt beigezogen wurde. Er stand der Idee der Erziehungsberatung, die vor allem im Felde der Prophylaxe wirken wollte, durchaus positiv gegenüber, war aber überzeugt, dass sie im Grunde nicht realisierbar sei. Seine Auffassung war, die Erziehungsberatung werde in der Regel nicht rechtzeitig aufgesucht, und wenn, dann seien schon Fehlentwicklungen im Gange, die einer eigentlichen Therapie bedürften.

Erhaltene Briefe von Berner Aerzten zur ersten Abhandlung von Hegg über "Beratung in Erziehungsfragen", publiziert in der "Schweizerischen Erziehungsrundschau" 1933, zeigen, wie unterschiedlich sie sich zur Idee einer derartigen nicht-medizinischen Institution stellten. Diese Briefe zeugen von Interesse und Ver-

ständnis, von Anerkennung aber auch von Vorbehalten. Ein Beispiel sei hier zitiert: "..... Der einzige Punkt, für den auch Sie die Formel noch nicht gefunden haben, ist das Verhältnis zwischen Arzt und Erziehungspsychologen.....

..... Die Schwierigkeit liegt nun aber, wie Sie selber betonen, in der Frage, an welchem Punkt die Grenze zu ziehen ist. Dadurch, dass der Psychologe das Kind ein- oder mehrmals zum Arzt zur körperlichen Untersuchung schickt, ist in den meisten Fällen nicht viel gewonnen. Eine ganze Reihe von Fällen, wie Sie sie erwähnen, behandle ich neben der Psychotherapie auch rein medizinisch, sei es durch Medikamente, durch physikalische Massnahmen, Diät, Elektrizität usw. Oder ich behandle das Kind psychotherapeutisch und daneben Eltern oder Lehrer körperlich und psychotherapeutisch kombiniert.....

..... Ich glaube, es wird für Sie am besten sein, wenn Sie sich als grosszügigen Vermittler und Kristallisationszentrum zwischen Schule, Elternhaus und Arzt betrachten, eine Einstellung, die Sie ja im Grunde genommen bereits haben, die aber meiner Ansicht nach noch eindeutiger herausgearbeitet werden sollte."

Der Brief entsprach wohl den gemischten Gefühlen vieler Psychiater angesichts der neuen Institution. Für sie bedeutete das Aufkommen der Erziehungsberatung ohne Zweifel eine gewisse Bedrohung. Wenn der Widerstand gegen sie in den Berner Aerztekreisen nicht aktiver und vehementer war, so wahrscheinlich deshalb, weil Hegg lange Jahre innerhalb des schulärztlichen Dienstes - also eines medizinischen Betriebes - wirkte, und so wohl er, wie vor allem auch Lauener in der Aerzteschaft über ein erhebliches Ansehen verfügten.

Der Kanton schaltet sich ein

Wendepunkte und Fortschritte in der Entwicklung der bernischen Erziehungsberatung wurden immer wieder dank der Unterstützung kantonalen Behörden möglich, obwohl die Beratungsstelle bis 1971 ein gemeindeeigener Dienst der Stadt Bern war. Die Ausweitung des Aufgabenbereichs und die Entfaltung des Dienstes blieben eng verknüpft mit der finanziellen Situation des Beraters. - Wie ein roter Faden zieht sich durch all die Jahrzehnte des Werdens und des Aufbaus der Erziehungsberatung zudem das Problem der Ueberlastung durch die Zahl der Fälle und das formulierte Unbehagen des Beraters, der mehr tun möchte, als es ihm die äusseren Möglichkeiten gestatten, und der daher immer wieder im Bewusstsein des Ungenügens lebt.

In einem Brief, datiert vom 31. März 1931, schrieb Hegg an Schuldirektor Bärtschi, um ihm nach elf Jahren den Ausbau der Erziehungsberatung zu empfehlen. Er ersuchte die Schuldirektion, ein Vollamt zu schaffen und die Erziehungsberatung zu der selbständigen Institution zu machen, die sie ihrer Arbeit nach faktisch schon war; denn die "pädagogische Assistenz des Schularztes innerhalb der gesamten Arbeit spielt nur noch eine untergeordnete Rolle..... Im Januar 1931 kamen 55 neue Fälle zur Behandlung, im Februar 42 Fälle, ohne Einschluss der 23 Hilfsschulkandidaten..... Die Arbeit fordert demnach heute von mir eine Leistung, die das Mass dessen, was bei der Schaffung der Stelle von mir verlangt wurde, bei weitem überschreitet..... Sie ist erheblich über den Rahmen einer nur nebenamtlichen Tätigkeit hinausgewachsen..... An der nebenamtlichen Organisation der Stelle liegt es auch, wenn in steigendem Masse wichtige Arbeit aufgeschoben wird oder überhaupt nicht bewältigt werden kann. Ich kann also nicht, wie es oft nötig wäre, die weitere Entwicklung von Kindern, die sich mir in der Sprechstunde vorgestellt haben, verfolgen und die Eltern von Zeit zu Zeit wieder zu mir einladen. Auch zeitraubende Schulbesuche können nicht

stattfinden, obschon eine intensivere persönliche Fühlungnahme mit der Lehrerschaft sehr im Interesse meiner Arbeit liegen würde. An ihre Stelle treten die telefonischen Unterredungen, die nicht befriedigen können, wenn sie zur Regel gemacht werden müssen. Ferner drängen sich immer wieder Aufgaben auf, die, so dringend auch ihre Lösung erscheint, aus Mangel an Zeit zurückgestellt oder aufgegeben werden müssen. So deckte z.B. gerade die Untersuchung der Stotterer eine erhebliche seelische Hilfebedürftigkeit auf, der unter den heutigen Verhältnissen nicht entsprochen werden kann. Auch die jährlichen Untersuchungen der Schwachbegabten forderten eigentlich eine intensivere Beschäftigung mit den Nöten fast eines jeden Kindes, als wie sie stattfinden kann. Und so verhält es sich noch vielfach." Ein Ausbau fand nicht statt.<sup>4)</sup>

Trotzdem erlebte die Erziehungsberatung im gleichen Jahr eine entscheidende Unterstützung, die für ihre Entwicklung bedeutsam werden sollte: Der Kanton begann sich für die Institution zu interessieren und von ihr Gebrauch zu machen. Nachdem sich Hegg erfolglos um die Stelle eines Psychologielehrers am Lehrerinnenseminar Thun beworben hatte, wurde ein Kompromiss zwischen dem Kanton, der Stadt und ihm ausgearbeitet: Hegg sollte am Lehrerinnenseminar Thun einen Kurs über schwierige Schüler erteilen, und der Kanton würde sich an der Erziehungsberatung finanziell beteiligen. Hegg blieb auf der Erziehungsberatung, der erste Ausbau fand statt: Der kantonale Erziehungsdirektor und der städtische Schuldirektor verständigten sich dahin, dass auch "der Lehrerschaft aus dem Kanton das Recht einzuräumen sei, die Dienste der städtischen Beratung in Anspruch zu nehmen." - Eine Stelle oder gar ein Vollamt wurden jedoch nicht geschaffen, Hegg verblieb im Nebenamt. Die Existenz der bernischen Erziehungsberatung blieb somit weiterhin an seine Person gebunden, sie war kein Amt.

Mit der Realisation des versprochenen Lehrauftrages am Seminar Thun, 1933, einem Halbjahreskurs von 2 Wochenstunden über "Fragen der Heilpädagogik und Sondererziehung", wurde der Gedanke

und die Arbeitsweise der Erziehungsberatung auf kantonaler Ebene in die Lehrerausbildung hineingetragen. Im Jahre 1946 wurden die Stunden aufs ganze Jahr ausgedehnt. Ein Jahr vorher hatte die Erziehungsdirektion Hegg beauftragt, ebenfalls am kantonalen Lehrerseminar einen Kurs über "praktische Psychologie und Erziehungsschwierigkeiten" zu erteilen. Der Umfang dieses Kurses wurde auf eine Jahresstunde angesetzt.

Nachdem die kantonale Erziehungsdirektion begonnen hatte, die Dienste der Erziehungsberatung in Anspruch zu nehmen, bahnte sich etwas später, unter der Initiative des neu gewählten Armeninspektors, Dr. Max Kiener, auch die Zusammenarbeit mit der Direktion des Armenwesens (heute: Direktion des Fürsorgewesens) an. Die Erziehungsheime durften von nun an die Dienste der Erziehungsberatung ebenfalls in Anspruch nehmen. - Wir sehen, der Aufgabenbereich des Erziehungsberaters wuchs zusehends, seine Dienste wurden immer mehr beansprucht.

#### Erziehungsberatung ad personam?

Wenn man in den Akten blättert, ist man geneigt - in Abwandlung eines geflügelten Wortes - zu sagen: Alle zehn Jahre wieder. -

In einem längeren Schreiben vom 24. April 1942 an den Schuldirektor griff Hegg wieder einmal das Problem der unbefriedigenden Situation der Erziehungsberatung auf und verwies auf die längst bekannte Tatsache der Inkongruenz seiner Beanspruchung und der "organisatorischen Voraussetzungen, auf denen sich die Erziehungsberatung aufbaut." Die Arbeitsbedingungen seien annähernd dieselben wie vor 20 Jahren, stellte er fest.

In einem weitem Brief an den Schuldirektor, ebenfalls datiert vom 24. April 1942, sekundierte Lauener die Begehren von Hegg, und brachte neue, sehr bedeutsame Argumente in die Diskussion über das Gedeihen oder Verderben der Erziehungsberatung, die ja

immer noch nur in der Person von Hegg realisiert war. Die folgenden Abschnitte des Briefes seien deshalb an dieser Stelle zitiert:

1. Herr Dr. Hegg ist nun 20 Jahre am Schularztamt Bern tätig. Da es sich seinerzeit um den ersten grösseren Versuch handelte, in der Schweiz eine Erziehungsberatung durchzuführen, stiess dies notgedrungen auf eine Reihe von Schwierigkeiten. Diese sind heute so gut wie behoben..... Es ist zweifellos das Verdienst von Dr. Hegg, die Erziehungsberatung nicht nur in Bern, sondern auch in der Schweiz in ihrer praktischen Form begründet zu haben.
2. Die Erziehungsberatungsstelle am Schularztamt hat sich in einer Weise entwickelt, dass diese heute nicht mehr aufgegeben werden könnte..... Sie ist zu einer Beratungsstelle der Schule, der Eltern, des Schularztes geworden; ohne sie wären viele Erziehungsfragen nicht mehr lösbar.
3. Durch seine in jeder Hinsicht saubere wissenschaftliche Auffassung bürgt Herr Dr. Hegg für eine ernsthafte Arbeit in allen Erziehungsfragen. Ich habe es immer bedauert, dass die Kenntnisse und die grossen Erfahrungen nicht auch den Seminarien und der Hochschule zuteil werden konnten. Dazu war wohl die Zeit noch nicht reif genug.....
5. Ich halte die Schaffung einer eigentlichen Erziehungsberatungsstelle auch aus dem Grunde für dringlich, damit im Todesfalle eine Weiterführung automatisch gesichert ist und nicht alles Aufgebaute wieder in sich zusammenfällt."

Laueners Vorschlag lautete folgendermassen: "Die Schaffung einer selbständigen Erziehungsberatungsstelle ist nun endgültig vom Gemeinderat zu sanktionieren. Diese verbleibt beim Schularztamt, so dass alles Administrative und Bürotechnische keine Aenderung erfährt. Die Zusammenarbeit des Erziehungsberaters mit den Schulärzten und umgekehrt hat sich als sehr glücklich erwiesen." Die Erziehungsberatung sollte, so Lauener, der Schuldirektion direkt unterstellt werden und Hegg als hauptamtlicher Erziehungsberater

bestätigt werden.

Nach langwierigen und sehr unerquicklichen Verhandlungen mit der Schuldirektion kam schliesslich ein Dienstvertrag zustande, datiert vom 1. Juli 1943. Er hielt in seinen wesentlichen Punkten u.a. fest, dass Hegg als Erziehungsberater für die Stadt Bern im Nebenamt angestellt werde. Das Pflichtenheft wurde ebenfalls festgelegt. Folgende Aufgaben fielen dem Erziehungsberater zu:

- "1. Die Beratung von Eltern, Lehrerschaft und Schulbehörden in Erziehungsfragen (Einzelberatung - Einzelhilfe).
2. Die Durchführung schulpsychologischer Untersuchungen, insbesondere die Auslese und Begutachtung der Hilfsschulkandidaten.
3. Die psychologisch-pädagogische Betreuung der Beobachtungsklassen (heute: Kleinklasse B. - Anm. d. Verf.).
4. Die Uebernahme von Vorträgen, die von der Schuldirektion veranstaltet werden."

Die Arbeitszeit im Dienste der Gemeinde war mit 7 Halbtagen pro Woche vorgesehen.

Das Ergebnis dieses Dienstvertrages mochte zwar eine gewisse Anerkennung des Erziehungsberaters bedeuten; eine Institutionalisierung der Erziehungsberatung als selbständige Stelle, wie sie Lauener gefordert hatte, war noch immer nicht zustande gekommen. Sie blieb weiterhin an die Person des Beraters gebunden.

Im gleichen Jahr, 1943, setzte die Regierung des Kantons Bern ihre Entschädigung für Hegg neu fest und verlangte, dass er "einen Drittel seiner gesamten Arbeitszeit für die staatlichen Obliegenheiten zur Verfügung zu stellen" habe.

Die Aufgabenstellung der Direktion des Armenwesens ist in einem Schreiben an Hegg vom 6. September 1943 festgehalten: "Einmal beauftragen wir Sie, die deutschsprachigen staatlichen und staatlich subventionierten Erziehungsheime regelmässig, jährlich mindestens zweimal zu besuchen, und dort in der Behandlung besonders schwieriger Kinder begutachtend und beratend, wenn möglich

auch behandelnd zu wirken. Dabei möchten wir besonders wünschen, dass Sie die Gelegenheit benützen, um eine Fortbildung der Hauseltern und der Lehrerschaft auf pädagogisch-psychologischem Gebiet anzuregen und zu fördern suchen. Mit Rücksicht darauf, dass es diesen Beamten die sehr umfangreiche tägliche Arbeit kaum erlaubt, die einschlägige pädagogische Literatur zu verfolgen, bitten wir Sie, ihnen jeweils diejenigen Werke und Aufsätze zu nennen, die für ihre Arbeit von Wert sein können. - Wenn einmal der Militärdienst nicht mehr wie gegenwärtig störend in die Anstaltsarbeit eingreift, möchten wir gerne das Erzieherpersonal gelegentlich zu Arbeitstagungen einberufen und hiefür ebenfalls Ihre Dienste in Anspruch nehmen." Am Schluss des Schreibens sind die zehn zu besuchenden Heime aufgeführt. -

Aus der heutigen fachlichen Perspektive mag dieser Auftrag geradezu naiv erscheinen, stellt er doch eine masslose Ueberforderung des Erziehungsberaters dar. Man darf jedoch nicht übersehen, dass in dem Schreiben ein grosser, ja beeindruckender Glaube an die Möglichkeiten und das Können des Beraters zum Ausdruck kommt, der dem Auftrag nicht einmal im Hauptamt hätte gerecht werden können.

#### Die Wende

Verglichen mit den Anfängen der Erziehungsberatung beschleunigte sich nach dem Krieg die Entwicklung. Nach 1943 kamen die Gespräche nicht mehr ganz zur Ruhe; aber es geschah weiter nichts, bis 1946 Dr. Markus Feldmann zum kantonalen Erziehungsdirektor gewählt wurde. Dank seiner Initiative und seiner Unterstützung konnte sich die Erziehungsberatung in den folgenden Jahren zu einer etablierten Institution entfalten, der Jugendpsychiatrische Dienst des Schularztesamtes wurde ausgebaut, die Erziehungsberatung im Primarschulgesetz und im Gesetz für die Mittelschulen verankert und schliesslich, wenige Jahre vor Heggs Rücktritt aus dem

Amt, konnte die Ausbildung von Erziehungsberatern an der Universität beginnen. - Es würde zu weit führen, im Rahmen der vorliegenden Arbeit alle Einzelheiten zu erwähnen. Wir beschränken uns daher nun auf die entscheidenden Etappen und Ereignisse und werden mehr thematisch als genau chronologisch vorgehen, damit der Ueberblick über das Geschehen gewahrt bleibt.

Nach einem Gespräch mit Regierungsrat Feldmann schrieb Lauener am 17. Mai 1947 an Schuldirektor Bärtschi einen Brief, in welchem er den status quo der Erziehungsberatung festhielt und für die unmittelbare Zukunft Postulate formulierte.

Als Aufgaben der Erziehungsberatung führt er in Anlehnung an den Dienstvertrag von 1943 an: die Beratung der Eltern in Erziehungsfragen allgemein und bei Erziehungsschwierigkeiten im besonderen; die Beratung der Lehrerschaft; die Auslese der Kandidaten für die Hilfsschule; die Betreuung der Beobachtungsklassen, Betreuung und ev. Behandlung ihrer Schüler; die Beratung der beiden Amtsvormundschaften sowie des städtischen Jugendamtes, der Armeninspektoren, der sozialen Fürsorge, der Pflegekinderaufsicht; die Beratung der Lehrerschaft, der Armen- und Vormundschaftsbehörden im Kanton; Anstaltsbesuche; Fortbildungskurse für das Anstaltspersonal; weiter: Begutachtung für Gerichte und nicht zuletzt Vorträge.

Als Vorwegnahme zum 2. Teil des vorliegenden Artikels, der "Theorie und Praxis der Erziehungsberatung", seien aus dem Schreiben Laueners einige "Gesichtspunkte, die Erziehungsberatung betreffend" zitiert, "weil sie für die Zukunft wegweisend sein können." (Gewisse Wiederholungen lassen sich leider nicht ganz vermeiden.)

"a) Die Erziehungsberatung ist eine der Hauptstützen eines psychohygienischen Dienstes, der sich vor allem mit den seelischen Entwicklungsverhältnissen des Kindes zu befassen hat. Diese Entwicklung hängt sehr wesentlich mit dem Milieu des Kindes zusammen (Elternhaus, Schule, Freizeit,

Arbeits- und Berufsverhältnisse des Jugendlichen). Die Aufgabe der Erziehungsberatung liegt nun in erster Linie darin den Erziehern aller Kategorien die Anleitung, das Kind richtig zu behandeln, zu vermitteln.

- b) Wenn schon das normale Kind einer Schonung seiner seelischen Gesundheit bedarf, so erst recht das seelisch labile oder schon aus dem Gleichgewicht geratene oder konstitutionell irgendwie benachteiligte Kind. In diesen Fällen gestaltet sich die Aufgabe der Erziehungsberatung zur eigentlichen Behandlung, wobei der Erzieher zu einer verständnisvollen Mitwirkung im therapeutischen Prozess angeleitet werden muss. Es handelt sich hier somit um Fragen, die bereits in das Gebiet der Heilpädagogik und damit teilweise auch zur ärztlichen Betreuung und Mithilfe hinüberleiten.
- c) Die Erziehungsberatung ist und braucht eine psychologisch-pädagogische (zum Teil ärztliche) Untersuchungs- und Behandlungstechnik, die ihren Zweck nur erfüllt, wenn sie wissenschaftlich fundiert ist. Es können deshalb nicht irgendwelche Leute, auch wenn sie guten Willens sind, diese Funktionen ausüben, sondern nur eigentlich fachlich ausgebildete Personen mit einem theoretischen und praktischen Rüstzeug. Diese Beratung und Behandlung ist selten eine kurzfristige..... Jeder Erziehungsschwierige gleicht einem chronisch Kranken, der eine aufsteigende und absteigende Kurve in seiner Krankheit aufweist.
- d) Es sind hier ferner die Fragen der Abgrenzung zum Psychopathischen zu erwähnen. Vom Normalen zum Psychoneurotischen sind keine abgrenzbaren Uebergänge. Oft ist deshalb die Zuziehung des Nervenarztes notwendig, der dann gemeinsam mit dem Erziehungsberater die Fälle beurteilen und einer Behandlung zuführen muss.....

Es besteht kein Zweifel, dass die Erziehungsberatung der Stadt Bern in ihrem heutigen organisierten Aufbau den Aufgaben nicht mehr gewachsen ist. Erledigt werden nur noch die eigentlich dringlichen Aufgaben. Dabei kommen bei Vergleichen mit Zürich

und Bern in der letzteren Stelle bei nebenamtlicher Betätigung beinahe so viele Fälle zur Erledigung wie in Zürich mit einer hauptamtlichen Beratungsstelle (im Jahre 1945 Bern = 363, Zürich = 382 Beratungsfälle).

Besonders nachteilig wirkt sich der Mangel einer psychiatrischen Kinderpoliklinik aus. Das führt dazu, dass sich der Erziehungsberater vielfach mit Fällen zu befassen genötigt sieht, die vor allem in eine psychiatrische Betreuung gehören."

Lauener stellte auf Grund dieser Verhältnisse folgende Postulate auf:

- "1. Die Raumverhältnisse auf dem Schularztamt müssen in erster Linie abgeklärt werden, damit eine Erweiterung der Erziehungsberatung durchgeführt und die Gehilfin angestellt werden kann.
2. Konferenziell ist mit der Unterrichtsdirektion und dem Armeninspektorat zu besprechen:
  - a) Ob Kanton und Stadt in Zukunft getrennte Aemter in der Erziehungsberatung führen sollen oder weiterhin gemeinsam vorgehen wollen. Im Interesse der Sache wäre wohl eine gemeinsame, dafür grosszügige Lösung geboten. Es wäre dann auch denkbar, dass damit eine praktische Ausbildungsstätte für angehende Psychologen geschaffen werden könnte,
  - b) ob in absehbarer Zeit eine psychiatrische Kinderpoliklinik geschaffen werden kann,
  - c) in wie weit die Hochschule in der Lage ist, für die Ausbildung zukünftiger Erziehungsberater zu sorgen. Es ist daran festzuhalten, dass die Hochschule für die praktische Ausbildung von psychologischen Fachleuten etwas tut. Es ist das eine akademische Angelegenheit. Sollte jedoch die Hochschule für die praktische Ausbildung an der philosophischen Fakultät kein Entgegenkommen zeigen, so müsste wohl das von Kanton und Gemeinde organisierte Amt in die Lücke treten, um nur einigermassen den Anforderungen gerecht zu werden."

"Bei einer persönlichen Aussprache mit Herrn Regierungsrat Feldmann erhielt ich den Eindruck, dass von seiner Seite für eine grosszügige Lösung der kantonalen und städtischen Erziehungsberatung Interesse besteht."

Dank Feldmann wurde am 22. März 1949 ein Vertrag zwischen der Gemeinde Bern und dem Kanton Bern unterzeichnet, in welchem, (rückwirkend auf den 15. August 1948) festgehalten wurde, dass die Stadt Bern und der Kanton Bern am Schularztamt der Stadt Bern "eine Erziehungsberatungsstelle und einen schulpsychiatrischen Dienst" unterhalten.

Punkt 2 gilt dem personellen Ausbau: neben dem "psychologisch geschulten Pädagogen, der als Erziehungsberater und Leiter der Erziehungsberatungsstelle tätig ist" soll eine psychologisch-pädagogisch gebildete Assistentin angestellt werden, ein Kinderpsychiater im Nebenamt als Leiter des schulpsychiatrischen Dienstes und als Konsiliarius plus eine Kanzlistin-Fürsorgerin. - Der Aufgabenkreis der Erziehungsberatung wird umschrieben und bringt nichts Neues.

Neu dagegen ist in Punkt 5 die Umschreibung des Aufgabenkreises des Kinderpsychiaters: "Der Kinderpsychiater behandelt alle Fälle, die zu seinem Spezialgebiet gehören und führt die entsprechenden Untersuchungen und Beratungen durch, als Konsiliarius steht er dem Schularzt, dem Erziehungsberater, den Schulbehörden und andern Instanzen, die sich mit der Jugend befassen, zur Verfügung."

Punkt 10 des Vertrages: "Der Kanton beteiligt sich zur Hälfte an den Kosten (Gehälter, Miete, Bibliothek, Bürunkosten etc.), höchstens jedoch mit Fr. 23'000.-- zuzüglich die Hälfte künftiger Teuerungszulagen."

Dieser Vertrag bedeutete ohne Zweifel einen entscheidenden Schritt in der Entwicklung der bernischen Erziehungsberatung. Sie war nun selber zu einem Amt innerhalb des städtischen Schularztamtes geworden und wurde daher ins Aemterverzeichnis der Stadt Bern aufgenommen. Aeusserlich sichtbar wurde dieser Fort-

schritt durch den Umzug in eigene Räume. 5)

#### Die Verankerung der Erziehungsberatung in der Schulgesetzgebung

Entscheidend für die Entwicklung der Erziehungsberatung wurde das neue "Gesetz über die Primarschule", das vom bekannten Schulpädagogen Dr. Fritz Bürki in den 40er Jahren erarbeitet und in der Regierungszeit Feldmanns, 1951; in Kraft gesetzt wurde. Bürki hatte schon lange die Bedeutung der Erziehungsberatung für die Schule erkannt und war dem Unternehmen sehr gewogen. Unter zwei Artikeln fand sie Eingang ins Gesetz. Im Abschnitt "Fürsorge" schreibt Art. 69 vor, dass "minderbegabte Kinder in Hilfsklassen einzuweisen" seien. "Ueber die Zuweisung von Schülern in die Hilfsklassen entscheidet die Schulkommission gestützt auf den Bericht der Lehrerschaft und auf den Antrag des Schularztes oder eines vom Schulinspektor zu bezeichnenden Experten. In Zweifelsfällen ist das Gutachten der Erziehungsberatungsstelle einzuholen."

Von grösserem Gewicht für die Zukunft der Erziehungsberatung war Art. 78, der lautet: "Der Staat fördert in Verbindung mit den Gemeinden die Erziehungsberatung. Er beteiligt sich daran mit Beiträgen."

Damit war, nach einer Anlaufzeit von 30 Jahren, die Erziehungsberatung im Kanton endgültig etabliert und legiferiert.

In der Abänderung des Primarschulgesetzes von 1964 wurde die Grundlage zur Errichtung von Regionalstellen gelegt. Art. 78 lautet nun wie folgt: "Die Errichtung und Führung von Erziehungsberatungsstellen in allen Landesteilen sowie des jugendpsychiatrischen Dienstes ist gemeinsame Aufgabe der Erziehungs- und der Fürsorgebehörden des Staates und der Gemeinden."

"Der Grosse Rat erlässt ein Dekret über die Aufgaben und die Organisation dieser Dienste, die Voraussetzungen der Wählbarkeit

als Erziehungsberater und den Einbezug der Kosten in die Lastenverteilung gemäss der Gesetzgebung über das Fürsorgewesen." Diese Gesetzesformulierung hatte viel zu reden gegeben, weil die Finanzierung der Erziehungsberatungsstellen über den Lastenausgleich der Fürsorgedirektion laufen sollte und nicht über die Erziehungsdirektion. Hegg befürchtete lange, dass die Erziehungsberatung unter diesen Umständen in den Sog der Fürsorge geraten könnte und nicht mehr primär als eine Sache der Erziehung und der Erziehungsdirektion betrachtet werde, nach dem Grundsatz: wer zahlt befiehlt. Dies hätte unter Umständen eine Verschiebung in der Aufgabenstellung bewirken können. - Andererseits war diese Form der Finanzierung die einzige Möglichkeit, im Kanton überhaupt Erziehungsberatungsstellen zu gründen. - Glücklicherweise erwiesen sich die Befürchtungen als unnötig, die Erziehungsberatung wurde von den Fürsorgebehörden nicht "behündigt". Nach der Kantonalisierung der Regionalstellen, 1971, bestand ohnehin keine Gefahr mehr.

Neben der ausdrücklich formulierten Verpflichtung zur Schaffung von Regionalstellen enthält die Fassung des Primarschulgesetzes von 1964 noch einen weiteren Hinweis auf die Erziehungsberatung. Analog der Formulierung des Hilfsschulartikels von 1951, schreibt Art. 54<sup>3</sup> vor, dass in Zweifelsfällen bei der Rückstellung körperlich und geistig ungenügend entwickelter, d.h. schulunreifer Kinder, ein Gutachten des Erziehungsberaters einzuholen sei.

Unter dem Abschnitt "besondere Abteilungen" (1951: "Fürsorge") werden die verschiedenen Artikel auf die Ausführungsbestimmungen aufgeführt. Art. 68 und Art. 69 stehen an Stelle des alten Hilfsschulartikels. - Die Ausführungsbestimmungen zu diesen Gesetzesartikeln, sowohl das vom Grossen Rat verabschiedete Dekret wie die vom Regierungsrat erlassene Verordnung, erklären die Erziehungsberatung, den jugendpsychiatrischen Dienst und die Schulärzte für zuständig, die Kinder, welche in Kleinklassen geschult werden sollten oder Sonderunterricht benötigten zu untersuchen und ihre Entwicklung zu überwachen. Heute kann im Kanton

Bern rechtlich kein Kind mehr ohne vorherige fachgerechte Untersuchung einer besonderen Klasse zugewiesen oder in Sonderunterricht geschickt werden. Es kann ebensowenig ohne erneute Ueberprüfung seines Falles zurückversetzt werden. Die Hauptarbeit wird von der Erziehungsberatung geleistet, da die Erziehungsberater dazu fachlich am besten ausgebildet sind.

In diesem Zusammenhang ist zu erwähnen, dass trotz dem gesetzlichen Selektions- und Ueberwachungsauftrag an die Fachinstanzen, keine dieser Instanzen (Erziehungsberatung, Jugendpsychiatrischer Dienst, Schularzt) Entscheidungsbefugnis besitzt. Diese liegt bei der zuständigen Schulkommission. Mit andern Worten: Die Fachinstanz stellt der Schulkommission Antrag auf Versetzung eines Kindes in eine Kleinklasse, Antrag auf die Zuweisung zum Sonderunterricht oder Antrag auf Entlassung aus dem Unterricht; Art. 24<sup>1</sup> der "Verordnung über die besonderen Klassen der Primarschulen" hält allerdings fest, dass die Anträge der Untersuchungsinstant für die Primarschulkommissionen "grundsätzlich verbindlich sind".

Auch im "Gesetz über die Mittelschulen" von 1957 findet die Erziehungsberatung Erwähnung: Art. 83<sup>1</sup> "Die Bestimmungen unter ..... Art. 78 (Erziehungsberatung)..... des Primarschulgesetzes vom 2. Dezember 1951 und die darauf sich stützenden Erlasse gelten auch für die Mittelschulen." - Art. 43<sup>2</sup> lautet: "Zu Disziplinaruntersuchungen, die eine Ausweisung zur Folge haben können, ist der Erziehungsberater beizuziehen."

Seit die Erziehungsberatung 1951 erstmals im Primarschulgesetz in Erscheinung getreten ist, hat ihr der Gesetzgeber bei jeder Gesetzesrevision neue Aufgaben übertragen. Das ist für die Erziehungsberatung gewiss ehrenvoll und ist fortschrittlich gedacht. Manchmal fragen sich heute allerdings die Erziehungsberater, ob sie sich nicht bald ihrer Haut zu wehren beginnen müssen; denn es wäre denkbar, dass im Zeitalter, wo persönliche Verantwortung nicht gerne getragen wird, und der Glaube an die Wissenschaft noch so unbedingt zu sein scheint, auch für reine

Schulfragen die Verantwortung an die Fachinstanz, d.h. hier an die Erziehungsberatung delegiert werden könnte.

Die Erziehungsberatung wird hochschulreif

Allzulange, über dreissig Jahre, hing die Erziehungsberatung an einem einzelnen Menschen, obwohl sie sich wahrlich nicht über mangelnden Zuspruch zu beklagen hatte und vielerorts auf Interesse stiess. Es ist daher nicht verwunderlich, wenn nach der Einschaltung des Kantons die 50er Jahre u.a. auch ausgefüllt waren mit Diskussionen über die Ausbildung von Nachwuchs. Dies aus zwei Gründen: einerseits wurde Hegg 1953 60 jählig, andererseits verlangte das Primarschulgesetz von 1951 den Ausbau der Erziehungsberatung. Die Zeit wurde sehr knapp, sollte der Begründer der Institution noch zu Amtszeiten an der Ausbildung beteiligt werden, was von allen Beteiligten gewünscht wurde. - Hand in Hand mit dem Ausbau der Erziehungsberatung, der im Zusammenhang mit der Ausbildung von Erziehungsberatern erfolgte, geschah der Ausbau des schulpsychiatrischen Dienstes, der personell ebenfalls schon lange unterdotiert war. Zudem war die Zeit reif, dass auch vermehrt Kinder- und Jugendpsychiater fürs Ambulatorium ausgebildet, und der psychiatrische Nachwuchs dadurch gesichert wurde.

Die Ausbildung der Erziehungsberater war und ist Sache des Staates. Wir übergehen die notwendig gewordenen Verhandlungen und die daraus sich ergebenden Verträge, welche zwischen der Stadt Bern, vertreten durch die Schuldirektion als "Eigentümerin" der weiterhin zum Schularztamt gehörenden Erziehungsberatung und dem Staat, vertreten durch die Erziehungsdirektion, geführt wurden, damit die künftigen Erziehungsberater an der Erziehungsberatung Bern ihre praktische Ausbildung erhalten konnten. - Im Folgenden geht es uns um das erste Ausbildungs-

konzept.

Die ersten Promotoren der Ausbildung für Erziehungsberater, die politisches Gewicht besaßen, waren der schon früher erwähnte Fürsorgeinspektor, Dr. Max Kiener, dessen persönlicher Unterstützung und oft beharrlichem Intervenieren bei den zuständigen Behörden die Erziehungsberatung im allgemeinen und die Ausbildung von Erziehungsberatern im besonderen sehr zu Dank verpflichtet sind. Als zweiter Promotor ist Dr. Hans Dubler zu erwähnen. Er war 1. Sekretär bei der Kantonalen Erziehungsdirektion, u.a. zur Zeit Feldmanns, später Sekundarschulinspektor. Dubler sass bei der Erziehungsdirektion an der Quelle und vermochte seinen Einfluss geltend zu machen, wenn es darum ging, bei der Direktion etwas Neues in Sachen Erziehungsberatung durchzubringen. Weber, der schon Privatdozent an der medizinischen Fakultät war, trug das Seine zum Ausbildungskonzept bei, das eindeutig das Gepräge der Praktiker erhielt. Sowohl Kiener wie Dubler waren ehemalige Lehrer, Weber und Hegg Praktiker im Felde der Psychotherapie und der Erziehungsberatung, Lauener der Wächter der körperlichen und seelischen Gesundheit der Berner Jugend, mittlerweile pensioniert.

Das älteste auffindbare Exposé über die zukünftige Ausbildung von Erziehungsberatern ist datiert vom 16. Dezember 1952. Darin geht es vorerst um den Ausbau der beiden Dienste: Erziehungsberatung und schulpsychiatrischer Dienst, nicht zuletzt im Hinblick auf eine bevorstehende Ausbildungsfunktion.

Die Möglichkeiten, welche die Erziehungsberatungsstelle für die praktisch-psychologische Ausbildung anzubieten hatte, werden im Exposé wie folgt umschrieben:

- "1. Teilnahme einzelner Studierender als Hörer in unseren Sprechstunden, wo dazu die Möglichkeit besteht.
2. Praktika: Anleitung zur Durchführung von Untersuchungen, Betreuung von Einzelfällen, unter Anleitung und Aufsicht.
3. Kolloquium oder Seminar: Einführung in die Praxis der Beratung, anhand der Kasuistik unseres Amtes; Besprechung von

Einzelfragen oder einzelnen Fällen, mit dem Akzent mehr auf dem Psychiatrischen oder mehr auf dem Pädagogischen, insbesondere Besprechungen von Fragen aus dem Grenzgebiet von gesund und krank.

4. Vorlesungen: Einführung in die allgemeine Psychopathologie; spezielle Psychopathologie des Kindes und des Jugendlichen; psychologisch-pädagogische Problematik der Erziehungsberatung, Methoden der Beratung etc."

Zur Realisierung dieses Ausbildungsprogramms wurden Lehraufträge vorgesehen: Weber sollte Vorlesungen über die allgemeine und die spezielle Psychopathologie abhalten, "die auf die Bedürfnisse von Studenten der Psychologie und Pädagogik zugeschnitten waren". In einem Kolloquium sollte er zudem Besprechungen von Einzelfällen nach psychiatrischen Gesichtspunkten durchführen, "insbesondere Besprechung von Fragen aus dem Grenzgebiet von gesund und krank."

Hegg würde eine Vorlesung über die "psychologisch-pädagogische Problematik der Erziehungsberatung" halten und analog Weber in einem Kolloquium Besprechungen von Einzelfällen nach pädagogischen Gesichtspunkten durchführen und die Probleme der Beratung behandeln. Zudem war ihm die Leitung der Praktika zugewiesen.

Heute, 25 Jahre später, sind wir in der Diskussion um die praktische Ausbildung – trotz langjähriger Erfahrung damit – nicht entscheidend weiter gekommen. Nach wie vor geben Form und Inhalte der Praktika viel zu reden. Es ist daher beachtlich, wenn wir ein auf wenig Zeilen zusammengefasstes Ausbildungskonzept antreffen, das schon 5 Jahre vor jeder Ausbildungsmöglichkeit vorlag und doch so umfassend und ganzheitlich gedacht war, dass es im Prinzip auch heute nicht als überholt gelten kann. In dem gesteckten Rahmen war viel Platz für Entwicklungsmöglichkeiten gegeben.

Vorgesehen war, dass sich die Studenten vor dem Beginn ihres Praktikums auf der Erziehungsberatung an der Universität die

notwendigen wissenschaftlichen Grundlagen verschafften. Sie sollten Vorlesungen und Seminarien in Pädagogik besucht haben, in Psychologie (Allgemeine Psychologie, Kinder- und Jugendpsychologie, Psychologische Diagnostik), Psychopathologie des Kindesalters, Psychiatrie, sowie die Stunden über Probleme der Erziehungsberatung (Vorlesung und Kolloquium).

Das Studium sollte "akademischen Charakter haben, weshalb kein zu starres, unbedingt verbindliches Studienprogramm aufgestellt werden soll." Den Studierenden war eine "gewisse Freiheit in der Durchführung der Studien" einzuräumen.

Bevor das Studium in seinen letzten Einzelheiten geregelt war - allerdings so gewichtigen wie die Frage nach Prüfungen und Abschluss - erteilte der Regierungsrat durch Beschluss vom 24. August 1956 Hegg einen vierstündigen Lehrauftrag über "Aufgaben und Methoden der Erziehungsberatung", mit der Ermächtigung, seine Lehrtätigkeit im Wintersemester 1956/57 zu beginnen. Er stand nun in seinem 64. Lebensjahr.

Die Möglichkeit, an der Universität Erziehungsberater auszubilden, war nun mehr oder weniger gegeben, das Ziel, Nachwuchs zu erhalten sehr viel näher gerückt, jedoch noch nicht erreicht. Zuviele Fragen waren zuwenig geklärt, als dass sich das Studium des Erziehungsberaters nun reibungslos hätte einspielen können. Das Fehlen eines von der Erziehungsdirektion genehmigten Ausbildungsprogrammes wirkte sich bald einmal als nicht zu unterschätzender Unsicherheitsfaktor aus. Das Studium der Erziehungsberatung im Nebenamt, wie es von vollamtlich tätigen Lehrern etwa versucht wurde, erwies sich als unbefriedigend und zu anspruchsvoll. Die Vollstudenten der Universität, die sich für Erziehungsberatung interessierten, waren Studenten der Psychologie. Prof. Schmid, Ordinarius für Pädagogik schrieb in einem Brief an Hegg: "Sie sind ausgesprochen in der Richtung der Persönlichkeitsdiagnose, der Testpsychologie interessiert. Auf Befragen haben verschiedene von ihnen als Berufsziel die Arbeit eines "klinischen Psychologen" angegeben. Das für das Amt eines Er-

ziehungsberaters unerlässliche pädagogische Interesse scheint wenig vorhanden zu sein. Es fehlt ihnen, schon altershalber, auch die vertiefte pädagogische Erfahrung, was sich gelegentlich am Umgang mit Kindern zeigt, die ihnen für die Durchführung von Tests zugewiesen werden." - Schmid forderte im gleichen Schreiben vom 14. Dezember 1959, dass unverzüglich ein Ausbildungsprogramm erstellt werde. "Die Vertreter der einschlägigen Fachgebiete an der Universität sollen selbstverständlich an den Beratungen hierzu wesentlichen Anteil haben, aber das Programm als ganzes fällt nicht in ihre Kompetenz. Die Erziehungsdirektion sollte dafür eine Kommission einsetzen, in der alle Stellen vertreten sind, die praktisch unmittelbar an der Frage interessiert sind. Diese Kommission hat ein Reglement auszuarbeiten, das hernach vom Regierungsrat in Kraft gesetzt wird. In diesem Reglement ist die Ausbildung von Erziehungsberatern direkt unter die Erziehungsdirektion zu stellen, wie dies bereits für alle Kategorien von Lehrkräften der Fall ist, einschliesslich die Ausbildung von Gymnasiallehrer..... Es scheint mir, es müsse unbedingt danach getrachtet werden, einen eigenen Ausweis als Erziehungsberater zu schaffen. Der Ausweis als Erziehungsberater muss die Eigenständigkeit eines Lehrerpates erhalten. (D.h.: Die Bewilligung zur Berufsausübung im Kanton Bern sollte auf Grund einer staatlichen Prüfung erteilt werden. Anm.d.Verf.) Wenn wir dies nicht erreichen, wird immer die Gefahr bestehen, dass der Fachvertreter für Psychologie oder für Pädagogik an der Universität, in dessen Kompetenzbereich dann die Ausbildung vor allem fällt, die Weite der Ausbildung auf seinen eigenen wissenschaftlichen Standort einengt. Es sollte deshalb eine eigene Koordinationsstelle für die Fragen dieser Ausbildung bestehen, welche an die Fachvertreter an der Universität die einzelnen Aufträge gewissermassen delegiert."

### Die Erziehungsberatungskommission

Es verfloss kein Monat nach dem Schreiben Schmid's. Am 12. Januar 1960 erfolgte eine Einladung durch den "Beauftragten der Erziehungsdirektion": Dr. Karl Wyss, ehemals Sekretär des Bernischen Lehrervereins, an die Herren Dubler, Hegg, Kiener, Schmid, zu "einer Besprechung in Sachen Erziehungsberatung". Eingeladen wurde auf den 19. Januar, eine zweite Sitzung erfolgte schon am 29. Januar. Aufgabe und Ziel dieser Zusammenkünfte war die Vorbereitung eines Regierungsratsbeschlusses zur Einsetzung einer konsultativen Kommission für die Erziehungsberatung. Diese Kommission – so ergaben die Vorbesprechungen – sollte das Berufsbild der Erziehungsberater umschreiben, Vorschläge über ihre Ausbildung, über die Zulassung zur Prüfung und die Patentierung machen, sowie über die Regelung der Anstellungsbedingungen. Zudem sollte sie einen Plan für eine künftige, allen Gebieten des deutschen Kantonsteils dienende Erziehungsberatung aufstellen. "Da durch die Einrichtung des Service médico-pédagogique in Delsberg die Erziehungsberatung für den Jura schon in die Wege geleitet ist und in voller Entfaltung steht, bleibt die Antragsstellung über ihre weitere Ausgestaltung dem französisch sprechenden Kantonsteil vorbehalten." <sup>6)</sup>

Aus einem Schreiben vom 4. April 1960 an die "konsultative Kommission der Erziehungsdirektion zur Ausarbeitung von Vorschlägen über die weitere Ausgestaltung der Erziehungsberatung (Erziehungsberatungskommission)" geht hervor, dass die Regierung mit Beschluss vom 25. März den Vorschlägen der Kommission gefolgt war. Neben den Leuten, die im vorbereitenden Gremium gearbeitet hatten, wurden drei weitere an der Sache unmittelbar interessierte Mitglieder in die Kommission gewählt. Sie darf als eine Fachkommission angesprochen werden, deren Arbeit für die Sache der bernischen Erziehungsberatung von grosser Bedeutung wurde.

Neben der Neufassung eines Vertrages zwischen der Stadt und dem Kanton bildete ihre Hauptarbeit die Ausarbeitung des Ausbildungsreglementes. Anfangs November lag es im Entwurf vor und gelangte zur Begutachtung an die Fakultät. Diese formulierte schon am 17. Januar 1961 ihre Stellungnahme. Von Interesse ist die Empfehlung der Fakultät, die Philosophie als "integrierenden Bestandteil des pädagogischen Studiums ausdrücklich zu nennen." Für viele angehende Erziehungsberater war zudem entscheidend, dass die Fakultät keinen Einwand erhob, "dass zu dieser Ausbildung auch Inhaber und Inhaberinnen von Primarlehrerpatenten zugelassen werden." Allerdings mussten diese Studenten das Seminar in den allgemein bildenden Fächern mit "gut" abgeschlossen haben.

Ende gut, alles gut: am 4. Juli 1961 wurde das "Reglement über die Ausbildung und Prüfung von Erziehungsberatern", das im wesentlichen am ursprünglichen Ausbildungskonzept festhielt, in Kraft gesetzt. Es hat bis heute seine Gültigkeit bewahrt, ist jedoch in Abänderung begriffen, nachdem die Fakultät eine neue Studienordnung erlassen hat.

In Zukunft wird der Bernische Erziehungsberater nach 8 Semestern sein theoretisches Studium mit einem Lizenziat in Jugendpsychologie abschliessen und darauf in einem einjährigen Aufbaustudium seine praktische Ausbildung vorwiegend an einer Erziehungsberatungsstelle erhalten. Im Vergleich zum pädagogischen Anliegen, das dem ersten Ausbildungskonzept zugrunde liegt, ist heute allerdings die Dominanz der Psychologie, psychologischer Methodologie und therapeutischen Denkens augenfällig. In Abwandlung eines von kompetenter Seite oft geäusserten Wortes: die Rettung der Menschheit liege in ihrer Erziehung, könnte man etwas boshaft bemerken: die künftige Erziehungsberatergeneration wird die Rettung der Menschheit in der psychologischen Methodologie suchen. Hier liegt der Kernpunkt, wo sich die "alte" für gewisse Leute veraltete Auffassung der Erziehungsberatung grundsätzlich von der neuen, nirgends deutlich formulierten, unterscheidet. Von da her gesehen wird auch verständlich, dass die Bezeichnung

"Erziehungsberater" für viele angehende Berater weniger attraktiv geworden ist als der Titel "Jugendpsychologe".

Doch zurück zur Erziehungsberatungskommission: Nachdem das Prüfungsreglement unter Dach war, hatte die vorbereitende Kommission ihre Aufgabe erfüllt, die Voraussetzungen waren geschaffen zur Einsetzung der vorgesehenen und auch von Hegg schon lange gewünschten "ständigen Erziehungsberatungskommission", sowie für die Wahl der Prüfungskommission für Erziehungsberater. In ihrer Sitzung vom 27. März 1962 wählte die Regierung die neue Erziehungsberatungskommission. Sie bestand aus den Mitgliedern der ersten Kommission und zusätzlich aus Leuten, welche der Sache der Erziehungsberatung sowohl objektives Verständnis entgegenbrachten wie auch durch ihr politisches Gewicht imstande waren, die Institution gegen aussen zu vertreten. Dieses 13 köpfige Gremium erhielt als erste Aufgabe, den Dekretsentwurf über die Erziehungsberatung zu bereinigen.<sup>7)</sup> Sie sollte weiter als beratendes Organ der Erziehungsdirektion in allen Fragen der Erziehungsberatung funktionieren. - Und drittens hatte sie die Neuregelung des Vertragsverhältnisses mit der Gemeinde Bern vorzubereiten, da durch die Schaffung der Ausbildungsmöglichkeit an der Universität Bern die Erziehungsberatung der Stadt Bern eine zusätzliche Aufgabe zu übernehmen hatte, die ausschliesslich Sache des Staates war.

Während den ersten 10 Jahren ihres Bestehens hat die Erziehungsberatungskommission sehr viel, sehr gute und sehr wichtige Arbeit leisten müssen und auch geleistet, sowohl in fachlicher Hinsicht durch die Gründung von Regionalstellen wie auch politisch durch die Abfassung des Dekretes über die Erziehungsberatung und dann vor allem durch seine Abänderung 1970, nach welcher die Erziehungsberatungsstellen zu kantonalen Stellen wurden. Dass diese Aenderung gegen Widerstand durchgeführt werden musste, versteht sich von selbst. - Auch der Wechsel im Präsidium und in der Zusammensetzung der Kommission gewährleisteten die Kontinuität der Bemühungen und garantierten den Status, den sich die Erziehungsberatung im Laufe der Jahrzehnte

erworben hat.

#### Das Dekret betreffend die Erziehungsberatung

Das Dekret des Grossen Rates vom 4. November 1964 über die Erziehungsberatung bildet noch heute, nach der entscheidenden Abänderung von 1970, neben dem Schulgesetz die rechtliche Grundlage für die Erziehungsberatungsstellen im Kanton Bern, und es enthält zugleich in einem weit gesteckten Rahmen das Pflichtenheft für die Erziehungsberater.

Seiner Bedeutung wegen sei der ganze Wortlaut wiedergegeben. Die Fassung von 1964 lautet:

- § 1.1 Die Erziehungsberatung nimmt sich der einer besonderen erzieherischen Betreuung bedürftigen Jugend an und unterstützt Eltern, Lehrer und andere Erzieher mit Rat und Anleitung in ihrer Aufgabe.
  - 2 Sie fördert alle Massnahmen zur Verbesserung der Erziehungsverhältnisse.
- § 2. Der Jugendpsychiatrische Dienst übernimmt die Untersuchung und Behandlung des seelisch kranken Kindes.
- § 3. Die Erziehungsdirektion sorgt im Einvernehmen mit der Gesundheitsdirektion für die Zusammenarbeit zwischen der Erziehungsberatung und dem Jugendpsychiatrischen Dienst.
- § 4.1 Der Staat und die Gemeinden sorgen dafür, dass in allen Landesteilen Erziehungsberatungsstellen zur Verfügung stehen.
  - 2 Die Gemeinden können sich zu Verbänden zusammenschliessen, um Erziehungsberatungsstellen zu führen.
  - 3 Die Wahl der Erziehungsberater unterliegt der Genehmigung durch den Regierungsrat.
- § 5.1 Voraussetzung für die Wahl als Erziehungsberater ist in der Regel ein abgeschlossenes Studium an der Universität Bern und ein Praktikum.

- § 5.2 Ueber den Studiengang und die Prüfung erlässt der Regierungsrat ein Reglement.
- 3 Ueber die Anerkennung anderer Studiengänge und Prüfungsausweise entscheidet der Regierungsrat auf Antrag der Prüfungskommission.
- § 6.1 Durch vertragliche Vereinbarung erwirkt der Kanton eine Erweiterung des Aufgabenkreises der Erziehungsberatungsstelle und des Jugendpsychiatrischen Dienstes der Gemeinde Bern.
- 2 Diese Stellen dienen in Verbindung mit der Kinderpsychiatrischen Station des Kantons Bern Neuhaus
- a) als kantonale Zentralstelle für Erziehungsberatung.
- b) als Ort der praktischen Ausbildung von Erziehungsberatern.
- 3 Für die praktische Ausbildung können durch den Kanton auch andere Erziehungsberatungsstellen beigezogen werden.
- § 7.1 Der Regierungsrat kann eine Kommission zur Begutachtung von Fragen der Erziehungsberatung einsetzen.
- 2 Der Regierungsrat erlässt über die Obliegenheiten der Kommission eine Verordnung.
- § 8. Die vom Staat anerkannten Aufwendungen für die Erziehungsberatungsstellen unterliegen der Lastenverteilung gemäss Fürsorgegesetzgebung.
- § 9. Dieses Dekret tritt am 1. April 1965 in Kraft. Der Regierungsrat wird mit dem Vollzug beauftragt.

Die Voraussetzungen zur Gründung von Regionalstellen waren damit geschaffen. Heute, 1977, bestehen im Kanton Bern elf Erziehungsberatungsstellen, von denen zehn seit 1965 in unglaublich rascher Folge eröffnet worden sind. Die erste kantonale Regionalstelle wurde 1965 in Burgdorf errichtet, wo schon vorher an vier Halbtagen pro Monat durch einen Kinderpsychiater und eine Erziehungsberaterin Sprechstunden abgehalten worden waren. Diese Erziehungsberatungsstelle entwickelte sich als einzige im Kanton auf dem Boden einer der zahlreichen schon seit Jahren bestehenden psychiatrischen Beratungsstellen, welche einmal pro Monat der Be-

völkerung zur Verfügung standen. - In bunter Reihenfolge wurden innerhalb von 11 Jahren die übrigen Erziehungsberatungsstellen geschaffen: 1966 Thun, 1970 Biel, Langenthal, 1972 Bolligen, Südjura, Nordjura, 1973 Laufen (interkantonale Stelle Solothurn/Bern), 1976 Köniz, Interlaken. Als erfreulich sei vermerkt, dass drei dieser Stellen von Frauen geleitet werden.

Die ersten Erfahrungen mit den Regionalstellen zeigten bald, dass es der Institution Erziehungsberatung nicht zum Vorteil gereichte, wenn sie von den Sitzgemeinden organisiert wurde. Es entstanden zu viele Ungleichheiten zwischen den einzelnen Stellen, und die Gefahr tauchte auf, dass sie zum parteipolitischen Zankapfel werden könnten. Das war bis dahin nie der Fall gewesen, die Erziehungsberatung hatte sich über Jahrzehnte ausserhalb der Parteipolitik entwickelt. Daher begannen die Bemühungen darum, zu erreichen, dass nun tatsächlich befohlen sollte, wer zahlte, dass hiess in dem Fall: der Kanton. Ende 1970 war es soweit. Das Dekret von 1964 wurde abgeändert, alle Erziehungsberatungsstellen, mit Einschluss derjenigen der Stadt Bern, wurden zu voneinander unabhängigen kantonalen Beratungsstellen, die Erziehungsberater kantonale Beamte. Zuständig für die Erziehungsberatungsstellen ist die Erziehungsdirektion. Die entsprechenden Artikel des Dekretes wurden wie folgt abgeändert:

"1. Das Dekret vom 4. November 1964 betreffend die Erziehungsberatung wird wie folgt abgeändert:

- § 4.1 Der Staat sorgt im Einvernehmen mit den interessierten Gemeinden dafür, dass in allen Landesteilen Erziehungsberatungsstellen zur Verfügung stehen.
  - 2 Die Wahl der Erziehungsberater erfolgt auf Vorschlag der Erziehungsberatungskommission durch die Erziehungsdirektion.
  - 3 Die Anstellungsbedingungen und die Besoldungen der Erziehungsberater sowie deren Mitarbeiter richten sich nach den einschlägigen Regelungen für das Staatspersonal.
- § 5.1 Voraussetzung für die Wahl als Erziehungsberater ist, vorbehältlich Absatz 3, ein Diplomabschluss für Erziehungs-

berater-Schulpsychologe an der Universität Bern.

2 Ueber den Studiengang und die Prüfung erlässt der Regierungsrat ein Reglement.

3 Ueber die Anerkennung anderer akademischer Studiengänge und Prüfungsausweise entscheidet die Erziehungsdirektion auf Antrag der Prüfungskommission.

§ 6.1 Der Universität Bern stehen für die praktische Ausbildung von Erziehungsberatern die Erziehungsberatungsstelle und der jugendpsychiatrische Dienst in der Gemeinde Bern sowie der Service médico-psychologique für den französischen Kantonsteil zur Verfügung.

2 Für die praktische Ausbildung werden auch andere Erziehungsberatungsstellen beigezogen.

§ 7.1 Der Regierungsrat setzt als Aufsichtsorgane für die Erziehungsberatung des deutschsprachigen Kantonsteils eine neungliedrige und für den französischsprachigen Kantonsteil eine siebengliedrige Kommission ein. Die Erziehungsdirektion sorgt für die Zusammenarbeit dieser beiden Kommissionen.

2 Der Regierungsrat erlässt über die Obliegenheiten der Kommissionen eine Verordnung.

2. Diese Abänderung tritt auf den 1. April 1971 in Kraft."

Soweit die gesetzlichen Grundlagen und Ausführungsbestimmungen der bernischen Erziehungsberatung, die zur Zeit in Kraft sind.

### Schluss

1963 trat Hegg aus dem Amte zurück. Die junge Generation übernahm mit viel Dynamik und Unternehmungsfreude die Erziehungsberatung. Eine neue Aera erstand. Der Beruf des Erziehungsberaters konnte sich etablieren, seine Ausbildung darf sich heute im Vergleich zu anderen akademischen Berufen durchaus sehen lassen,

auch wenn wir das Idealziel noch lange nicht erreicht haben. Vieles ist in Bewegung geraten. Es stellt sich die Frage nach der Spezialisierung, die Frage nach dem Berufsbild des Erziehungsberaters in Abgrenzung zu verwandten Berufen. Man hört nicht nur glückliche Stimmen über das neue Ausbildungskonzept, das Theorie - Praxis - Problem sei nicht zufriedenstellend gelöst. Es ist auch nicht ganz ersichtlich, warum Erziehungsberater ausschliesslich Jugendpsychologen sein sollen und nicht z.B. Sonderpädagogen, wenn man die Aufgaben bedenkt, mit denen die Erziehungsberatung konfrontiert wird. - Die Entwicklung der Erziehungsberatung ist nicht abgeschlossen, ihre Geschichte dürfte in den nächsten fünf Dezennien noch viele neue und interessante Aspekte aufweisen.

In unserer Betrachtung ist die mit der Erziehungsberatung der Stadt Bern eng verknüpfte Entwicklung der Jugendpsychiatrie mit Absicht unberücksichtigt geblieben. Die Jugendpsychiatrie hat sich seit den 60er Jahren weitgehend von der Erziehungsberatung emanzipiert, was deutlich wird durch die Umbenennung des "schulpsychiatrischen Dienstes der Erziehungsberatung der Stadt Bern" in: "Jugendpsychiatrische Poliklinik der Universität Bern." - Dieser Umstand beeinträchtigt jedoch die "Vernunfttehe" (Hegg) zwischen den beiden Diensten nicht. Sie wohnen beisammen und arbeiten miteinander und vertragen sich gar nicht so schlecht. - Uns ging es hier gemäss Auftrag ausschliesslich um die Erziehungsberatung und deren Geschichte. <sup>8)</sup>

## II. TEIL

### THEORIE UND PRAXIS DER BERNISCHEN ERZIEHUNGSBERATUNG

#### Die Grundlagen der Bernischen Erziehungsberatung

Die geistige Grundlage der Bernischen Erziehungsberatung ist - kurz gesagt - in der pädagogischen Tradition der liberalen Schweiz zu suchen, wie sie seit Pestalozzis Wirken dem Volksbewusstsein verhaftet ist. Es waren pädagogische Fragestellungen und Probleme, welche 1920 zu den Anfängen der institutionellen Erziehungsberatung führten.

Erziehungsberatung geht von der Einsicht aus, dass sich Erziehung nicht von selbst versteht, sondern ein schwieriges und problematisches Unternehmen ist. Schon Pestalozzi weist auf diesen Umstand hin, wenn er 1801 in einem Brief an den Dichter Christoph Wieland schreibt: "Mein erster Grundsatz ist: Wir können das Kind nur insoweit gut führen, als wir wissen, was es fühlt, wozu es Kraft hat, was es weiss und was es will. Das zu wissen braucht es tiefe Psychologie oder Mütteraufmerksamkeit. Da wir das erste nicht haben, so müssen wir auf das zweite bauen, und der Staatseinfluss auf die öffentliche Erziehung muss notwendig damit anfangen, das von der Natur belebte Interesse der Mütter über diesen Gegenstand zu erleuchten und zu leiten." <sup>1)</sup> Der Briefstelle entnehmen wir, dass Pestalozzi offenbar der Auffassung war, dass - trotz hoher Wertschätzung - nicht alle Mütter über das nötige Mass an "Mütteraufmerksamkeit" verfügten und daher der "Erleuchtung" und "Leitung" bedurften, um ihrer Aufgabe zu genügen. - Ob er als erster Postulant für eine staatlich "beeinflusste" Erziehungshilfe und Mütterschulung aufgetreten ist, entzieht sich meiner Kenntnis, ist in diesem Zusammenhang auch nicht von grosser Bedeutung.

Als spiritus rector und als persönliches Leitbild der Bernischen Erziehungsberatung ist nachweisbar Paul Häberlin zu bezeichnen. Die Ausstrahlungskraft seiner Persönlichkeit, seine Lehrtätigkeit als Ordinarius für Philosophie, Pädagogik und Psychologie (1914 - 1922) an der Universität Bern, sowie sein Beispiel als Erzieher und Berater von jungen Menschen, "die in Entwicklungsschwierigkeiten standen und darin besonderer Hilfe bedurften" <sup>2)</sup> beeindruckten seinen Schüler Hans Hegg so nachhaltig, dass er, nach Abschluss seiner Studien, als Praktiker in die Fussstapfen seines Lehrers trat und auf einem mühsamen, von Widerständen geplasterten Lebensweg das schuf, was uns Bernern heute als Selbstverständlichkeit erscheint: eine in der Schulgesetzgebung des Kantons verankerte Erziehungsberatung, deren Fachleute durch ein angemessenes Hochschulstudium auf ihre Berufstätigkeit vorbereitet werden.

Hier ist nicht der Ort einer Darstellung oder Diskussion der Lehre von Paul Häberlin. Zum besseren Verständnis der Grundkonzeption der bernischen Erziehungsberatung sind jedoch einige Hinweise vor allem auf die Berner Zeit des späteren Basler Professor unerlässlich.

Häberlin schloss Studien ab in Theologie (1900), doktorierte in Philosophie, Zoologie und Botanik (1903) und erwarb sich im gleichen Jahr das Basler Mittellehrerdiplom zusätzlich in Mathematik und Geographie. - Er wirkte vor seinen Berner Jahren als Mittellehrer in Basel (1903 - 1904), war Seminardirektor in Kreuzlingen (1904 - 1909), dann Privatdozent in Basel (1908 - 1914), wo er sich finanziell am Leben erhielt durch die "Pensionäre", welche er wegen ihrer oben erwähnten "Entwicklungsschwierigkeiten" in sein Haus aufnahm. Häberlin war also kein reiner Theoretiker, als er 1914 mit seinen Vorlesungen in Bern begann, sondern er war ein erfahrener pädagogischer Praktiker, der neben seiner Lehrtätigkeit weiterhin in der pädagogischen Praxis blieb, nahm er doch immer noch einzelne "Pensionäre" auf und bemühte er sich eingehend um seine Studenten. - Was für die

Kreuzlinger Jahre galt, kann auch von den Berner Jahren gesagt werden: "Meine ganze Lehrtätigkeit war auf innere Förderung der Schüler ausgerichtet, durch alles "Lehren" hindurch und auch ausserhalb der Lehrstunden." (S. 35) Weiter unten: "Der enge Verkehr mit den Schülern und später mit den Pensionären übte die pädagogische Kräfte nicht nur, sondern förderte auch das Verständnis des Menschen." Wichtig scheint mir der Hinweis: "In der Praxis der Hilfe präzierte sich der Sinn dieser Hilfe; der ernsthafte Versuch, andere zu rechter Lebensführung zu erziehen, hilft zur eigenen Klärung." (S. 38)

Ueber die Berner Jahre schreibt Häberlin in seinem Büchlein: "Dem Lehrauftrag entsprechend war meine Vorlesungs- und Seminar-tätigkeit stark psychologisch-pädagogisch betont..... Durch die Versuche der vergangenen Periode war meine Ueberzeugung ver-stärkt worden, dass es noch viel innerer Arbeit und Reifung be-dürfte, bevor ich das Recht zu philosophischer Mitteilung hätte.....; ich blieb gewissermassen an der Peripherie, in den Vorlesungen wie in den Veröffentlichungen. Doch litt der Verkehr mit den Studierenden kaum unter dieser Zurückhaltung. Es liess sich ja gar nicht vermeiden, dass Keime philosophischer Einsicht zum Ausdruck kamen; für die Pädagogik war es sogar notwendig, "aus sich herauszugehen". Vor allem aber spürten die jungen Leute, auch wo etwa nur von Psychologie die Rede war, ebenso wie damals in Kreuzlingen, jenen Willen, welcher beides zugleich war: "Wille zur Wahrheit und Wille zu wahrhafter Hilfe. Die philosophische Haltung wirkte sich auch ungewollt aus und wirkte erweckend, wo sie selber auf Suchende traf." - Es besteht kein Zweifel, dass dieser Wille zur Wahrheit und der Wille zu wahrhafter Hilfe auf die Studierenden eine zündende Wirkung ausübte. <sup>3)</sup>

Häberlin gehörte keiner psychologischen Schule oder Richtung an. Er suchte seinen Weg in der Auseinandersetzung mit den be-stehenden Lehren, die ihm alle - sowohl die experimentell wie die mehr philosophisch orientierten - bekannt waren.

Von grösster Bedeutsamkeit für die eigene Theoriebildung war für Häberlin die Beziehung zu Freud, die sich über seine Freundschaft mit den Psychiatern Robert und Ludwig Binswanger anbahnte. In einem Brief, datiert vom 3. März 1910, schreibt Freud, der hoffte, Häberlin in seinen Kreis aufnehmen zu können, an Häberlin u.a. die folgenden Zeilen: "Ich weiss, dass die Psychoanalyse in Beziehung zur Pädagogik treten muss, kann aber selber nichts dafür thun. Ich weiss auch, dass sie zur Selbsterziehung mächtig anregt und dass man grosse innere Widerstände überwinden muss, ehe man sich ganz mit ihr befreunden kann...." <sup>4)</sup> Nun, Häberlin hat sich mit der Lehre Freuds nie ganz befreunden können; Trotz aller Hochschätzung der durch die Psychoanalyse gewonnenen psychologischen Einsichten, musste er die Lehre in ihren Grundlagen ablehnen, da die Weltanschauung und die Anthropologie, welche dahinterstanden, einseitig naturwissenschaftlich - biologisch orientiert waren. In "Statt einer Autobiographie" schreibt Häberlin dazu: "Religiöser Glaube, ethische Norm, und was damit zusammenhing, durfte nicht zu Recht bestehen, musste "zeranalysiert" werden, bis nichts anderes übrig blieb als nackter Trieb. Die psychoanalytische Theorie war mehr als Psychologie, sie entsprang aus anti-autoritativer Einstellung und mündete wieder in eine Art von kulturellem Nihilismus oder Relativismus. (Dies gilt sicher nicht von der Persönlichkeit Freuds, wohl aber von seiner Theorie)" <sup>5)</sup>

Diese Zeilen mögen viele Leser bedenklich stimmen, wenn sie sich die Folgen der nun mehr oder weniger überwundenen antiautoritären Welle in der modernen Erziehung vor Augen halten. Antiautoritäre Erzieher berufen sich ja gern auf die psychoanalytische Theorie.

Die "verselbständigende Hypostasierung des Unbewussten" wurde von Häberlin zugunsten einer "einheitlichen Auffassung der Persönlichkeit oder des Seelenlebens" abgelehnt. Ebenso "bedenklich" erschien ihm die "Simplifikation der Freudschen Triebpsychologie". Menschliches Verhalten, auch das Triebverhalten, ist nach Häberlin nur verstehbar durch das Vorliegen einer zweiten,

der menschlichen Natur angeborenen, zum Triebleben im Widerspruch stehenden geistigen Instanz. Die Zurückführung der gesamten Motivation des menschlichen Verhaltens auf triebhafte Beweggründe bezeichnet Häberlin als "abenteuerliche Inthronisation des 'Triebs', und dies heisst Entthronung des Geistes." <sup>6)</sup> Hier gab es für Häberlin keine Diskussion.

Die Betonung des geistigen Faktors im menschlichen Verhalten ist nach Häberlin auch für das Verständnis der pädagogischen Aufgabe von ausschlaggebender Bedeutung: "Ohne Beachtung des geistigen Anspruchs gegenüber allen triebhaften Bedürfnissen liess sich weder das Unternehmen Erziehung überhaupt rechtfertigen noch irgendeine sinnvolle Zielsetzung finden; ohne geistige Möglichkeit in dem zu Erziehenden andererseits bestand keinerlei Aussicht auf pädagogischen Erfolg. Kurz, es fehlte der Erziehung jeder Sinn; sie lief auf suggestive oder gewaltsame Dressur zur "Sublimierung" hinaus..... Abgesehen vom pädagogischen Interesse: wie sollte die eigentliche und tiefe Problematik des menschlichen Lebens ohne den ursprünglichen Widerstreit zwischen der Willkür der triebhaften Ansprüche und der heimlichen Gewalt eines ganz andern Anspruchs verstanden werden? Wie sollte so etwas wie Scham und Achtung verstanden werden? Zusammengefasst: wie böte sich eine Möglichkeit zum Verständnis menschlicher Kultur? Das Leben des Menschen verläuft nicht "einspurig"; es ist von ständiger innerer Auseinandersetzung begleitet und gewinnt nur so seine Schwierigkeit sowohl wie seine "Humanitas". <sup>7)</sup>

Hier steht Häberlin mit seiner Auffassung auf dem gleichen Boden wie Platons "Wagenlenker" und wie Pestalozzi. Erst die Geistigkeit des Menschen - Pestalozzi: seine "geistig-sittliche Natur", der "göttliche Funke" im Menschen drin - macht ihn überhaupt erziehbar. -

Trotz der Unterschiede in der philosophischen und psychologischen Grundauffassung zwischen der psychoanalytischen Schule und Häberlin, betont Häberlin in der "Vorbemerkung" zu "Kinder-

fehler als Hemmungen des Lebens" (1921), dass es ihn freuen sollte, dort, wo es möglich sei, zusammenzuarbeiten. Gleichzeitig distanziert er sich entschieden "gegen jede Identifikation mit denjenigen medizinischen und nichtmedizinischen Auch-Psychoanalytikern (und zwar in theoretischer Beziehung wie namentlich mit Rücksicht auf die Praxis), welche sich diesen Namen und sonst noch einiges von ihrem Meister angeeignet haben, ohne das Beste seines Geistes zu besitzen."

Wie sehr Häberlin die Behandlung seiner mehr oder weniger verhaltensgestörten z.T. verneurotisierten "Zöglinge" als eine erzieherische Aufgabe mit erzieherischer Zielsetzung betrachtete, beweist einmal der Umstand, dass er trotz kollegialem Verhältnis zu den bedeutendsten z.T. Schule bildenden Psychiatern seiner Zeit - neben Binswanger und Freud ist u.a. Bleuler zu erwähnen - seine Tätigkeit nie als "Therapie" beschrieben hat. Jedenfalls habe ich im Schrifttum den Ausdruck nicht angetroffen, wohl aber den der "heilpädagogischen Praxis". Häberlin ging in seiner Behandlung zwar "analytisch" vor, aber entsprechend seiner eigenen Theorie modifizierte er die psychoanalytische Technik. In Bezug auf die Bewusstmachung äusserte er sich in den "Kinderfehlern" wie folgt: er bekenne, dass er "von all diesen mehr oder weniger 'künstlichen' Methoden" zurückgekommen sei und es vorziehe, wesentlich im freien "pädagogischen Gespräch" zum Ziele zu kommen. "Die Gründe auseinanderzusetzen, würde zu weit führen. Ich anerkenne aber, dass in Freuds Methode der Assoziation ein gutes Hilfsmittel namentlich für gewisse hartnäckige Fälle von "Widerstand" gegeben ist, das ich selber gelegentlich anwende." Er fährt weiter: "Dieselbe Zustimmung zu Freud gilt für seine Einschätzung der Traum-Analyse als geradezu bestes Mittel der Bewusstmachung, wo die näherliegenden Mittel versagen, - trotzdem ich auch den Traum und ganz besonders den Angsttraum etwas anders verstehe als er." 8)

Wie intensiv die geistige Auseinandersetzung mit Freud in

Häberlins Berner Jahren war, beweist auch die Tatsache, dass schon die erste Dissertation, die unter seiner Leitung entstand, den Titel trägt: "Der Begriff der Zensur bei Freud" (Blanche Hoffet, 1918) und eine weitere: "Die theoretischen Grundlagen und die wissenschaftstheoretische Stellung der Psychoanalyse" (Willi Schohaus, 1923). - Soviel in Kürze zur Auseinandersetzung Häberlin - Psychoanalyse. <sup>9)</sup>

Häberlin bezeichnete später seine frühen Schriften als "zu moralistisch", weil ihnen die nötige philosophische Grundlegung fehle. Von seinem anthropologischen Grundkonzept des Antagonismus im menschlichen Verhalten, vom grundsätzlichen Erziehungsziel: der optimalen Vergeistigung, und von der Auffassung der Individualität des Menschen in seinem Dasein, ist er jedoch nie abgegangen, sondern er hat im Verlaufe der Jahre seine Grundpositionen immer wieder neu überdacht und in grössere philosophische Zusammenhänge eingebaut. Jede menschliche Problematik ist somit individuelle Problematik, und keine Psychologie, die auf Verallgemeinerungen oder Durchschnittswerten aufbaut, kann uns für eine vorliegende Problematik die richtige Antwort geben. Aufgabe des Erziehers, der einem Menschen helfen will, ist es, sich mit der Psyche dieses Individuums auseinanderzusetzen, sie kennen zu lernen und ihr gemäss ihrer Bestimmung auf den richtigen Weg zu helfen. -

Die anthropologischen Grundpositionen von Häberlin sind von Hegg übernommen worden und bilden zusammen mit den psychologischen Erkenntnissen und den pädagogischen Ueberlegungen die Wurzeln der Erziehungsberatung. Ein grundsätzlicher Wandel in der Grundauffassung hat nie stattgefunden.

#### Die Situation heute

Dem Kapitel über die Theorie der bernischen Erziehungsberatung ist vorzuschicken, dass sich das zur Darstellung gelangende

Konzept auf die Zeit von den Anfängen bis zum Weggang Heggs aus dem Amte (1963) beschränkt. Die Entwicklung der folgenden 15 Jahre verlief - nicht zuletzt wegen der Verankerung der Erziehungsberatung im Primarschulgesetz von 1951 und 1964 - vor allem in zwei Richtungen: Expansion der Tätigkeit und Ausbildung von Nachwuchs. Theoriebildung und Grundsatzfragen, wie z.B. diejenige, was Erziehungsberatung sein soll und was ihre Zielsetzung sei, stehen zur Zeit weniger zur Diskussion als die Fragen psychologischer Methoden und Techniken. Dies mag u.a. eine Folge davon sein, dass sich die Erziehungsberatung schliesslich als Institution durchgesetzt hat. In der Durchführung ihrer Aufgabe erfreuen sich die Erziehungsberatungsstellen weitgehender Freiheit. Von einer *unité de doctrine* dürfen wir daher kaum sprechen, wenn auch die Unterschiede vielleicht nicht allzu gross sind.

Im Vergleich zum Konzept von Hegg ist festzustellen, dass eine recht ansehnliche Zahl der bernischen Erziehungsberater ihre Tätigkeit heute offenbar weniger als eine primär pädagogische versteht, die mit psychologischen Mitteln arbeitet, als vielmehr eine psychologisch - therapeutische. Wir haben im ersten Teil gesehen, dass der Titel "Erziehungsberater" in Diskussion geraten ist, und der "Jugendpsychologe" eindeutig bevorzugt wird. Ich wage zu behaupten, dass sich darin die Neuorientierung in der Grundeinstellung zur Tätigkeit des Erziehungsberaters bemerkbar macht: An die Stelle einer bewussten und formulierten pädagogischen Zielsetzung der Erziehungsberatung und an die Stelle psychologisch-pädagogischer Besinnung ist die psychologisch-therapeutisch orientierte Methode getreten, wie sie weitherum die praktizierenden Psychologen beschäftigt. Mit diesem Wandel geht naheliegenderweise einher, dass an den einzelnen Erziehungsberatungsstellen auch eine Verschiebung der Akzentsetzung in der Tätigkeit stattgefunden hat. Hier sind denn auch vor allem die Unterschiede zu suchen, je nach der Auffassung der Leiter. - Diese wiederum pflegen regelmässig Kontakt in der

Leiterkonferenz, wo u.a. über Fragen der Organisation, der Ausbildung, der Berufspolitik, über Vernehmlassungen usw. diskutiert wird. Die Leiterkonferenz ist bemüht, in Anerkennung der Diversifikation, die Verbindung zwischen den einzelnen Erziehungsberatungsstellen aufrecht zu erhalten.

Kurz zusammengefasst lässt sich die heutige Situation im Kanton Bern ungefähr wie folgt formulieren: die elf Erziehungsberatungsstellen sind administrativ voneinander unabhängig und daher gleichgestellt, inklusive die Erziehungsberatung der Stadt Bern. Sie sind untereinander verbunden durch die gemeinsame, zum Teil formulierte Aufgabe der Öffentlichkeit gegenüber. Geistig sind sie weiter dadurch miteinander verbunden, dass ihre Leiter und Mitarbeiter zum grossen Teil den Lehrerberuf ausübten, bevor sie Erziehungsberater wurden. Zudem sind die meisten von ihnen im Lehrerseminar auf dem gleichen pädagogischen Nährboden gewachsen. - Im Kanton Bern erteilten nämlich an den staatlichen Seminaren während Jahrzehnten Schüler von Schohaus und Häberlin den Psychologie- und Pädagogikunterricht, womit der Kreis der pädagogischen Tradition geschlossen wäre.

Nicht unbedingt die gleiche Auffassung teilen die bernischen Erziehungsberater darüber, was nun eigentlich Erziehungsberatung zu bedeuten habe, und was die Aufgabe dieser Institution im einzelnen sei. Meines Erachtens besteht eine gewisse Tendenz des alles-umfassen- und therapieren-Wollens, was an Problemen im Jugendalter auftaucht und damit die Gefahr, die ursprüngliche Aufgabe der Erziehungsberatung im Kindesalter zu unterschätzen oder gar gering zu schätzen.

Es gehört zu den erfreulichen Vorzügen des Kantons Bern, dass jeder seine eigene Auffassung haben darf und nicht daran gehindert wird, als "König" seinen Thron zu behaupten.

### Das Konzept von Hegg

Im Folgenden sei der Versuch unternommen, Heggs Auffassung in ihren Grundzügen thesenmässig darzustellen, soweit dies im Rahmen eines derartigen Aufsatzes möglich ist. Als Grundlage dienen kleinere Publikationen, sowie Vortrags- und Vorlesungsnotizen aus dem Nachlass. - Da sich die Auffassung Heggs über das, was die Aufgabe und das Ziel der Erziehungsberatung ist, seit den Anfängen in ihrer Grundlage nicht geändert hat, sondern im Verlaufe der Jahre eine gedankliche Vertiefung und Erweiterung erfuhr, stelle ich das Konzept als ein Ganzes dar. Nur wo es angezeigt erscheint, wird ein Hinweis auf eine Aenderung in der Auffassung angebracht. Der Leser sei sich jedoch bewusst, dass hinter der Theorie oder dem Konzept eine über 40 Jahre dauernde Auseinandersetzung mit der "Materie" in der Praxis steht, d.h.: die Auseinandersetzung mit dem erziehungsschwierigen Kind, mit den Eltern, der Lehrerschaft, den Aerzten und nicht zuletzt die Auseinandersetzung mit den Behörden. -

Pestalozzi bezeichnet in dem schon zitierten Brief an Wieland 1801 "die ganze Erziehung, wie sie wirklich ist", als "ein namenloses Chaos von Grundlosigkeit und Mangel an Psychologie." Der Philosoph Kant seinerseits nennt die Erziehung, neben der Regierungskunst, die "schwerste Erfindung des Menschen", denn, so sagt er: "hinter der Education steckt das grosse Geheimnis der Vollkommenheit der menschlichen Natur."

Diese beiden Feststellungen könnten wir als Ausgangspunkt für die Rechtfertigung der Erziehungsberatung im Sinne einer Erziehungshilfe an die Erzieher betrachten. Ihre Autoren verfügen geisteswissenschaftlich über soviel internationale Autorität, dass sie sich wohl kaum gleich den Vorwurf massloser Uebertreibung gefallen lassen müssen.

Erziehungsmängel, das wissen wir, bedeuten immer eine Gefährdung für den Entwicklungsverlauf eines jungen Menschen. Andauerndes

schädigendes Fehlverhalten oder die Fehleinstellung eines Erziehers können zu ernsthaften Fehlentwicklungen führen, die später nur durch mühsame, über Jahre dauernde Psychotherapie zu heilen oder oft sogar bloss zu bessern sind. -

Trotz diesem heute allgemein anerkannten Wissen ist die Einsicht, dass sich Erziehung nicht von selbst versteht, manchmal sogar bei Fachleuten erstaunlich gering. Dies beweist z.B. die häufig gehörte Bemerkung: "Die kann ja nicht einmal ihre Kinder erziehen." Erziehung ist nicht nur ein schwieriges, sondern ebenso ein problematisches Unternehmen. Das liegt einmal in der "Natur" des Menschen begründet (siehe die Anthropologie von Häberlin), in seinem zwiespätigen triebhaft-geistigen Verhalten, zum ändern im spezifischen Eltern-Kind Verhältnis und im Widerstand des Kindes, erzogen zu werden. Da die für die Entwicklung und Erziehung des Charakters eines Kindes bedeutsamsten Jahre bekanntlich in die Vorschulzeit fallen, hängt sein leibliches und geistiges Wohl und Wehe primär von den Eltern ab und nicht etwa von der Schule. Aus diesem Grund kommt der häuslichen Erziehung höchste Bedeutung zu.

Die Aufgabe der Erziehung ist es, "der im Weltplan vorgesehenen Bestimmung des Menschen zum Durchbruch und zur Erfüllung zu verhelfen. In weiser Zurückhaltung ist sie die Geburtshelferin des im Kinde selber angelegten Entwicklungszieles." Dieses Ziel ist einerseits, "die - alle triebhaft eigensüchtigen Wünsche dominierende - Gemeinschaftsgesinnung", oder mit andern Worten: "die Bereitwilligkeit, im Rahmen der individuellen Möglichkeiten am kulturellen Leben mitarbeitend teilzunehmen." Entwicklungsziel ist andererseits "die Fähigkeit, seine guten Absichten im Leben durchzuführen", also Lebenstüchtigkeit. - Gute d.h. "richtige" Erziehung kennt keine Willkür, da sie nicht versucht, das Kind nach dem Bild von Voreingenommenheiten, von privaten Meinungen und Wünschen zu formen. <sup>10)</sup> Etwas moderner formuliert, wäre demnach das Ziel der Entwicklung eines Menschen die optimale Verwirklichung seiner in ihm liegenden sozialen, intellek-

tuellen, künstlerischen und moralischen Möglichkeiten und Anlagen. Die Aufgabe des Erziehers ist Hilfeleistung beim Prozess dieser Entwicklung, immer in Blick auf das objektive, im Kinde liegende und ihm daher gemässe Entwicklungsziel.

Pestalozzi spricht in diesem Zusammenhang von der harmonischen Entfaltung der drei Grundkräfte: "Kopf", "Herz" und "Hand", die als Modifikationen der "geistigen Natur" des Menschen zu verstehen sind.

Die Entwicklung der kindlichen Kräfte erfolgt in einem Prozess zunehmender Vergeistigung; denn Gemeinschaft und Kultur ist nur da möglich, wo auch Verzicht auf triebhaft-egoistische Strebungen und Interessen geleistet werden kann. Und dies will gelernt sein.

Dieses seit Jahrhunderten immer wieder neu formulierte Erziehungsziel ist ein Idealziel und wird vom Kind kaum je erreicht, ganz zu schweigen von der menschlichen Gesellschaft, sonst sähe es heute auf unserer Welt wohl anders aus. Wer dürfte andererseits abstreiten, dass es auch schon anders, d.h. besser und gerechter zu und her ginge, wenn die Erziehung - bei allem Wissen um die menschliche Unzulänglichkeit - bewusster auf solche Zielsetzung hin ausgerichtet wäre?

Die erzieherische Wirklichkeit mangelt weitherum der Vergeistigung, sie mangelt auch der "Psychologie", wie Pestalozzi schon feststellte. Das wird verständlich, wenn wir uns die Tatsache vor Augen halten, dass die Fähigkeit, pädagogisch objektiv zu denken und zu handeln, sich in dem Masse vermindert, als Affekte das Verhalten bestimmen. Wo sie das Feld beherrschen, wird Erziehung zu einem momentanen Ermessen und ist willkürlich. Zufällige Ansichten bestimmen das erzieherische Handeln. - Wie sehr erzieherisches Tun von Wünschen und Affekten bestimmt sein kann, weiss jeder, der sich einmal selber bewusst als Erzieher betätigt hat.

Dass Erziehung nicht bloss eine Frage des Instinktes ist, beweist der Umstand, dass fast überall da, wo die häusliche Erziehung

versagt, Vorstöße gegen die elementarsten und selbstverständlichsten erzieherischen Regeln feststellbar sind. Wahre Erziehung ist geistige Auseinandersetzung des Erziehers zuerst mit sich selbst und dann des Erziehers mit dem zu Erziehenden. In der Wirklichkeit spielt sich Erziehung jedoch leider oft in Form eines mehr oder weniger verschleierte Kleinkrieges ab; oder je nach Lust und Laune: einmal mehr "Liebe" und morgen dafür "Strenge".

Solche Erziehung ist planlos, es fehlt ihr die Orientierung am Erziehungsziel. Durch ihre Planlosigkeit wird sie fehlerhaft und von daher bedeutet sie für das dafür empfängliche Kind eine Gefährdung.

Die Konsequenz aus diesen Einsichten war die Idee der pädagogisch orientierten Erziehungsberatung als ein "wissenschaftlich fundiertes, psychologisch-pädagogisches Verfahren zur Unterstützung der Erzieher in ihren erzieherischen Bemühungen."

Hegg unterscheidet zwei Formen von Erziehungsberatung: Die eine, oben definierte, ist sowohl der Aufgabe wie der Methode nach pädagogisch orientiert und als Erziehungshilfe zu verstehen. Die zweite hat eine medizinisch-therapeutische Zielsetzung, sie ist Psychiatrie. Diese Unterscheidung wurde schon in den 1920er Jahren gemacht.

Die Verhältnisse haben sich in den vergangenen 50 Jahren nur insofern geändert, als die Kinder- und Jugendpsychiater hierzulande in den letzten Jahren zunehmend davon Abstand genommen haben, sich als "Erziehungsberater" zu bezeichnen. In Deutschland dagegen bestehen noch heute sehr viele "Erziehungsberatungsstellen", die im Grunde nichts anderes sind als kinderpsychiatrische Polikliniken mit einem umfangreichen Stab sogenannt medizinischen Hilfspersonals (Psychologen, Sozialarbeiter u.a.).

Die pädagogisch orientierte Erziehungsberatung versteht sich primär als Erziehungshilfe im sog. Normalfall, d.h. sie versucht

"vermeidbare Störungen im normalen Gange der Erziehung auszuschalten, bevor sie sich zu einer Gefahr für die weitere Entwicklung des Kindes oder Jugendlichen auswachsen." Insofern bewegt sich Erziehungsberatung im Felde der Prophylaxe und kann mit anderen prophylaktisch arbeitenden Institutionen verglichen werden wie z.B. mit der Säuglingsfürsorge.

Allerdings wird - leider - von der Erziehungsberatung in diesem Sinne nur selten Gebrauch gemacht, da die Erzieher aus mannigfachen Gründen grosse innere Widerstände zu überwinden haben, bevor sie eine Erziehungsberatungsstelle aufsuchen. Die Meinung, Erziehung verstehe sich von selbst, hilft dabei keineswegs, die Widerstände abzubauen. - Praktisch hat es der Erziehungsberater daher in der Regel mit Konfliktsituationen und Fehlverhalten zu tun, die oft schon über eine relativ lange Zeit andauerten. Das war von allem Anfang an so, und es hat sich in den vergangenen 55 Jahren kaum geändert.

Trotzdem ist für den Erziehungsberater das Kind oder der Jugendliche nicht Patient, sondern primär Objekt der Erziehung. Die Fragestellung lautet: wie wäre in diesem individuellen Falle die Erziehung zu gestalten, damit sie "richtige" Erziehung sei, d.h. richtig inbezug auf die Entwicklungsmöglichkeiten dieses speziellen Kindes. Das Ziel der Bemühungen ist daher nicht etwa Heilung und Gesundheit im medizinischen Sinne, sondern der erzogene Mensch. - Erziehungsberatung versteht sich, so gesehen, mehr als Erziehung denn als Therapie. Sie umfasst immer das Kind und sein Milieu.

In der psychiatrisch orientierten Erziehungsberatung dagegen wird das Kind nicht primär als Objekt der Erziehung sondern als Patient, als Leidender betrachtet. Der behandelnde Arzt sucht nach den Ursachen der Erkrankung, ihrer Genese, und nach der dem krankhaften Zustand angemessenen Therapie, d.h. Heilungsmethode (Psychotherapie, Medikamente usw.), oder er sucht nach Massnahmen mit dem Ziel der Gewinnung oder Wiederherstellung der psychischen und physischen Gesundheit.

Im Unterschied zur Erziehungsberatung im pädagogischen Sinn ist es bei der medizinischen Therapie durchaus denkbar, dass sich der Arzt praktisch nur mit dem Patienten befasst, dem Kind, ohne das Milieu, in dem das Kind lebt, in seine Behandlung einzubeziehen. Dies vor allem dann, wenn die Behandlung vorwiegend medikamentös erfolgt. -

Theoretisch mag die Unterscheidung zwischen pädagogischer und medizinischer Erziehungsberatung eindeutig sein. In der Praxis bestehen jedoch keine scharfen Grenzen zwischen existenzieller und pathologischer Problematik. Daher berühren und überschneiden sich die Felder der pädagogischen und der medizinischen Beratungspraxis. Gerade dieser Zwischenbereich zwischen gesund und krank gibt der pädagogischen Beratungspraxis das besondere Gepräge, macht die Arbeit heikel und schwierig und verlangt vom Berater ein hohes Mass an Verantwortungsbewusstsein. Er bewegt sich ständig im Grenzbereich von Pädagogik und Therapie einerseits, von Normalpsychologie und Psychopathologie andererseits. Sogar nach eingehender Untersuchung bleibt in gewissen Fällen die Frage noch offen, in wessen Hand das Kind, seine Eltern und andern Erzieher gehören. Da ist in der Regel das Zusammengehen im Team am Platz.

Die enge Zusammenarbeit zwischen Arzt und Erziehungsberater gehört zur Doktrin der Heggschen Erziehungsberatung. Sie hat vom ersten Tag an funktioniert, da die Erziehungsberatung Teil des städtischen Schularzamttes war und der Berater Tür an Tür mit dem Internisten arbeitete. Ueber Jahrzehnte bestand das erste Team in einträchtiger Tätigkeit, ungetrübt von Kompetenzschwierigkeiten. Man sprach das Wort "Zusammenarbeit" oder "Team" nie aus, man lebte sie, obwohl sehr unterschiedliche Charaktere zusammenarbeiteten.

Es waren allerdings gewisse Voraussetzungen zu einer fruchtbaren interdisziplinären Zusammenarbeit zu erfüllen:

- Erstens: die verschiedenen Fachvertreter arbeiteten und

arbeiten heute noch in Koordination ihrer Funktionen, im Gegensatz zu den ärztlichen Beratungsstellen, wo Psychologen und Pädagogen als medizinisches Hilfspersonal in Erscheinung treten.

Zusammenarbeit in Koordination der Funktionen erfordert eine klare Ausscheidung der Kompetenzen, was soviel heisst wie: selbstkritische Erkenntnis der eigenen Grenzen. Dies gilt sowohl für die Pädagogen wie für die Mediziner. Hegg nahm es diesbezüglich immer sehr genau. Soweit es seine Person betraf, wollte er sich nicht dem Vorwurf "kurpfuscherisch ärztlicher" Aktivität aussetzen. Dies umsomehr, als er sich über die "pädagogisch quacksalbernden Aerzte" gelegentlich erheblich ärgern konnte. So vor allem, wenn Aerzte, aus Unkenntnis der Voraussetzungen, unter denen in der Schule oder in Heimen gearbeitet werden muss, undurchführbare Ratschläge erteilten; oder wenn einer ein meisterloses Kind als "nervös" diagnostizierte und die *laissez-faire* Methode empfahl, oder auch: wenn einer reflektorisch für Eltern und Kind gegen die Schule Partei ergriff. Genauso konnte er sich andererseits über Fachkollegen aufhalten, die das "Dökterle" nicht sein lassen konnten und medizinische Massnahmen verordneten. -

Diesem Bemühen, die Kompetenzen klar abzugrenzen, liegt neben der Einsicht in die eigenen Grenzen, die Betonung des pädagogischen Auftrages zugrunde. Für Hegg war dies umso notwendiger, als sich Erziehungsberatung in einem Grenzbereich abspielt und etwas Neues war, das keinem Vorbild folgen konnte.

- Als zweite Voraussetzung zur guten Zusammenarbeit zwischen Arzt und Erziehungsberater bezeichnet Hegg "die gemeinsame Sprache". Jeder soll einen Begriff von der Wissenschaftssprache des andern haben, soll verstehen, was er sagt, ansonsten man leicht dazu neigt, aneinander vorbeizureden. Dabei geht es nicht nur um die Definition der Begriffe, sondern um ein vertieftes sprachliches Verständnis. Es geht um wahrhafte Kommunikation.

- Die dritte Voraussetzung ist vielleicht die bedeutsamste. Sie ergibt sich zum Teil aus der Sprache: Fruchtbare Zusammenarbeit verlangt eine "gewisse Uebereinstimmung in der geistigen Grundhaltung.... gewissermassen im Berufsethos."  
"Es geht um den Geist, in dem gearbeitet wird." 11) Er ist eine Frage der Einstellung zum Nebenmenschen und kann daher nicht befohlen werden.
  
- Viertens ist immer wieder das Faktum der verschiedenen "Blickrichtung" von Arzt und Pädagogen in Rechnung zu ziehen. Beiden geht es um das "Wohl" des Menschen. Im Sinne des Arztes heisst das, wie gesagt: Gesundheit, im Sinne des Pädagogen: Erzogenheit.  
Gesundheit und Erzogenheit widersprechen sich nicht, sie sind zwei Aspekte im menschlichen Leben, die sich zwar gegenseitig beeinflussen aber nicht identisch sind. Welche Auffassung der einzelne Arzt und der jeweilige Pädagoge von dem hat, was Gesundheit oder/und was Erzogenheit heisst, bestimmt auch seine "Blickrichtung". Ein Arzt kann sich z.B. um Freiheit von Wertung bemühen und seinem Patienten einfach helfend beistehen, wie immer dessen Verhalten sei; als Arzt setzt er keine Normen. Der Pädagoge darf diese Haltung nicht einnehmen. Tout comprendre heisst für ihn nicht tout pardonner. Das Verstehen eines normwidrigen Verhaltens ist Ausgangspunkt für sein pädagogisches Tun, da Erzogenheit nur erreichbar ist in der Anerkennung und im Nachleben der im Menschen angelegten normativen Anlagen, wie z.B. dem Gewissen, dem Sinn für Gemeinschaft, für Kultur etc. - Es liegt nahe, dass in der verschiedenen "Blickrichtung" die Gefahr des aneinander Vorbeiredens von Arzt und Pädagoge lauert, die Gefahr, sich nicht verstehen zu können oder sich misszuverstehen. - Daher die Bedeutung der gemeinsamen Sprache und der Uebereinstimmung in der geistigen Haltung.

## Die Methoden der Erziehungsberatung

Nach den oben angeführten theoretischen Überlegungen dürfte klar geworden sein, dass sich die pädagogische Erziehungsberatung, wie sie von Hegg entwickelt worden ist – und von dieser ist im Folgenden nur noch die Rede – in ihrem Vorgehen von einer lege artis durchgeführten Therapie unterscheidet, obwohl sie sich auch psychologisch-therapeutischer Methoden bedient. Erziehungsberatung spielt sich in der Regel auf einem Feld hochgespannter Empfindlichkeit ab, und der Berater sieht sich immer wieder vor äusserst heikle Situationen gestellt (Eltern, Schule usw.). Sie zu meistern erfordert von ihm viel Geschick, ein umfassendes psychologisches und psychopathologisches Wissen, Menschenkenntnis (die nicht identisch ist mit wissenschaftlicher psychologischer Erkenntnis), gesunden Menschenverstand, Realismus, Kenntnis der örtlichen politischen und gesellschaftlichen Verhältnisse und Einstellungen, sowie eine gewisse Kenntnis der einschlägigen Gesetzgebung. – Ohne diese Voraussetzungen bleibt Erziehungsberatung auch bei korrekter Anwendung der besten wissenschaftlich-psychologischen Techniken und Methoden sehr oft in der Luft hängen, und der Erziehungsberater setzt sich dem Vorwurf aus, er sei ein "Theoretiker", er rede in "Fremdwörtern", seine Empfehlungen seien "unrealistisch und undurchführbar"; oder auch: er sei "vage", seine Bemühungen führten nur noch "zu mehr Schwierigkeiten" usw. –

Die Praxis der Erziehungsberatung beruht somit auf zwei Pfeilern: einerseits auf wissenschaftlicher Erkenntnis in wissenschaftlich-kritischer Haltung, andererseits auf Kenntnissen und Fähigkeiten, die vorwiegend dem psychologischen Flair, intuitivem Erfassen von seelischen Zusammenhängen sowie dem Wissen um die "Volksseele" entspringen. Und nicht zuletzt ist es die Persönlichkeit des Beraters selbst, welche der Praxis den Stempel aufdrückt, wie immer die "Methode" sei, derer er sich bedient. Insofern ist Erziehungsberatung nicht ein rein

wissenschaftliches Unternehmen, und sie ist nicht zu lösen von der persönlichen Weltanschauung des Beraters.

1933 schreibt Hegg: "Eine Erziehungsberatung, die sich auf die Vermittlung von allgemeinen pädagogischen Regeln beschränkt, genügt den Anforderungen nicht. Eltern wissen mit Grundsätzen allein erfahrungsgemäss nicht viel anzufangen. Es fehlt ihnen die Möglichkeit einer ausreichenden sinngemässen Anwendung.... Die Aufgabe ist an sich nicht leicht. Zudem sind Eltern gewöhnlich mehr oder weniger auch in ihren eigenen Schwierigkeiten befangen und sehen ihren Fall selten so, wie er faktisch ist; sie unterliegen allerhand Täuschungen. Dies gilt durchaus auch für intelligente und gebildete Eltern. Was sie nötig haben und auch suchen, ist eine praktische Hilfe in einer ganz bestimmten Situation, der sie sich allein nicht gewachsen fühlen. Diesem Bedürfnis hat der Berater zu entsprechen. Er hat auf eine ganz konkrete Frage eine ebenso konkrete und, was ausschlaggebend ist, praktisch brauchbare Antwort zu geben.... Das gelingt ihm nur, wenn er sich auf den Einzelfall und seine einmaligen, besonderen Bedürfnissen einstellt. Erziehungsberatung ist durchaus Pädagogik des Einzelfalls."

Wissenschaftlich verantwortbare Erziehungsberatung ist somit nicht identisch mit dem Erteilen wohlgemeinter Ratschläge und Empfehlungen, und sie ist nur möglich nach einer vorausgegangenen Untersuchung des Falles, welche eine möglichst objektive Beurteilung von Kind und Milieu ermöglicht. Diese banale Tatsache bedarf heute keiner weiteren Erklärung. - Unbedingte Voraussetzung einer psychologisch-pädagogischen Untersuchung ist jedoch das Einverständnis der Hilfesuchenden zur Abklärung ihres Falles. Ohne dieses oder gar gegen ihren Willen ist eine Untersuchung undurchführbar. - Der Berater befindet sich de facto leider gar nicht so selten in dieser Situation des Widerstandes, da er manchmal weniger wegen einer objektiven Hilfe aufgesucht wird, als um die subjektiven Wünsche der oder eines Erziehers durchzusetzen. Ein klassisches Beispiel hierzu bildet die

erziehungsberaterische Konsultation von Eltern zum Zwecke, die Nichtpromotion ihres Kindes in eine höhere Klasse in eine Promotion zu verwandeln.

Es ist naheliegend, dass Eltern, die auf Grund derartiger Motivationen die Beratung aufsuchen, an einer objektiven Abklärung der Situation und der Möglichkeiten des Kindes nicht interessiert sind und daher auch das Prozedere der Untersuchung nicht verstehen können. Denn: Was hat in ihren Augen die Promotion mit den häuslichen Verhältnissen zu tun? Nichts. Exploratorische Fragen nach dieser Richtung werden als überflüssig und "nicht dazugehörend" empfunden. - Die erste Aufgabe des Erziehungsberaters besteht daher oft darin, dem Hilfesuchenden den Sinn und die Notwendigkeit einer Untersuchung verständlich zu machen und ihm beizubringen, dass der Anlass zur Konsultation und die Hintergründe der "Schwierigkeiten" häufig auf zwei verschiedenen Ebenen liegen und daher "alles" wichtig ist.

Das Ziel der Untersuchung ist die bestmögliche Kenntnis des "schwierigen" Kindes und aller seiner Umstände, in denen und mit denen es lebt und die günstig oder schädigend auf es einwirken. - Daher ist jede Information, die der Berater erhalten kann von Bedeutung. Welches Gewicht ihr schliesslich zukommt, zeigt oft erst der Verlauf der Untersuchung oder Beratung.

Zur Abklärung gehört neben einer eingehenden Anamnese der körperlich-geistigen Entwicklung des Kindes die Familienanamnese, die Stellungnahme zum Kind und seiner Situation sowohl aus der Sicht der Mutter wie aus der Sicht des Vaters und natürlich alles das, was uns das Kind selber liefert im Gespräch, im Test, in den Zeichnungen, in seinem Spiel usw. Soweit möglich ist auch der Lehrerbericht einzubeziehen, da er oft nicht nur über die Schulleistungen und das Verhalten des Kindes in der Schule Auskunft erteilt, sondern wichtige Hinweise über die Schulatmosphäre vermittelt.

Das Hauptmittel der Erziehungsberatung sowohl bei der Abklärung eines Falles wie bei der Durchführung einer längerdauernden Be-

ratung oder Behandlung ist nach Hegg das Gespräch. Seine Voraussetzung ist eine Atmosphäre gegenseitigen Vertrauens. "Das Gespräch in der Erziehungsberatung - richtig durchgeführt - bedeutet eine wirkliche (geistige) Begegnung von Mensch zu Mensch im gemeinsamen Bemühen um Klarheit und Einsicht, kurz um Wahrheit". Die Grundhaltung des Beraters sei echte menschliche Anteilnahme am Schicksal und an der Not des andern, dem er durch persönlichen Einsatz und in uneigennütziger Absicht helfen will, legitimiert durch ein ausreichendes Wissen und Erfahrung. Der Berater soll seinem Gesprächspartner das Gefühl vermitteln, verstanden zu werden und Halt und Unterstützung zu finden. Er ermuntere ihn auch, das Risiko einzugehen, sich zu eröffnen und sich auszusprechen ohne fürchten zu müssen, sich blosszustellen oder verurteilt zu werden; denn, "wer Rat sucht, sucht Verständnis für seine Schwierigkeiten, und das will heissen: einen teilnehmenden Menschen". Der persönliche Kontakt zwischen Berater und Klient ist entscheidend, sowie auch die Auseinandersetzung eine persönliche ist.

Hier unterscheidet sich Heggs Methode der Gesprächsführung von Rogers Gesprächstherapie. Hegg ist "directive", Rogers ist "non-directive", Heggs Anteilnahme ist spontan, nicht methodologisch gezielt. Allerdings verlangt diese direkte Methode eine erhebliche Selbstdisziplinierung in der spontanen Stellungnahme zu dem, was der Klient äussert.

Dem Klienten bedeutet das Gespräch nicht bloss Mitteilung von Sachverhalten, sondern auch Aussprache, Entlastung, Beichte. "Gerade dadurch wird es aber auch zu einem therapeutischen Faktor ersten Ranges." Wir können es sogar als die wichtigste Methode der Beeinflussung des Gesprächspartners bezeichnen. Allerdings: die erste Voraussetzung guter Gesprächsführung heisst: zuhören können und nicht: beeinflussen wollen.

Was hier über das Gespräch mit dem Hilfesuchenden allgemein gesagt wurde, gilt nicht etwa bloss für den Kontakt zwischen Berater und Erzieher (Eltern, Lehrer usw.), d.h. Erwachsenen,

sondern es gilt genauso für das Verhältnis Berater - Kind. So wie sich der Berater im Umgang mit Erwachsenen deren Bildung und Sprachverständnis anpassen muss, hat er sich auch dem Sprach- und Weltverständnis des Kindes anzupassen. Er nimmt das Kind als Person so ernst wie den Erwachsenen und schafft damit die Grundlage der Beziehung. - Im Gespräch mit dem Kind geht es darum, dieses "bewusster und wissender" um seine Schwierigkeiten zu machen und damit unter Umständen schon ein Motiv zur Verhaltensänderung im Sinne der Gesundung zu schaffen.

Der Berater sieht sich zuerst in der Situation desjenigen, der beruhigt, erklärt, aufklärt, Verständnis weckt, ermuntert, ermutigt und zuredet, bis er schliesslich auch Forderungen stellt und deren Durchführung überwacht.

Dies geschieht auf dem Wege der Einschaltung des Beraters in die Erziehung des Kindes. Dieses Vorgehen erlaubt ihm, das Kind und sein Milieu besser kennen zu lernen. Der Berater erfährt die Widerstände und den Eigenwillen des Kindes sowie die Erziehungsmethoden der Eltern gewissermassen am eigenen Leib. Wo ernsthafte Erziehungsschwierigkeiten bestehen, beherrschen in der Regel auch innerfamiliäre Spannungen das Feld. Die Einschaltung des Beraters in die Erziehung bezweckt primär Entspannung: Der Berater empfiehlt den Eltern, die meistens ja schon "alles" versucht haben, pädagogische Zurückhaltung, d.h. sie sollen, soweit verantwortbar, auf erzieherische Auseinandersetzung mit dem Kind verzichten und diese dem Berater überlassen, der sie dann auf seine Art und Weise durchführt. -

Auf Grund dieser Methode findet eine gewisse Verquickung von Abklärung und Behandlung statt, indem in regelmässigen Abständen (zuerst einmal pro Woche, später alle 14 Tage, dann 4 Wochen) das Kind und - im allgemeinen - seine Mutter in der Sprechstunde erscheinen, um über das aktuelle Geschehen zu berichten. Das ganze Prozedere soll sowohl bei den Erziehern wie beim Kind grössere Bewusstheit inbezug auf das tatsächliche und das wünschbare Verhalten bewirken und durch Aenderung der Einstellung die erzieherische Ansprechbarkeit des Kindes verbessern. -

Erziehungsberatung besteht somit nicht darin, nur das Kind in seinem Verhalten zu modifizieren, sondern ebenso seine Erzieher und deren Einstellung und Verhalten zum Kind.

Wo die Fähigkeit zur Einsicht und die Möglichkeit, Einstellung und Verhalten zu ändern fehlt, bleibt manchmal nichts anderes übrig als die Massnahme eines Milieuwechsels. Dies gilt z.B. für völlig verhärteten Trotz beim Kind gegenüber seinen Erziehern, die sich alle zusammen in einem Teufelskreis befinden.

Auch in andern Fällen müssen sich die Bemühungen des Erziehungsberaters innerhalb der Grenzen des Zumutbaren und Möglichen abspielen. Damit bewegt er sich jedoch immer wieder auf dem Boden des Kompromisses. Es liegt in seiner Verantwortung, dass nicht faule Kompromisse geschlossen werden. Oft muss man sich schon mit einer geringfügigen Verbesserung der Verhältnisse zufrieden geben: z.B. mit der Milderung von Spannungen oder mit dem Wecken eines gewissen Verständnisses.

In der Erziehungsberatung nach der Methode von Hegg spielen die psychologischen Tests eine sekundäre Rolle. Dies wurde ihm gelegentlich von seinen Kritikern, die sich weder mit der pädagogischen Zielsetzung noch mit seiner Arbeitsweise befreunden konnten, und die sich mehr der Schulpsychologie und therapeutischem Vorgehen verschrieben hatten, als Mangel an wissenschaftlicher Objektivität angekreidet. Doch hat sich Hegg schon in den 20er Jahren mit der Frage der Brauchbarkeit und der Rolle psychologischer Tests in der pädagogischen Beratungspraxis ernsthaft auseinandergesetzt. Und er hat die Tests immer als ein "Hilfsmittel im Rahmen des Ganzen einer Untersuchung" gesehen, "deren Kernstücke das Gespräch und die Beobachtung sind". Tests hielt er für geeignet, einen Untersuchungsbefund zu überprüfen oder auch dazu, diesen den Erziehern gegenüber zu demonstrieren und zu verdeutlichen. "Der Test ergänzt Befunde und weist neue Richtungen. Gerade in Grenzfällen oder in fraglichen Fällen lässt er einen jedoch oft im Stich."

Heggs kritische Einstellung zu den Tests ergibt sich aus seiner

Grundauffassung vom Wesen des Menschen, der in seinem Dasein ein individuelles Gepräge hat. Menschliche Problematik ist immer als individuelle Problematik zu verstehen und zu behandeln. Tests liefern Durchschnittswerte und sind daher in jedem Fall noch spezifisch zu interpretieren. Insofern ist Test-Diagnostik nicht objektiver als es der Testinterpret zu sein vermag.

Dazu kommt, dass "Test" Prüfung heisst und letzten Endes eine Prüfung ist. Der Leistungsversager in Schulprüfungen neigt ebenfalls zu prüfungstypischen Reaktionen in der Testsituation, was das Testresultat eindeutig zu beeinflussen vermag. Je testgläubiger ein Berater ist, desto eher neigt er daher auch zu Fehldiagnosen, wenn er nämlich nicht merkt, welche Faktoren, die bei der Eichung des Tests nicht berücksichtigt worden sind, das vorliegende Resultat entscheidend beeinflussen.

Abgesehen davon ist die zentrale Aufgabe der Erziehungsberatung nicht psychologische Diagnostik sondern Erziehungshilfe. "Sie ist eine besondere Form von pädagogischer Zusammenarbeit von Berater und Ratsuchenden". Das richtige methodische Vorgehen und Verhalten sind nicht nur Frage richtig angewandter Technik, sondern vor allem auch das Ergebnis der Einstellung und Haltung des Beraters.

Ein wichtiges methodisches Mittel zur Abklärung und Behandlung eines Falles ist die Beobachtung des Partners ausserhalb und während des Gesprächs oder während der Aufnahme eines Tests u.dgl. Wut, Angst, Freude, Misstrauen usw. äussern sich in der Mimik und in der Haltung des Körpers, und sind daher durch den Akt der Wahrnehmung dem unmittelbaren Verstehen zugänglich. So wichtig die Beobachtung ist, so kritisch hat der Berater seine Schlüsse zu ziehen; denn auch der geübte Beobachter kann der Täuschung erliegen. -

Für alle erwähnten Methoden in der Erziehungsberatung gilt, dass gesunde Selbstkritik der erste Schritt zu wissenschaftlich sauberem Arbeiten ist, sofern geisteswissenschaftliche Methoden die sich nicht der Statistik bedienen in der psychologischen

praxis heute noch als wissenschaftlich anerkannt werden.

Fragen wir nach den psychologischen Lehren, welche Hegg's Methode der Erziehungsberatung bestimmen, so können wir uns kurz fassen: er war keiner Doktrin ergeben, sondern war ein ausgesprochener Eklektiker. Studiert hat er in der Ära der Psychoanalyse und der Auseinandersetzung mit ihr. Verhaltensmodifikation nach der Lehre der Verhaltenstherapie könnte bei ihm nachgewiesen werden, bevor die Lehrbücher über Verhaltenstherapie entstanden. Jeder Erzieher betreibt seit eh und je Verhaltensmodifikation, wenn auch nicht systematisch. – Ebenso kann man bei Hegg gesprächs-therapeutische Ansätze finden, seit den Anfängen seines Wirkens. Alle Getreuen einer psychologischen Schule, wie z.B. die psychoanalytische, die Verhaltenstherapie oder auch die Gesprächstherapie werden allerdings einen Psychologen dieser Art wegen seines unorthodoxen Vorgehens ablehnen. Jahrelange Erfahrung und seine Grundüberzeugung hatten Hegg gelehrt, dass die Methode in der Erziehungsberatung nicht Selbstzweck sein darf, sondern dass sich die Art des Vorgehens nach der jeweiligen Situation zu richten hat.

#### Erziehungsberatung und Schulpsychologie

Auch wenn sich Erziehungsberatung primär an die Eltern als Erzieher wendet, so versteht es sich doch von selbst, dass dem Kontakt zwischen Erziehungsberater und Schule eine sehr wichtige Rolle zukommt, und der Aspekt der Schulpsychologie zur Theorie einer Erziehungsberatung gehört, die sich für die ganze erzieherische Realität zuständig erklärt. Wir haben ja schon betont, dass Erziehungsberatung immer das Milieu des Kindes direkt in die Bemühungen einzubeziehen versucht. Da die Schule einen wesentlichen Bestandteil des kindlichen Milieus bildet, ist der Kontakt und die Zusammenarbeit Erziehungsberater – Schule eine zentrale Aufgabe der Erziehungsberatung. Im Verlaufe der Jahre

und nach grossen Widerständen ist die Lehrerschaft - wie wir im ersten Teil gesehen haben - sogar zur "Hauptkundin" der bernischen Erziehungsberatung geworden: in der Grosszahl der Fälle sind Lehrer die Initianten für eine Abklärung bei Schulschwierigkeiten, sie empfehlen oft den Eltern bei häuslichen Erziehungsschwierigkeiten die Erziehungsberatung aufzusuchen. (Im Kanton Bern darf die Lehrerschaft jedoch gegen den Willen oder ohne das Wissen der Eltern kein Kind zur Untersuchung anmelden.)

Schulpsychologie ist im Grunde genommen nichts anderes als Erziehungsberatung im Bereich der Schule. Sie ist demnach bloss ein Spezialgebiet der Erziehungsberatung, wenn auch ein sehr wichtiges. Die zentrale Aufgabe bleibt die Elternberatung. - Methodisch geht der Erziehungsberater bei schulpsychologischen Fragen nicht anders vor als bei allgemein erzieherischen Problemen; höchstens spielen hier die Leistungstests eine grössere Rolle als z.B. in häuslichen Konfliktsituationen. Wir brauchen daher auf methodische Fragen nicht zurückzukommen, sondern können uns auf den Aufgabenbereich der Erziehungsberatung im Gebiet der Schulpsychologie beschränken.

Seit Bestehen der Erziehungsberatung gehört zu ihren Aufgaben die Untersuchung und Begutachtung von problematischen Schülern wie z.B. von Leistungsversagern und disziplinarisch schwierigen oder sonst auffälligen Schülern. Der Erziehungsberater wird zudem zur Untersuchung und Begutachtung von Schulaffären beigezogen, z.B. bei gröblicher Verletzung der Schuldisziplin, - Heute darf, wie wir früher erwähnten, ein Schüler nach § 43<sup>2</sup> des Mittelschulgesetzes wegen disziplinarischen Schwierigkeiten nicht mehr aus der Mittelschule ausgewiesen werden ohne vorherige Begutachtung durch die Erziehungsberatung. Behördliche Entscheide durch das Jugendgericht oder die Vormundschaft stehen auf einem andern Blatt.

Der Erziehungsberater ist weiter der Berater der Lehrerschaft in der Auseinandersetzung mit den Eltern. Er vertritt, seinem Auf-

trag entsprechend, die Interessen des Kindes und seiner Entwicklung, und fungiert gewissermassen als dessen "Anwalt".

Zur Aufgabe der Erziehungsberatung als schulpsychologischer Dienst gehören Schulreifeprüfungen, die Untersuchung der potentiellen Sonderschüler und der Kinder, die Sonderunterricht benötigen, sowie deren Zuweisung in den ihnen gemässen Schultyp, resp. Unterricht. Ebenso erfolgt die Rückversetzung in eine Normalklasse und die Entlassung aus dem Sonderunterricht auf Grund einer Ueberprüfung der Situation wiederum durch die Erziehungsberatung (siehe I. Teil).

#### Die "Beobachtungsklasse"

Die erhebliche Zahl von Schulproblematikern, welche über eine gute potentielle Intelligenz verfügten, aber in der Schule irgendwie nicht zur Auswirkung kamen, brachten Hegg Ende der 30er Jahre auf den Gedanken, eine Kleinklasse mit 12 - 14 Schülern zu schaffen, in welcher diese Kinder vorübergehend, d.h. 1 - 2 Jahre, eine intensive individuelle Betreuung erhalten sollten, mit dem Ziel der Ueberwindung der Schwierigkeiten und der Rückversetzung in die Normalklasse. Diese Klasse erhielt den etwas unglücklichen Namen "Beobachtungsklasse", weil zu ihrer Aufgabe unter anderem die Beobachtung und nähere Abklärung der Kinder gehörte.

Nach Hegg's Vorstellung sollten in diese Klasse nur Kinder aufgenommen werden, deren Schwierigkeiten prognostisch günstig lagen, sodass ihnen durch den vorübergehenden Klassenwechsel entscheidend geholfen werden konnte. Da dem Intelligenzmangel, der Verwahrlosung oder erheblichen Verhaltensstörungen auf diesem Weg nicht beizukommen war, wurden Kinder mit derartiger Problematik nicht aufgenommen. Die "Beobachtungsklasse" stand der Konzeption nach eindeutig im Dienste pädagogisch-psychologischer Prophylaxe; denn: gelang es rechtzeitig, einem potentiellen

Verhaltens- oder Schulproblematiker helfend beizustehen, so bestand gute Aussicht darauf, dass er nach geraumer Zeit seinen Weg allein machen würde, sei es in der Primarschule oder in der Mittelschule. Die Erfahrungen der ersten Jahre Kleinklasse bestätigen die Richtigkeit dieser Idee.

Die erste "Beobachtungsklasse" wurde 1941 eröffnet und von einer Lehrerin geführt, die in der Stadt Bern durch ihr segensreiches Wirken geradezu zu einer Institution geworden ist. Daher verdient ihr Name hier der Erwähnung: Margreth Maeder. Sie amtierte an der Kleinklasse bis 1977, dem Jahre ihrer Pensionierung. Margreth - mehr bekannt unter dem Namen Greti - Maeder hat in den 36 Jahren ihres Wirkens an der Kleinklasse ihren Schülern und deren Eltern ihre ganze Kraft, ihre Liebe und ihre ausserordentlichen pädagogischen Fähigkeiten zur Verfügung gestellt und darf heute auf einen grossen Kreis dankbarer "Ehemaliger" blicken, die auch ihr die Treue halten.

Seit der Abänderung des Primarschulgesetzes von 1964 ist die "Beobachtungsklasse" als "besondere Klasse" unter Art. 69, b) verankert: "Es sind in besonderen Klassen zu unterrichten: a) normalbegabte Kinder mit körperlichen Gebrechen; b) normalbegabte Kinder, die einer besonderen Betreuung bedürfen; c) minderbegabte, schulbildungsfähige Kinder." Die Ausführungsbestimmungen dieses Gesetzartikels bilden das oben erwähnte Dekret und die Verordnung.

Auf dieser Grundlage konnten in den vergangenen Jahren im ganzen Kanton B-Klassen eröffnet werden.<sup>12)</sup> Heute finden wir solche Klassen in allen grösseren und kleineren Städten aber auch gelegentlich auf dem Land.

Obwohl das Dekret und die Verordnung über die "besonderen Klassen der Primarschulen" die B-Klassen eindeutig im Sinne der Heggischen Idee legisfizieren, entspricht die Wirklichkeit dieser Klassen heute leider sehr oft nicht den ursprünglichen Vorstellungen darüber. Da mögen verschiedene Gründe mitspielen:

Der Sinn für die Nützlichkeit psychologisch-pädagogischer Prophylaxe hat sich weitherum weder bei den Eltern, noch bei der Lehrerschaft durchzusetzen vermögen. Erst wenn ernsthafte Schwierigkeiten aufgetaucht sind, denkt man an eine hilfreiche Intervention. "Il n'est pas à ce point," erklärte eine Mutter, der man für ihren achtjährigen Knaben die B-Klasse empfahl. Zwei Jahre später war er dann "à ce point", und die Eltern waren schliesslich dankbar, dass ihr Sohn noch einen Platz in der Kleinklasse fand. Frühere Hilfe hätte allerdings in dem Fall viel Kinder- und Elternleid vermeiden können, wenn das Vorurteil gegen eine besondere Schulung nicht bestanden hätte. Dieses Vorurteil war und ist immer wieder ein grosses Hemmnis gegen frühzeitige Massnahmen zur Verhinderung grösserer Schwierigkeiten oder Fehlentwicklungen. Von Eltern- und von Lehrerseite werden den Erziehungsberatungsstellen daher nicht unbedingt die "richtigen" B-Klässler zur Untersuchung angemeldet.

Ein zweiter Grund ist darin zu suchen, dass die erzieherische Wirklichkeit in den vergangenen 30 Jahren ohne Zweifel schwieriger zu bewältigen geworden ist. Wir haben mehr verhaltensgestörte Kinder und mehr labile und unruhige, sodass die Toleranzschwelle für Verhaltensschwierigkeiten sowohl beim Klassenverband wie bei der Lehrerschaft gesunken ist. Die Tendenz, den sog. schwierigen Schüler aus der Klasse zu entfernen, hat daher zugenommen.

Drittens: Der Leistungsdruck und das Lerntempo im 3. und 4. Schuljahr sind in vielen Klassen - wegen des bevorstehenden Uebertritts in die Mittelschule - dermassen gross, dass schwächere Primarschüler dem Unterricht nicht mehr zu folgen vermögen. Es liegt daher sowohl von Seiten der Lehrer wie der Eltern nahe, zu versuchen, solche Kinder in die B-Klasse abzuschieben, obwohl dort der reguläre Lehrplan verbindlich ist und B-Klässler auch potentielle Sekundarschüler sein sollten. Viertens: Lehrer und Eltern, welche die Versetzung eines Kindes in die Klasse für Leistungsschwache umgehen möchten, versuchen, dieses in die B-Klasse einweisen zu lassen, da deren Prestige

höher steht als dasjenige der Klasse für die sog. "minderbegabten Schulbildungsfähigen" oder besser für die "slow learners". Diese Praxis hat übrigens, verglichen mit den Anfängen der B-Klassen in den 1940er Jahren, zu einer erheblichen intellektuellen Niveausenkung geführt. Das Ergebnis ist, dass wir nur noch selten potentielle Mittelschüler in diesen Klassen antreffen. Bei der Zuweisung muss der Berater sogar überlegen, ob es richtig ist, einen möglichen zukünftigen Mittelschüler in einer so schwachen Klasse unterrichten zu lassen. Der Sinn dieser Klasse war und ist es allerdings nicht, Uebergang in die Klasse für die Leistungsschwachen zu bilden.

Die Verantwortung für die Zusammensetzung der B-Klassen liegt weitgehend bei den Erziehungsberatungsstellen, zum Teil beim schulp psychiatrischen Dienst der Erziehungsberatungsstellen und selten auch bei den Schulärzten, die nach Dekret alle die Kompetenz der Zuweisung zu den "besonderen Klassen" haben. - Wo diesen Fachleuten ebenfalls der Sinn für pädagogische Prophylaxe abgeht - und dies ist nicht nur bei den Medizinern der Fall, sondern ebenso bei vielen therapeutisch orientierten Erziehungsberatern, - wird die Selektionspraxis für die B-Klassen aus naheliegenden Gründen anders als eben im Sinne der Prophylaxe. Daher bevölkern heute Kinder, die therapeutischer Massnahmen bedürften, erheblich Verhaltensgestörte, z.T. Verwahrloste und intelligenzmässig Schwache in buntem Gemisch die B-Klassen, die zu führen für die Lehrerschaft enorm schwierig werden kann.

B-Klassen sollten nun im Grunde richtige Therapiestätten sein, wenn man die Probleme und Störungen, an welchen viele ihrer Schüler leiden, betrachtet. Diese Aufgabe können unter den bestehenden Verhältnissen die B-Klassen nicht erfüllen: einmal sind sie an den regulären Lehrplan gebunden, ihre Lehrerschaft ist nicht für Therapie ausgebildet, und zudem sind die B-Klassen mit ihren 12 - 14 Kindern eindeutig zu gross, um als Therapieklassen geführt werden zu können. -

Seit ihrem Bestehen sind die B-Klassen aus den erwähnten Gründen als Sorgenklassen anzusprechen, sowohl für ihre Betreuer, die Lehrer, wie für die zuweisenden Instanzen, die sie oft als ultima ratio benützen.

Die Erfahrung der vergangenen Dezennien lehrt uns, dass die Wirksamkeit und der Erfolg einer B-Klasse einerseits mit der Qualität des Lehrers, andererseits aber auch mit der Selektionspraxis der zuweisenden Instanzen steht und fällt. Wenn man pädagogische Prophylaxe betreiben will, müssten diese zuweisenden Instanzen aus erzieherisch Sachverständigen bestehen, wie immer ihr bildungsmässiger Hintergrund sei, ob psychologisch oder medizinisch. Und die Lehrer dieser Klassen müssten alle ein wenig vom erzieherischen feu sacré erfasst sein, das sie für die hilfebedürftigen Kinder engagiert und ihnen erlaubt, ausgetretene schulische Arbeitsweisen gelegentlich zu verlassen. - Dies alles genügt jedoch nicht. Die besten Bemühungen von Lehrern und Beratern aller Provenienzen bleiben zur Hälfte in der Luft hängen, wenn die Eltern nicht aktiv mithelfen, ihr Kind aus seinen Schwierigkeiten zu befreien. Leider wird die B-Klasse gerade von Elternseite zu oft als "Depot" betrachtet, in welches man das Kind abschiebt, um vor der Schule Ruhe zu haben. Und dann sollte sich ohne Anstrengung der Eltern alles von selbst ergeben. Aus prognostischen Erwägungen müsste man daher nur Kinder in die B-Klassen aufnehmen müssen, deren Eltern willens sind, aktiv an der Verbesserung der Situation ihres Kindes mitzuarbeiten.

#### Die Beratung der Behörden

Die Praxis der Erziehungsberatung umfasst neben der Eltern- und Schulberatung und der Behandlung erziehungsschwieriger Kinder auch die Beratung der Behörden wie z.B. Jugendämter, Fürsorge- und Vormundschaftsbehörden, Gerichte, Pflegekinderaufsicht usw.

Da handelt es sich vorwiegend um Begutachtungen und Stellungnahmen zu Einzelfragen wie beispielsweise, ob ein Milieuwechsel angezeigt erscheine, ob das Kind in einem Heim oder in einer Pflegefamilie unterzubringen sei. Weiter sind etwa Gutachten über die Glaubwürdigkeit von Kindern als Zeugen abzugeben oder die Stellungnahme zur Frage der Zuteilung der Kinder im Scheidungsfall usw. Nachdem zu Beginn der 50er Jahre Psychiater bei den bernischen Gerichten vorstellig geworden sind und die Begutachtung der Kinderzuteilung in Scheidungsfällen als in ihre Kompetenz fallend bezeichnet haben, sind diese Aufträge an die Erziehungsberatung seltener geworden.

### Schluss

Soviel in Kürze aus der Theorie und der Praxis der Erziehungsberatung. Das Konzept konnte sich nicht nach bestehenden Vorbildern richten, weder auf schweizerischer noch auf internationaler Ebene, so dass sich Hegg nolens volens in der Situation eines Pioniers befand, der während Jahrzehnten als einsamer Kämpfer in der Wüste den Boden zu beackern hatte. In einer Veröffentlichung des Unesco-Institutes für Pädagogik, 1956, finden sich die folgenden Zeilen: "Die Schweiz war dank den Bemühungen Claparèdes in Genf (1912) und Heggs in Bern (1920) eines der ersten Länder mit psychologischen Diensten überhaupt." Die Aufgaben des Berner Institutes werden in der Publikation wie folgt umschrieben: "Die Erziehungsberatungsstelle der Stadt Bern, die 1920 von Dr. Hegg gegründet wurde, ist z.B. eine selbständige Einrichtung innerhalb des schulärztlichen Dienstes. Ihre wichtigsten Aufgaben sind die psychologische Beratung der Schulen, die Erfassung, Untersuchung und psychotherapeutische, heilpädagogische oder andere Behandlung von schwierigen oder zurückgebliebenen Kindern und die allgemeine psychologische Aufsicht über die Sonderklassen der Stadt." Was Claparède 1912 in Genf schuf, war nicht eine Erziehungsbe-

ratung in unserem Sinn, sondern die Ecole des sciences et de l'éducation. Dieses Institut entwickelte sich in der Folge zu einem weltberühmten Institut der Kinderforschung und der Heranbildung von Lehrkräften für den praktisch-psychologischen Dienst.

Obwohl die Grundlagen des Konzeptes der pädagogischen Erziehungsberatung nach dem Rücktritt von Hegg aus der Diskussion verschwanden, so sind heute, fünfzehn Jahre später, doch noch viele Elemente der Doktrin erhalten. Dies nicht nur wegen der Schulgesetzgebung, deren einschlägige Artikel auf dem Konzept beruhen, sondern es finden sich immer noch Erziehungsberater, die ihre Aufgabe im Sinne Heggs primär als Erziehungshilfe verstehen, auch wenn sie sich zum Teil anderer Methoden bedienen. Allerdings besteht die Gefahr, dass sich dort, wo die Auseinandersetzung mit der pädagogischen Zielsetzung fehlt, der Berater im Psychologismus zu verlieren droht.

Ob ausgerechnet in unseren Tagen die pädagogisch orientierte Erziehungsberatung "veraltet" ist, wie kürzlich ein Jugendpsychiater meinte, sei dem Urteil des unvoreingenommenen Lesers anheimgestellt. Die weitere Entwicklung der Institution wird zeigen, was noch für Möglichkeiten in ihr schlummern. Es ist durchaus denkbar, dass nach der psychologisch-therapeutischen Welle die Besinnung über grundsätzliche Fragen der Erziehung wieder aktuell wird. In dem Fall dürfte auch die Theorie der Erziehungsberatung - sofern es die "Erziehungsberatung" dann noch gibt - der Neubesinnung unterliegen.

Zuletzt sei noch eine Frage aufgeworfen: wie kommt es, dass das Berner Modell einer Erziehungsberatung keine grössere Bekanntheit und Verbreitung erfahren hat? Die Unesco Publikation erschien 1956, also 36 Jahren nach Beginn der Erziehungsberatung. Die ganze Antwort auf die Frage zu geben ist nicht einfach. Hegg mag u.a. deshalb ausserhalb der Kantonsgrenzen nicht bekannter geworden sein, weil er nicht publizierte, gelegentliche kleine Artikel ausgenommen. Das Schreiben fiel ihm schwer, er war zu selbstkritisch, um einfach etwas zu publizieren. Zum

Schreiben fehlte ihm aber auch die nötige Musse. Er wurde im Kampf um seine Institution aufgerieben. Für den Besuch von Kongressen fehlten die finanziellen Mittel, am Ende der Karriere die Kraft und die Lust dazu. - Ein weiterer Umstand, welcher einer Verbreitung der Bernischen Erziehungsberatung gerade im Ausland im Wege stand, ist das Bemühen, auf dem Felde der Prophylaxe zu arbeiten. Verschiedene ausländische Besucher, die nach Kriegsende unsere Beratungsstelle aufsuchten und ihre Arbeitsweise studierten, fanden, solche idyllischen Verhältnisse möchten sie haben. Eine derartige Beratungsstelle in den kriegsgeschädigten Ländern aufzubauen, sei restlos unmöglich. Man bemühe sich, irgendwie mit den allerschlimmsten Erscheinungen der Verwahrlosung und psychischen Störungen fertig zu werden. Die Erziehungsberatung war für sie ein Traumbild für gute Zeiten. Ein Münchner Oberschularzt meinte wörtlich: "Den Luxus sollte man sich leisten können." -

Es wäre nach dem Gesagten zu wünschen, dass es uns gelingen möge, uns den "Luxus" der pädagogischen Erziehungsberatung weiterhin zu leisten. Dies setzt allerdings den Sinn für pädagogische Fragestellungen voraus und den Willen bei allen "Arten" von Erziehern ihren Auftrag ernst zu nehmen und dem Heranwachsenden die nötige Hilfe zu seiner Entwicklung zu gewähren, auch wenn diese Hilfe persönliche Opfer fordert. -

ANHANG

Biographische Hinweise

Es ist ein Charakteristikum der bernischen Erziehungsberatung, dass sie während Jahrzehnten durch ihren Begründer personifiziert wurde, und dass die Etappen ihrer Entwicklung eng verknüpft waren mit seinem persönlichen Werdegang. Aus diesem Grund seien im Anhang einige biographische Notizen und Hinweise aufgezeichnet, die im Zusammenhang mit dem Geschehen auf der Erziehungsberatung von einer gewissen Bedeutung waren.

Hans Hegg wurde am 30. Mai 1893 in Bern geboren. Kindheit und Jugend verbrachte er in der Stadt Bern, absolvierte das Literaturgymnasium und erwarb sich die Matura Typus A. Nach der Matura, 1913, kamen die militärischen Schulen. In die Zeit der Aspirantenschule fielen die Schüsse von Sarajewo. Es folgten für die Schweizer die Jahre der Grenzbesetzung. - Wenn Hegg nicht gerade im Aktivdienst weilte, sass er an der Universität Bern, wo er bald einmal der Faszination Professor Paul Häberlins erlag und ein interessierter und ergebener Schüler wurde. Der Militärdienst bedeutete für den jungen Offizier u.a. eine glänzende Schulung in praktischer Psychologie und Menschenführung, für die er nach Aussage seiner Vorgesetzten ausgesprochen ein Talent mitbrachte. Während ein paar Jahren war er Adjutant des nachmaligen Bundesrates Rudolf Minger, der für sein Geschick bekannt war, den richtigen Mann am richtigen Platz einzusetzen. Die beiden ergänzten sich gut, Hegg besorgte das Schriftliche. - Für das Ueberleben der bernischen Erziehungsberatung waren die Beziehungen Heggs zu Minger und dessen Kreis - (später die Bauern-Gewerbe- und Bürgerpartei) - ohne Zweifel von nicht zu unterschätzender Bedeutung. Das Wohlwollen jener und ihre Achtung vor dem Mann, der sich das merkwürdige Unternehmen der Erziehungsberatung zum Lebensziel gemacht hatte, blieb Jahrzehnte lang erhalten, obwohl er sich dieser Partei so wenig anschloss wie einer anderen politischen Gruppierung.

1919 promovierte Hegg bei Häberlin mit einer Dissertation über: "Die phänomenologische Lehre von Edmund Husserl und ihr Verhältnis zur empirischen Psychologie". Anschliessend absolvierte er ein Praktikum auf dem Jugendfürsorgeamt der Stadt Zürich und nahm als Hörer an der psychiatrischen Klinik bei Bleuler und an der psychiatrischen Poliklinik bei Prof. Hw. Maier teil. Auf Zürich folgte ein Studienaufenthalt in Wien.

## I. Teil

- 1) Wilhelm von Oranien. – Ein von Hegg gelegentlich zitiertes Wort in bezug auf die Erziehungsberatung.
- 2) Paul Lauener: Erlebte Schulprobleme, S. 87 ff.
- 3) Im Herbst 1925 zog Hegg mit Frau und Kind nach Muri bei Bern, wo er das Schohaus gehörende "Mannried" in Miete übernahm und nach heutigen Begriffen eine Art Grossfamilie gründete. Fünf bis sechs "Pensionäre", die Schul- und Erziehungsschwierigkeiten boten, wurden hier betreut und nacherzogen. Meistens handelte es sich um Burschen zwischen 12 – 18 Jahren.
- 4) In dieser Zeit des Seins oder Nichtseins für Hegg wurde die Lehrstelle für Psychologie und Pädagogik am staatlichen Lehrerinnenseminar Thun frei. Auf Empfehlung verschiedener Kreise hin meldete er sich an die Stelle, die ihm zu einer gesicherten Existenz verholfen hätte. Der Lehrerverein war gegen die Kandidatur eines Nicht-Lehrers und machte vehemente Opposition. – Nach mündlicher Ueberlieferung soll deswegen in der Wahlbehörde, wo beide Stellenanwärter ihre Protektoren hatten, eine Patt-Situation entstanden sein. Da wurde Hegg zu Regierungsrat Merz, Justizdirektor und Stellvertreter des Erziehungsdirektors, geladen, der ihm den Rückzug der Bewerbung nahelegte. Hegg zog nicht zurück, da für ihn zuviel auf dem Spiel stand. Das Ergebnis der Auseinandersetzung war schliesslich ein Kompromiss, der das Ueberleben der Erziehungsberatung ermöglichte.
- 5) Im gleichen Jahr 1949 bot sich Hegg eine Gelegenheit, die Erziehungsberatung aufzugeben und sich ein gesichertes Alter zu erkaufen, als ihm der Posten des Seminardirektors am Oberseminar angeboten wurde. Nach einem Gespräch mit dem Erziehungsdirektor, Regierungsrat Feldmann, war die Sache für ihn erledigt; denn Feldmann hatte seine Unterstützung und Hilfe versprochen, damit die Ausbildung von Erziehungsberatern an die Hand genommen werden konnte.  
Dem Schreiben Heggs an den Präsidenten der Seminarkommission, entnehmen wir folgende Zeilen zur Begründung der Absage:  
"Der vor kurzem mit Hilfe des Kantons erfolgte Ausbau hat der Erziehungsberatung den Weg zur Entfaltung frei gemacht. Sie werden verstehen, wenn ich es nun nicht über mich bringe, meine bisherige Tätigkeit gerade im Augenblick aufzugeben, wo sich nach langen und schwierigen Jahren erstmals die Möglichkeit einer fruchtbaren Arbeit aufgetan hat.  
Entscheidend ist aber etwas anderes. Mein bestes Wissen und Können entwickelte sich im Laufe der Zeit aus meiner beruflichen Praxis und bezieht sich folglich wiederum darauf. Das hat mich zu einem Spezialisten gemacht. Daher glaube ich, dass ich Kanton und Stadt bessere Dienste leiste, wenn ich in den noch vor mir liegenden Jahren am Ausbau der Erziehungsberatung weiterarbeite....."

- 6) Entwurf zum Regierungsbeschluss über die Erziehungsberatung, Januar 1960.
- 7) Siehe das Kapitel über das Dekret die Erziehungsberatung betreffend und das Gesetz über die Primarschule.
- 8) Am 15. Juli 1967, knapp vier Jahre nach seinem Rücktritt aus dem Amte, ist Hegg gestorben. Noch hatte er die Genugtuung erleben dürfen, dass durch die Schaffung von zwei Regionalstellen die Erziehungsberatung in den Kanton hinausgetragen wurde. - Er hatte ein Leben lang mit ganzer Kraft und allem ihm zur Verfügung stehenden Einsatz gekämpft, um einer Idee und einer Sache zum Durchbruch zu verhelfen.

## II. Teil

- 1) Pestalozzi: Sämtliche Briefe, Bd. IV, 91.)
- 2) Paul Häberlin: "Statt einer Autobiographie"
- 3) Die folgenden Worte, die anlässlich einer Häberlin-Gedenk-  
stunde, veranstaltet durch die philosophische Gesellschaft  
Bern, am 19. November 1960, von Hans Hegg geäußert wurden,  
mögen dies belegen: "Die Wirkung von Häberlin auf die Berner  
Studenten war ungewöhnlich stark. Das bewies schon die grosse  
Zahl seiner Hörer, die sich aus Studenten aller Fakultäten  
zusammensetzte. Man sah bei ihm Theologen, Juristen und  
Mediziner.

Als ungewöhnlich und ein Zeichen des lebhaften Interesses darf sicher auch der Wunsch damals von Studenten der Medizin nach einer psychologisch-pädagogischen Vorlesung speziell für Mediziner bezeichnet werden. Die Vorlesung kam zustande und war von den vielbeschäftigten Medizinerinnen ausgezeichnet besucht.

Im Effekt war die Wirkung von Häberlin auf die Studenten widersprüchlich und gegensätzlich. Sie erzeugte eine ebenso intensive Anziehung wie Abstossung. Einige seiner Hörer lehnten ihn schon nach kurzem heftig ab, gerieten in eine Gegnerschaft zu ihm oder ergriffen - man ist versucht zu sagen - panikartig die Flucht. Einer von ihnen motivierte seinen Absprung mit dem Spruche: wenn man Häberlin den kleinen Finger gebe, so nehme er einem gerade die ganze Hand, und damit wies er wohl auf einen Sachverhalt hin, der auch artern zu schaffen machte und über den sie nicht hinwegkamen. Aber auch die Zahl der bewundernd Zustimmenden und Mitgehenden war gross. Einige von ihnen haben Jahrzehnte später Häberlin attestiert, dass er ihnen nicht nur die "Wege und Irrwege ihrer Entwicklung" gedeutet und dadurch auf sie "befreiend und beglückend" gewirkt habe, sondern ihnen als akademischer Lehrer auch eine Bildung vermittelt habe, die einen tragfähigen Grund darstellte und den Ausblick auf das Ganze geisteswissenschaftlicher Zusammenhänge eröffnete.

Wie impulsiv und vorbehaltlos Häberlin von Studenten anerkannt und als geistiger Führer akzeptiert wurde, dafür ist der Dichter Hermann Hiltbrunner ein ausdrückliches Beispiel. In seinem Tagebuch, erschienen unter dem Titel: "Alles Gelingen ist Gnade", schildert er seine Begegnung mit Häberlin. Hiltbrunner war fast zufällig in die Antrittsvorlesung hineingeraten und berichtet nun darüber Folgendes: "Und dann bestieg dieser Mann den Katheder, und ich sass gerade vor ihm. Nach kaum einer Viertelstunde war mein Lebensweg umgelegt. Eine neue Richtung zeigte sich mir, und es gab keinen Zweifel und kein Zögern..... Fiel der erste Wendepunkt meines Lebens auf den Tod meines Vaters, so ereignete sich der zweite in jener

Stunde, und es ist mir klar, dass damals im psychologischen Sinne eine Uebertragung stattfand: Nach vier Jahren Vaterlosigkeit hatte ich einen geistigen Vater gefunden..... Ich sattelte also um, von phil. II auf phil. I."

Das Bild wäre nicht abgerundet, wenn man nicht noch auf einige Gestalten am Rande hinweisen würde, bei denen sich Fasziniert-heit und aufbegehrerisches Missvergnügen vermählt hatten. So bei jenem Kommilitonen, der auf gut 20 Semester zurückblicken konnte, in allen Sättele<sup>n</sup> gerecht schien und durch stupende Belesenheit und Vielwisserei die Neulinge schwer beeindruckte. Er fand an Häberlin keinen guten Faden und entrüstete sich darüber, dass ihn "jede Tante" verstehen könne; aber es gab keinen treueren Hörer und Nachschreiber im Kolleg und keinen eifrigeren Disputanten in den Seminarien als gerade ihn. Es gehört aber sicher auch zum Bilde, dass es merkwürdig wenige gab, die bereit oder imstande waren, sich mit Häberlin unvoreingenommen kritisch auseinanderzusetzen. Man kann sich allerdings fragen, ob sich daran bis zum heutigen Tag viel geändert hat."

- 4) zitiert aus P. Kamm: "Paul Häberlin, Leben und Werk", Bd. 1, S. 254
- 5) "Statt einer Autobiographie, S. 55
- 6) ebd., S. 53 f.
- 7) ebd., S. 54 f.
- 8) S. 125
- 9) Die ersten grösseren psychologisch-pädagogischen Publikationen von Häberlin, deren Thematik und Doktrin mithalfen, die Idee und die Grundlagen der bernischen Erziehungsberatung zu prägen, tragen die Titel:
  - Das Ziel der Erziehung, 1917
  - Wege und Irrwege der Erziehung, 1918
  - Der Gegenstand der Psychologie, 1921
  - Kinderfehler als Hemmungen des Lebens, 1921
  - Der Leib und die Seele, 1923
  - Der Geist und die Triebe, eine Elementarpsychologie, 1924
  - Der Charakter, 1925
 Daneben erschienen zahlreiche Vorträge und Aufsätze, die um das Thema Psychologie, Pädagogik und ihren philosophischen Unterbau kreisten.
- 10) 1926
- 11) 1963

Quellennachweis

- Häberlin Paul:
- Das Ziel der Erziehung; Kober, Basel 1917
  - Wege und Irrwege der Erziehung; 1. Aufl., Kober, Basel, 1918
  - Kinderfehler als Hemmungen des Lebens; Kober, Basel, 1921
  - Kleine Schriften; Schweizer Spiegel, Zürich, 1948
  - Statt einer Autobiographie; Huber, Frauenfeld, 1959
- Hegg Hans:
- Beratung in Erziehungsfragen; in: Jugend Schule und Arzt; hg. von P. Lauener, 1934
  - Seelische Gesundheit und Erziehung; Schweiz. Zeitschrift für Hygiene, 1933
  - Die Persönlichkeit von Lehrer und Schüler als Ursache von Konflikten; in: Gesundheit und Wohlfahrt, 1949, Heft 7
  - Eltern und Erziehungsberater; in: Heilpädagogische Werkblätter, 1954
  - Erziehungsberatung
  - Sexuelle Erziehung
  - Kinderfehler
  - Schwererziehbarkeit; in: Lexikon der Pädagogik, Francke, 1950/51
  - Persönliche Akten und Briefe sowie Vorlesungs- und Vortragsnotizen
- Kamm Peter:
- Paul Häberlin, Leben und Werk; Bd. 1, Schweizer Spiegel, Zürich, 1977
- Lauener Paul u.a.:-
- Jugend, Schule und Arzt; hg. von der Schweiz. Gesellschaft für Gesundheitspflege, Haupt, Bern, 1934
- Lauener Paul:
- Erlebte Schulprobleme, Haupt, Bern, 1957
- Pestalozzi  
Heinrich:
- Sämtliche Briefe, hg. vom Pestalozzianum und von der Zentralbibliothek in Zürich, Bd. IV

Hans Gamper

## Die weitere Entwicklung der Erziehungsberatungsstellen im Kanton Bern

Die bernische Erziehungsberatung gehört mit den Schulpsychologischen Diensten der Städte Basel und St. Gallen zu den ältesten psychologisch-pädagogischen Einrichtungen in der Schweiz für die Abklärung und Beratung von Kindern und Jugendlichen mit Entwicklungs-, Lern- und Verhaltensschwierigkeiten. Die bernische Erziehungsberatung entstand nach dem 1. Weltkrieg am Schularztamt der Stadt Bern. Sie verstand sich immer als pädagogische und psychologische Fachstelle, welche die Aufgabe hat, den heranwachsenden Kindern und Jugendlichen optimale Entwicklungsbedingungen zu schaffen und die Eltern, die Schule, die Institutionen der Jugendhilfe und Jugendpflege und die Behörden in ihren Bemühungen um eben diese Ziele zu beraten und zu unterstützen. Dazu verstanden sich die Exponenten der Erziehungsberatung immer als Generalisten, welche ihre Aufgaben nur dank einem multifaktoriellen Ansatz, dank interdisziplinärer Tätigkeit und dank guter Vernetzung ausüben können. Die Nähe zur Medizin, zuerst zum Schularztamt, später zur Kinder- und Jugendpsychiatrie (KJP) war der bernischen Erziehungsberatung immer Programm. Bis 2014 arbeiten die Mitarbeitenden der Erziehungsberatung und der Kinder- und Jugendpsychiatrischen Poliklinik an allen Standorten partnerschaftlich, kooperativ und sich gegenseitig befruchtend in einer Bürogemeinschaft zusammen. Was in anderen Kantonen, und vor allem im Ausland, undenkbar wäre, dass nämlich ein psychologischer und ein medizinischer Dienst, je unter eigener Leitung, selbständig und unter zwei verschiedenen kantonalen Direktionen in den gleichen Räumen zusammenarbeiten, war im Kanton Bern gelebte Realität. Diese Kooperation musste leider von der Kinder- und Jugendpsychiatrie her aufgegeben werden. Die kleineren Dienststellen in den Randregionen des Kantons waren von jeher nur mit teilzeitlich arbeitenden Kinder- und Jugendpsychiaterinnen und -psychiatern versorgt. Unter der Anforderung, auch im ambulanten Bereich einen 24-Stunden-Service aufrecht erhalten zu müssen, hat die Direktion der Kinder- und Jugendpsychiatrie ihre Dienste auf wenige Versorgungszentren konzentriert. An diesen Zentren funktioniert die Kooperation zwi-

schen den Diensten noch, aber eine weitere Distanzierung und damit Entfremdung der Erziehungsberatung und der Kinder- und Jugendpsychiatrie ist fast vorauszusehen.

Die Erziehungsberatung hat von jeher enge Verbindung mit der Sonder- oder Heilpädagogik und mit der Sozialpädagogik gepflegt. Kinder und Jugendliche mit behinderungs- oder störungsbedingtem besonderem Bedarf müssen mit sonder- oder sozialpädagogischen Mitteln und nach entsprechenden fachlich fundierten Konzepten gefördert und geschult werden. Dazu verlangt die differenzierte Tätigkeit im vielfältigen und variantenreichen Bereich von Entwicklungsabweichungen, nebst einem wissenschaftlich fundierten entwicklungspsychologischen Wissen, viel Fachkenntnisse aus anderen psychologischen Fachdisziplinen wie der differenziellen Psychologie, der Neuropsychologie, der Sozialpsychologie und der Psychotherapie. Dies alles muss auf einer guten ethisch oder philosophisch begründeten Basis erfolgen, welche erst die Grundlage bildet für eine förderliche, auf Verantwortlichkeit, Toleranz, gemeinschaftliches Denken, Unabhängigkeit, Selbständigkeit und Autonomie - das heisst letztlich auf Mündigkeit - hinzielende Pädagogik.

Das sind hohe Ziele. In diesem Beitrag soll versucht werden, die Bemühungen der Leitungspersonen der Erziehungsberatung in diese Richtung zu beschreiben. Ein öffentlicher Dienst steht immer in der Beobachtung und unter dem Einfluss der Politik. Diese prägt das Wirken der vorgesetzten Direktion, welche steuernd auf die ihr unterstellten Dienststellen Einfluss nimmt. Fachstellen können und sollen aber auch die ihnen vorgesetzten Ämter und Direktionen beeinflussen und deren Meinungsbildung steuern. Sie sollen und müssen via Öffentlichkeitsarbeit bei den vorgesetzten Stellen und auch bei den Politikern, bewusstseinsfördernd und meinungsbildend wirken. Fachstellen dürfen ihre Meinung nicht vornehm zurückhalten, insbesondere nicht, wenn es um die Sicherung des Kindeswohls oder um die Abwendung von Gefährdungen geht. Fachstellen müssen politisch sein und denken, ohne sich aber einer politischen Richtung oder gar einer Partei zu verschreiben, da sie sonst ihre Unabhängigkeit verlieren und in den Augen Vieler unglaubwürdig werden. Gerade deshalb ist es nötig, dass die ideelle Basis der Arbeit in wissenschaftlichen Erkenntnissen fusst, die überprüft sind oder sich überprüfen lassen. Die Erziehungsberatung muss deshalb immer mit den Universitäten und anderen Forschungsstellen im Kontakt bleiben und sie muss ihre eigene Tätigkeit durch die Erforschung ihrer Praxis permanent überprüfen und ihre Konzepte den neuesten Erkenntnissen anpassen. Die Erziehungsberatung ist deshalb einem steten Wandel unterzogen.

## Die Anfänge

Die Anfänge der Erziehungsberatung gehen zurück auf die Initiative von Dr. med. Paul Lauener, welcher ab 1917 in der Stadt Bern als Schularzt amtete. Lauener verstand seine Aufgabe nicht eng medizinisch, sondern ganzheitlich. Er engagierte sich für ein gesundes und „sorgenfreies“ Aufwachsen von Kindern und Jugendlichen und wurde deshalb in seinen Sprechstunden auch stark mit Erziehungsfragen konfrontiert. Da ihm die diesbezüglichen Beratungen über den Kopf wuchsen, überzeugte er den jungen Psychologen und Pädagogen Dr. Hans Hegg, sein Fachwissen im Rahmen des Schularztamtes einzubringen. Hans Hegg machte ab 1920 im Schularztamt der Stadt Bern - zuerst auf freiwilliger Basis - psychologisch-pädagogische Abklärungen von Kindern mit Lern- und Verhaltensschwierigkeiten und er beriet die Lehrkräfte und die Eltern. Hegg schrieb 1948 in einem Essay über die Erziehungsberatung, deren Ziele und Methoden:

„Nachdem der Berner Schularzt Dr. Lauener im Jahre 1917 sein Amt angetreten hatte, macht er rasch die Erfahrung, dass sich viele Eltern in Erziehungsfragen unsicher und hilfebedürftig fühlen. Denn er wurde oft in Erziehungsschwierigkeiten konsultiert. Das veranlasste ihn, im Jahre 1918 sich einer speziellen, in der Folge stark frequentierten Sprechstunde den Eltern als Erziehungsberater zur Verfügung zu stellen.

Aus diesem Anfang entwickelte sich die Erziehungsberatung zu ihrer heutigen Form. Nicht theoretische Überlegungen standen dem Unternehmen zu Gevatter, sondern die Nachfrage, vor allem von Seiten der Eltern, leiteten es in die Wege.

Die Beschäftigung mit der pädagogischen Problematik führte Dr. Lauener bald einmal zur Einsicht, dass sich mit der Erziehungsberatung ein neues, wichtiges und weitschichtiges Gebiet eröffnet hatte. Es zeigte sich aber auch, dass seine systematische Bearbeitung über den Tätigkeitsbereich des Arztes weit hinausführt und besonders, vor allem pädagogische Methoden erfordert. Daher lag der Gedanke nahe, die Erziehungsberatung innerhalb der Schulgesundheitspflege als Sondergebiet zu behandeln und damit einen Spezialisten, einen Erziehungsberater, zu betreiben. Im Einverständnis mit dem damaligen Schuldirektor Schenk wurde schliesslich im Jahre 1920 die Aufgabe einem Pädagogen übertragen in der Überlegung, dass Erzie-

hungsfragen wohl am besten vom pädagogischen Fachmann bearbeitet werden in Zusammenarbeit mit dem Schularzt, dem selbstverständlich alles ärztliche vorbehalten bleiben sollte.“<sup>29</sup>

Hegg arbeitete für das Schularztamt, für das städtische Jugendamt und für das städtische Armeninspektorat. Er machte Abklärungen und Beratungen in Erziehungsfragen, aber er war auch von Anfang an zuständig für die Abklärung von Kindern mit schulischen Leistungsproblemen. Hegg machte sogenannte „Hilfsschulabklärungen“ und hatte damit von Anfang an sowohl erziehungsberaterische wie auch schulpsychologische Aufgaben. Diese Kombination von Erziehungsberatung und Schulpsychologie prägt das Aufgabenfeld der bernischen Erziehungsberatung bis heute.

Ab 1921 wurde Hans Hegg für seine Tätigkeit bescheiden honoriert. Es sollte aber noch zehn volle Jahre dauern, bis seine Dienste 1931 eine gewisse offizielle Anerkennung erhielten und er im Nebenamt beim Schularztamt der Stadt Bern angestellt wurde. Möglich wurde dies nur, weil der Kanton Bern sich an den Kosten der Stadt Bern beteiligte und damit einhandelte, dass nicht nur die städtischen, sondern auch die Lehrer aus den übrigen Kantonsteilen, die Dienste Heggs in Anspruch nehmen durften. In seinem Bericht von 1946 über die Erziehungsberatung am Schularztamt der Stadt Bern schrieb Hegg:

„Die Entwicklung der Erziehungsberatung am Schularztamt in den verflossenen 26 Jahren hat die Richtigkeit der Voraussicht von Dr. Lauener bestätigt. Heute ist die Erziehungsberatung zu einer ausgebauten Technik, einer Sozialwissenschaft geworden und hat an Bedeutung schon nur dadurch, dass sich ihr Wirkungsbereich erheblich vergrösserte, zugenommen. Zwar steht immer noch die Beratung der Eltern im Vordergrund. Daneben wird die Erziehungsberatung aber auch in steigendem Masse beansprucht durch die Lehrerschaft (seit 1931 auch aus dem Kanton), die Behörden, denen in irgend einer Form der Schutz der Jugend obliegt (Soziale Fürsorge, Jugendamt, Amtsvormundschaften, Pflegekinderaufsicht, usw.) und auch private Einrichtungen wie z.B. Pro Juventute, Pro Infirmis etc. Das brachte natürlich im Laufe der Zeit erhebliche Zunahme der Arbeit mit sich. So kamen in den letzten 10 Jahren

---

29 Dr. Hans Hegg: Die Erziehungsberatung am Schularztamt der Stadt Bern, 23. August 1964, SCHULARZTAMT DER STADT BERN, interne Schrift. Staatsarchiv des Kantons Bern

(1936-1945) 3206 Fälle in 11'843 Konsultationen aus der Stadt und im gleichen Zeitraum noch weitere 793 Fälle in 1434 Konsultationen aus dem Kanton zur Behandlung, obschon der Erziehungsberater bis zum heutigen Tag im Nebenamt angestellt war, seiner Tätigkeit also schon rein organisatorisch Grenzen gezogen waren. Die erwähnten Zahlen beziehen sich zudem nur auf die Sprechstunden­tätigkeit. Darin nicht enthalten sind die im Interesse der städtischen Schulen durchgeführten Reihenuntersuchungen (Auslese von Hilfsschulkandidaten, der Anwärter für die Beobachtungsklassen die Untersuchung der Primarschulrepetenten, usw.), die sich in den letzten 10 Jahren ebenfalls auf viele Hunderte von Fällen erstreckten. Es besteht heute wohl kein Zweifel mehr, dass die Erziehungsberatung einem dringenden Bedürfnis entspricht.“ (Hegg 1946, S. 1 f)

Die Tochter von Hans Hegg, Frau Dr. Suzanne Hegg, welche später in die Fussstapfen ihres Vaters trat und nach einem Studium der Psychologie und der Pädagogik auch als Erziehungsberaterin im Kanton Bern arbeitete und die erste Leiterin der städtischen Erziehungsberatung Burgdorf wurde, hat in ihrem Bericht „Die Bernische Erziehungsberatung“ 1977 die Anfänge der Erziehungsberatung aus privaten und öffentlichen Quellen und persönlichem Erleben eindrücklich beschrieben.<sup>30</sup>

Aus den Anfängen der Erziehungsberatung seien die wichtigsten Meilensteine erwähnt:

1920: Beginn der Tätigkeit von Dr. Hans Hegg als Erziehungsberater am Schularztamt der Stadt Bern.

ab 1931: Der Kanton (Erziehungsdirektion) beteiligt sich zu einem Drittel an den Kosten und Aufwändungen der Stadt Bern für die Erziehungsberatung. Das städtische Beratungsangebot hat auch der Lehrerschaft aus dem Kanton zur Verfügung zu stehen.

1943: Die Direktion des Armenwesens des Kantons beteiligt sich auch an den Kosten für die Erziehungsberatung. Dafür muss der Stelleninhaber auch den staatlichen und den staatlich subventionier-

---

30 Hegg Suzanne: Die Bernische Erziehungsberatung in „der jugendpsychologe“, Zeitschrift der Vereinigung Schweizerischer Kinder- und Jugendpsychologen SKJP, 1977, Nr. 2, 3. Jhg. S.37 -113. Abgedruckt in diesem Buch

ten Erziehungsheimen als Berater zur Verfügung stehen und diese jährlich mindestens zweimal besuchen. Der Erziehungsberater hat einen Drittel der Arbeitszeit für Aufgaben des Kantons zu reservieren.

1949: Zwischen der Stadt Bern und dem Kanton Bern wird ein Kooperationsvertrag ausgehandelt. Darin proklamieren der Kanton und die Stadt Bern, dass sie gemeinsam am Schularztamt der Stadt Bern eine Erziehungsberatungsstelle und einen schulpsychiatrischen Dienst betreiben. Der Kanton beteiligt sich zur Hälfte an den Kosten (Gehälter, Miete, Bibliothek, Bürunkosten etc.).

Dr. Hans Hegg erhält zur Unterstützung eine psychologisch-pädagogisch ausgebildete Assistentin und es wurde ein Kinderpsychiater im Nebenamt angestellt. Die Assistentin war Frau Dr. phil. Annemarie Häberlin, die Tochter des bekannten Paul Häberlin, Professor für Philosophie, Psychologie und Pädagogik an der Universität Basel. Der Kinderpsychiater war PD Dr. med. Arnold Weber. Dieser war Oberarzt in der psychiatrischen Klinik Waldau Bern und leitender Arzt der Kinderstation Neuhaus, der späteren Kinder- und Jugendpsychiatrischen Klinik. Daneben führt er als Konsiliararzt ambulante kinderpsychiatrische Sprechstunden an der Erziehungsberatung der Stadt Bern.

Die Erziehungsberatung und der schulpsychiatrische Dienst lösten sich vom Schularztamt der Stadt Bern. Sie konnten eigene Räume beziehen und verfügten über ein eigenes Sekretariat.

Noch heute gibt es Schulärztinnen und Schulärzte, welche die Trennung von Schularztamt und Erziehungsberatung als „historischen Irrtum“ bezeichnen. Die Aufgaben des schulärztlichen Dienstes hat sich in den 80-er Jahren weit entfernt von Fragen körperlicher Fehlentwicklungen, Krankheitsprävention, Hygiene und der Ernährung im engeren Sinn. Äusseres Zeichen dafür ist beispielsweise die Umbenennung des Schularztamtes in „Gesundheitsdienst“. Die vollamtlichen Schulärztinnen und Schulärzte folgen einem umfassenden salutogenetischen Ansatz zur Gesundheitsentwicklung und Prävention. Auch sie beraten Lehrpersonen und Eltern im Umgang mit schwierigen Kindern und Jugendlichen. Damit überlappen sich die Tätigkeitsfelder von Erziehungsberatung und schulärztlichem Dienst.

1951: Die Erziehungsberatung und der Kinder- und Jugendpsy-

chiatrische Dienst werden als Angebot zur Unterstützung der Schule in das Gesetz vom 01.12.1951 über die Primarschule aufgenommen. Das Primarschulgesetz bildet die erste und wichtigste gesetzliche Grundlage für die Erziehungsberatung. Art. 78 des Gesetzes von 1951 lautete: „Der Staat fördert in Verbindung mit den Gemeinden die Erziehungsberatung. Er beteiligt sich daran mit Beiträgen.“<sup>31</sup>

1953: Der Erziehungsdirektor Dr. V. Moine setzte eine Kommission ein, welche den Ausbau der Erziehungsberatung gemäss dem Primarschulgesetz Art. 78 vorbereiten soll.<sup>32</sup> Die Kommission tagt in der Folge unter der Leitung von Schulinspektor Friedli<sup>33</sup> und fordert in ihrem Vortrag vom 13. Mai 1953 den personellen Ausbau der Erziehungsberatung Bern und des Jugendpsychiatrischen Dienstes, eine Kostenbeteiligung des Staates an die Erziehungsberatung in Biel und an weiteren Orten, welche eine Erziehungsberatungsstelle führen wollen. Die Kommission erwähnte Thun, Burgdorf, Langenthal und Delémont als mögliche weitere Standorte für Erziehungsberatungsstellen und befürwortete damit eine weitergehende Regionalisierung. Zudem forderte sie dringend die Regelung der Ausbildung für Erziehungsberaterinnen und Erziehungsberater durch die Erteilung von Lehraufträgen an der Universität Bern und den Ausbau der Erziehungsberatungsstelle Bern zu einer psychologisch-pädagogischen Ausbildungsstätte. Zur Verbesserung der wissenschaftlichen Ausbildung von Erziehungsberatern regte die Kommission die Schaffung eines spezifischen universitären Instituts an. Zudem solle er Staat die Aufsicht über die Erziehungsberatung regeln befand diese Kommission.<sup>34</sup>

1958: Dr. Kurt Siegfried wird am Schularztamt Bern als Nachfolger

---

31 Gesetz vom 2. Dezember 1951 über die Primarschule

32 Protokoll der Konferenz betreffend Ausbau der Erziehungsberatung vom 22. Januar 1953 im Rathaus Bern, Staatsarchiv des Kantons Bern

33 Zusammensetzung der Kommission: F. Friedli, Schulinspektor (Präsident), Dr. W. Schweizer, Schulinspektor, Dr. M. Kiener, Kant. Armeninspektor, Dr. H. Dubler, Sekundarschulinspektor, Fürsprecher P.Kistler, Vorsteher des Kant. Jugendamtes, Dr. F. Balmer und Dr. F. Büchler, beide Mitarbeitende der Erziehungsdirektion.

34 Protokolle der Kommission betreffend Ausbau der Erziehungsberatung vom 12.02.1953, 04.03.1953, 23.03.1953, 18.04.1953, und Vortrag der Erziehungsdirektion an den Regierungsrat vom 13. Mai 1953, Staatsarchiv des Kantons Bern. An der Sitzung dieser Kommission vom 30. Sept. 1954 wird nach dem Mitberichtsverfahren bei den verschiedenen Kantonalen Direktionen darauf hingewiesen, dass die Forderungen wohl in Etappen zu realisieren seien.

von Dr. Hans Hegg angestellt. Siegfried war zuvor von 1952 bis 1958 Schulpsychologe in der Stadt St. Gallen.

1960: Der Regierungsrat officialisiert die Erziehungsberatungskommission als „Kommission für die Belange der Erziehungsberatung“ und bestimmt folgende Aufgaben:

„Umschreibung der Aufgaben der Erziehungsberatung, Schaffung von Ausbildungsmöglichkeiten an der Universität Bern, Schaffung regionaler Stellen im Kanton.“

1961: Das Dekret vom 04.07.1961 über die Ausbildung und Prüfung von Erziehungsberatern tritt in Kraft.

1964: In der Änderung des Primarschulgesetzes vom 27.09.1964 wird der Art. 78 präziser gefasst. Der Grosse Rat beschliesst die Schaffung von Regionalstellen und es werden die Verantwortlichkeiten der Direktionen wie die Art und Weise der Finanzierung festgelegt. Art. 78 des Gesetzes über die Primarschule lautet jetzt:

„Die Errichtung und Führung von Erziehungsberatungsstellen in allen Landesteilen sowie des jugendpsychiatrischen Dienstes ist gemeinsame Aufgabe der Erziehungs- und der Fürsorgebehörden des Staates und der Gemeinden.

Der Grosse Rat erlässt ein Dekret über die Aufgaben und die Organisation dieser Dienste, die Voraussetzungen der Wählbarkeit als Erziehungsberater und den Einbezug der Kosten in die Lastenverteilung gemäss der Gesetzgebung über das Fürsorgewesen.“<sup>35</sup>

1964: Die Erziehungsberatung der Stadt Bern erhält einen erweiterten Aufgabenbereich und wird kantonale Zentralstelle für Erziehungsberatung. Zudem wird eine Kommission zur Begutachtung von Fragen der Erziehungsberatung eingesetzt. Die Kosten für die Erziehungsberatung werden in die Lastenverteilung gemäss Fürsorgegesetzgebung einbezogen. Damit bezahlen alle Gemeinden des Kantons einen Teil der Kosten für die Erziehungsberatung.

Der Regierungsrat erlässt am 04.11.1964 das Dekret betreffend die Erziehungsberatung. Die wichtigsten Artikel lauten:

„Art.1:

1 Die Erziehungsberatung nimmt sich der einer besonderen erzieherischen Betreuung bedürftigen Jugend an und unter-

---

35 Änderung vom 27.9.1964 des Primarschulgesetzes vom 1.12.1951

stützt Eltern, Lehrer und andere Erzieher mit Rat und Anleitung in ihrer Aufgaben.

2 Sie fördert alle Massnahmen zur Verbesserung der Erziehungsverhältnisse.“

„Art. 6:

1 Durch vertragliche Vereinbarung erwirkt der Kanton eine Erweiterung des Aufgabenkreises der Erziehungsberatungsstelle und des Jugendpsychiatrischen Dienstes der Gemeinde Bern.

2 Diese Stellen dienen in Verbindung mit der Kinderpsychiatrischen Station Neuhaus

a) als kantonale Zentralstelle für Erziehungsberatung

b) als Ort der praktischen Ausbildung von Erziehungsberatern.

3 Für die praktische Ausbildung können durch den Kanton auch andere Erziehungsberatungsstellen beigezogen werden.

„Art. 7:

1 Der Regierungsrat kann eine Kommission zur Begutachtung von Fragen der Erziehungsberatung einsetzen.

„Art. 8:

Die vom Staat anerkannten Aufwendungen für die Erziehungsberatungsstellen unterliegen der Lastenverteilung gemäss Fürsorgegesetzgebung.“

1971: Der Grosse Rat ändert mit Beschluss vom 11. Februar 1971 das Dekret betreffend die Erziehungsberatung von 1964 ab und gibt den francophonen Services d'Orientation en Matière d'Education einen besonderen Status, indem er sie einer eigenständigen Kommission unterstellt. Als Aufsichtsorgan für die deutschsprachigen EB-Stellen wird eine neunköpfige und für die französischsprachigen Stellen eine siebenköpfige Kommission eingesetzt.

Gemäss Art. 6 Absatz 1 der Verordnung über die Erziehungsberatkommision üben die Kommissionen „für die Erziehungsdirektion die Aufsicht über die Erziehungsberatungsstellen aus.“

In der Kommission haben Vertreter folgender Organisationen Einsitz zu nehmen: die Schulinspektorenkonferenz, die praktizierende Ärzteschaft, die bernische Lehrerschaft, die kantonale Fürsorgedirektion und weitere Mitglieder. Als „weitere Mitglieder“ werden in der Regel Grossrätinnen und Grossräte gewählt. Die Erziehungsdirektion hat

bei der Wahl der Mitglieder für eine angemessene Vertretung der Landesteile zu sorgen.

Die Aufgaben der Kommissionen werden detailliert umschrieben und reichen von Anträgen zur Eröffnung und Schliessung von Stellen, über Anträge zur Raumbeschaffung, Wahlvorschläge von Leitungspersonen der Erziehungsberatungsstellen und deren Mitarbeitende an die Erziehungsdirektion, dem Erstellen der Pflichtenhefte der EB-Leitenden und der Mitarbeitenden bis zur Stellungnahme zu Beschwerden gegen die Tätigkeit der Erziehungsberaterinnen und Erziehungsberater.

1972: Auf 1. Januar 1972 werden die Erziehungsberatungsstellen kantonalisiert und der Erziehungsdirektion unterstellt. Intern werden sie dem Amt für Unterricht zugewiesen. Das Amt für Unterricht garantiert die Schulnähe der Erziehungsberatung.

### Der Auf- und Ausbau

Die Gesetzesgrundlage von 1964 ermöglichte den kontinuierlichen und systematischen Auf- und Ausbau der Erziehungsberatung, den wir heute kennen. Es waren zuerst die Städte Burgdorf, Thun und Biel, welche nach dem Muster der Stadt Bern stadteigene Erziehungsberatungsstellen gründeten. An diesen Orten gab es schon ein Angebot. In Biel gründete nach dem 2. Weltkrieg der deutsche Psychiater und Psychoanalytiker Dr. med. Friedemann zusammen mit der Stadt Biel das „Psychohygienische Institut“, an welchem er auch Beratungen für Eltern und Kinder anbot. In Thun machte Dr. Zürcher vom Kinder- und Jugendschutz Thun Erziehungsberatung und in Burgdorf war es der Kinderpsychiater Dr. med. Walter Jahn, der ab ca. 1960 zusammen mit einer Assistentin, im Rahmen einer privaten Praxis explizite Erziehungsberatung anbot. Dazu kamen private Anbieter wie die Sekundarlehrer Dr. Eggimann in Langnau und Dr. Münger in Biglen, welche neben ihrer Lehrtätigkeit den Eltern Hilfen bei Erziehungsproblemen anboten. Die von den Städten geschaffenen und finanziell mit Hilfe von kantonalen Beiträgen getragenen Angebote in Burgdorf, Biel und Thun wurden durch die Schaffung von kantonalen Erziehungsberatungsstellen abgelöst. Innerhalb von 15 Jahren wurden dann im ganzen Kanton entsprechende Beratungsstellen errichtet.

Die Tabelle auf den nächsten Seiten zeigt dies im Überblick.

*Die Gründungsjahre der Erziehungsberatungsstellen und deren Leiterinnen*

<b>EB</b>	<b>Gründungsdatum</b>	<b>1. Leiter/Leiterin</b>	<b>2. Leiter/</b>
Bern	1920	Dr. phil. Hans Hegg 1920-1958	Prof. Dr. phil. 1959-1986
Burgdorf	01.11.1965	Dr. phil. Suzanne Hegg 1965-1971	Dr. phil. 1971-1999
Thun	01.06.1966	Dr. phil. Peter Wyss 1966-1986	Lic. phil. Emmenegger <sup>1</sup> 1987-1997
Biel	01.04.1970	Prof. Dr. phil. Rolf von Felten 1970-2002	Lic. phil. 2002-heute
Langenthal	29.06.1970	Dr. phil. Martin Inversini 1970-2008	Lic. phil. Rüedi Dr. phil. 2007-heute (in Co-Leitung)
Ittigen/Bolligen	01.12.1971	Dr. phil. Suzanne Hegg dipl. EB 1971-1988	Lic. phil. Brünggel 1989-2012
Delémont - Jura Nord <sup>2</sup>	01.01.1972	Lic. phil. Jean-Pierre Ryser 1972-1979	
Bienne (OME)	01.06.1972	Lic. phil. Marie-Louise Stahelin 1972-1982	Lic. phil. Pollak <sup>3</sup> 1983-1985
Breitenbach/ Laufen (ge- meinsam mit dem Kt. SO) <sup>4</sup>	1973	Lic. phil Camille Büsser 1973-1979	Lic. phil. 1980-1994

1 R.Emmenegger verstarb 1997. Nachfolgerin wurde Frau Dr. Doris Houbé, welche die Stelle sie seit 2013 Nachfolgerin von Ralf Edelmann ist.

2 Die Dienststelle Delémont wurde mit der Gründung des Kantons Jura 1979 aufgehoben. Der 3 Walter Pollak hatte Schwierigkeiten, eine Aequivalenzklärung seiner Ausbildung zu bekommen. Jeanhenry (1985 - 1994)

4 Die Stelle Breitenbach/Laufen wurde 1994 mit dem Wechsel des Laufentals zum Kanton Basel-sionierung im Jahr 1995 auf der EB-Spiez.

und Leiter

<b>Leiterin</b>	<b>3. Leiter/Leiterin</b>	<b>4. Leiter/Leiterin</b>
Kurt Siegfried	Prof. Dr. phil. Hans Gamper 1986-2010	Dr. phil. Liliane Wenger-Singeisen 2010-heute
Maja Nef	Lic. phil. Doris Hohn 1999-heute	
Robert	Dr. phil. Doris Houbé-Müller 1997-2011	Lic. phil. Walter Braun 2011-heute
Peter Kunz		
Anna-Maria Thomas Aebi		
Hansruedi	Lic. phil. Marc Niemeyer 2012-heute	
Walter	Lic. phil Daniel Jeanhenry 1985-1995	Lic. phil. Mario Beuchat 1995-heute Gesamtleiter SPE Jura Bernois (Bienne, Tavannes; Antennen Saint-Imier, Moutier)
Verena Kühne		

Thun von 1997 bis 2011 leitete. Sie wechselte dann auf die Erziehungsberatung Interlaken, wo

Kanton Jura schuf daraus den Service de Psychologie Scolaire.

Er kündigte seine Stelle bereits nach kurzer Zeit. Nachfolger auf dem SPE Bienne wurde Daniel

Land vom Kanton BL übernommen. Frau Kühne arbeitete danach bis zu ihrer vorzeitigen Pen-

<b>EB</b>	<b>Gründungsdatum</b>	<b>1. Leiter/Leiterin</b>	<b>2. Leiter/</b>
Köniz	01.01.1976	Dr. phil. Ulrich Wälti 1976-2003	Dr. phil. Mathys 2003-heute
Interlaken	01.10.1976	Lic. phil. Hans-Anton Firmin 1976-2006	Lic. phil. mann 2007-2013
Tavannes (OME) <sup>5</sup>	15.01.1979	Lic. phil Jean-Pierre Waber 1979-1992	Lic. phil. Ruffieux 1992-1994
Langnau <sup>6</sup>	01.01.1984	Dr. phil. Marianne Christen 1984-1990	Lic. phil. mann 1991-2006
Spiez	01.01.1991	Lic. phil. Hanspeter Reber 1991-heute	

---

5 Der Service d'Orientation en Matière d'Education Tavannes führte je eine Zweigstelle in Moutier Service Psychologique pour Enfants et Adolescents SEP umfunktioniert. Mario Beuchat ist seit 1985 -1994 leitete. Seit 2002 ist Mario Beuchat Gesamtleiter des SPE Jura Bernois.

6 Die Beratungsstelle Langnau wurde 1984 als autonome Stelle für das Obere Emmental durch EB Langnau wieder aufgehoben. Diese Stelle wird seither als Zweigstelle der EB Burgdorf

<b>Leiterin</b>	<b>3. Leiter/Leiterin</b>	<b>4. Leiter/Leiterin</b>
Regula		
Ralf Edel-	Dr. phil. Doris Houbé-Müller 2013-heute	
Christiane	Lic. phil. Mario Beuchat 1994-1995. Von 1995-heute Gesamtleiter SPE Jura	
Ralf Edel-	Dr. phil. Liliane Wenger-Singeisen 2006–2010	Lic. phil. Doris Hohn 2010-heute

und Saint-Imier. Diese Stellen wurden 2002 alle in die Dienststelle Bienne eingegliedert und zum 1994 Leiter des SPE Bienne und Nachfolger von Daniel Jeanhenry, welcher den Dienst von

eine Gebietsabtrennung von der EB Burgdorf geschaffen. 2010 wurde die Selbständigkeit der geführt. Gesamtleiterin ist Frau Doris Hohn.

## Die Führung der Erziehungsberatungsstellen

Interessant ist die Frage nach der Führung und der Steuerung der Erziehungsberatung. Zuerst war sie ein Teil des schulärztlichen Dienstes und der Schularzt war der Chef der Erziehungsberatung. Während und nach dem Zweiten Weltkrieg begann eine autonome Entwicklung der Erziehungsberatungsstelle und des Jugendpsychiatrischen Dienstes von der Stadt Bern weg hin zum Kanton Bern. Es waren in erster Linie wirtschaftliche Gründe, welche diese Schritte einleiteten und unterstützten: Die Stadt sah sich finanziell entlastet, der Kanton sah die Möglichkeit, im ganzen Kantonsgebiet ein wichtiges Hilfsangebot für Eltern, Lehrer und Kinder anbieten zu können. Die Erziehungsberatung unterstand zwar administrativ der Erziehungsdirektion, sie war aber sehr wenig beaufsichtigt und reglementiert. Erst mit der Aufnahme des Dienstes in das Primarschulgesetz von 1951 begann auch eine stärkere Reglementierung und die Einbindung der Erziehungsberatung in die Strukturen der Verwaltung. 1964 erhielt die Erziehungsberatung eine Aufsichtskommission nach dem Muster der Schulkommission von Gymnasien und Lehrerseminarien. Die Aufgaben und Befugnisse der Kommission waren aber nicht klar geregelt. Die Führung der Erziehungsberatungsstellen oblag den Städten, welche Träger waren. Die Stellenleitenden waren den jeweiligen Schuldirektionen oder direkt dem für das Bildungswesen zuständigen Gemeinderat unterstellt. Von der Erziehungsdirektion her gab es kaum Vorschriften über die Aufgaben und die Arbeitsweise der jungen Profession. In diesem „Führungsvakuum“ gingen die Erziehungsberatungsstellen vorerst eigene Wege. Dazu kam, dass die Leiterinnen und Leiter der EB-Stellen selber ein grosses Autonomiestreben entwickelten und jeder und jede versuchte, seine oder ihre Stelle gut im lokalpolitischen Umfeld zu positionieren und möglichst auszubauen. Der jahrzehntelange Kampf von Hans Hegg um eine geregelte Anstellung und einen Ausbau der Erziehungsberatung hatte auch in den Köpfen der jungen Leiterinnen und Leitern Spuren hinterlassen. Sie wollten sich beim Aufbau ihrer Stellen von Anfang an die Sympathie und Unterstützung der Lokalpolitiker sichern und nicht durch die Stadt Bern behindert werden. Aus den Anstellungen bei den Städten schlugen sie auch Profit, denn die Anstellungsbedingungen betreffend Lohn und Ferienansprüchen waren unterschiedlich. Dennoch waren die Leitungspersonen der EB Bern und deren Leitung in einem gewissen Masse loyal verbunden, denn diese hatte mit ihrer Vorarbeit die Regionalstellenschaffung erst ermöglicht.

Dass es in dieser Situation nicht zu einer ungeordneten und ausein-

anderdriftenden Entwicklung kam, hatte verschiedene Gründe. Einer der wichtigsten war die Ausbildung der Erziehungsberater. Hans Hegg, und ab 1960 Kurt Siegfried, hielten an der Universität Vorlesungen in Erziehungsberatung. Mit der Schaffung des kantonalen Patents in Erziehungsberatung und Schulpsychologie im Jahre 1960 und der Einführung eines Praktikums auf der EB Bern wurde insbesondere Kurt Siegfried Lehrer und Ausbilder der ersten Generation von diplomierten Erziehungsberaterinnen und Erziehungsberatern. Die meisten der Leitungspersonen der neu geschaffenen Stellen waren Schüler von Kurt Siegfried und geprägt von seinen Vorstellungen über die Aufgaben und Arbeitsweise der EB-Stellen. Da der Kanton Bern dekretiert hatte, dass das kantonalbernische Patent für Erziehungsberatung und Schulpsychologie eine zwingende Voraussetzung zur Anstellung und zur Wahl als Mitarbeiter auf einer Erziehungsberatungsstelle sein müsse und andere Ausbildungsgänge zwar nicht ausgeschlossen, aber nur nach einem aufwändigen Äquivalenzverfahren anerkannt wurden, konnten sich die Leitungspersonen und die weiteren Mitarbeitenden nur aus dem Schülerkreis von Kurt Siegfried rekrutieren. Kurt Siegfried war als wichtige und dominante „Vaterfigur“ an allen Stellenbesetzungen direkt oder indirekt beteiligt. Einerseits gab dies den neuen Dienststellen ein relativ einheitliches Gesicht, denn die Leiterinnen und Leiter waren alle durch die gleiche Schule sozialisiert und den gleichen beruflichen Idealen verpflichtet. Zudem hatten sie praktisch eine deckungsgleiche Berufskarriere hinter sich. Die meisten waren zuerst Primar- oder Sekundarlehrer, studierten dann an der Universität Bern Psychologie, Pädagogik und Psychopathologie, absolvierten auf der Erziehungsberatungsstelle Bern unter Anleitung und Supervision von Kurt Siegfried die praktische Ausbildung und erwarben so das kantonalbernische Patent in Erziehungsberatung-Schulpsychologie. Peter Wyss, Rolf von Felten, Ulrich Wälti, Martin Inversini, Hans-Anton Firmin, Hansruedi Brünggel, Robert Emmenegger und Hans Gamper hatten diesen Werdegang. Suzanne Hegg hatte Psychologie und Pädagogik studiert, bevor es das EB-Patent gab und Maja Nef, welche an der Universität Zürich studiert hatte, musste für ihre Anstellung im Kanton Bern das erwähnte Äquivalenzverfahren durchlaufen. Dazu kamen die berufspolitischen Aktivitäten in der Schweiz. Die Schulpsychologen gründeten 1969 neben der Schweizerischen Gesellschaft für Psychologie (SGP) und neben dem Schweizerischen Berufsverband für angewandte Psychologie (SBAP) als erste psychologische Fachgruppe einen eigenen Verband, den sie Verband

der Schweizerischen Schulpsychologen und Erziehungsberater (VSSE)<sup>36</sup> nannten. In diesem Verband engagierten sich sehr viele der an der Universität Bern ausgebildeten Erziehungsberaterinnen und Erziehungsberater. Sie definierten ihr Berufsfeld, legten Standards für die Berufsausübung fest und definierten Anstellungsbedingungen zu Handen der vorgesetzten Behörden. Dieses Engagement vereinheitlichte die Arbeit der Erziehungsberatungsstellen und generell auch der Schulpsychologischen Dienste in der deutschsprachigen Schweiz.

### Der Aufstand der Jungen - Die Autonomie der Regionalstellen

Kurt Siegfried war es ein Anliegen, die Aktivitäten der Erziehungsberatung zu koordinieren und zu bündeln. Gewitzt durch die Erfahrungen von Hans Hegg und auch aus der eigenen Biographie heraus hegte er zeitlebens ein grosses Misstrauen gegenüber den Beamten der Erziehungsdirektion und gegenüber Politikern. Er vertraute den Fürsorge- und den Justizbehörden, teilweise auch den Schulinspektoren mehr als seinen direkten Vorgesetzten. Um nicht immer ausgehebelt zu werden und um die Aufgaben konzertiert anzugehen, rief er seine jungen Leitungskollegen zu gemeinsamen Konferenzen zusammen. Vorbild dafür waren die Schulinspektorenkonferenz, die Konferenz der Seminardirektoren und die Gymnasialrektorenkonferenz. Die Meinungen dieser Konferenzen hatten auf der Erziehungsdirektion grosses Gewicht. Siegfried schwebte vor, dass er als Leiter der Erziehungsberatung der Stadt Bern und der Zentralstelle für Erziehungsberatung gemäss Dekret von 1964 endlich eine anerkannte und einflussreiche Position erreichen könnte.

Im Jahr 1968 ging in Deutschland und in Frankreich eine Studentenrevolte los, welche sich in einem Aufstand gegen das Establishment, gegen die tradierten Normen und Vorstellungen, gegen jegliche Autoritäten und die gängigen Formen des Zusammenlebens in der Familie und in der Gesellschaft richtete. Die antiautoritäre Bewegung war als Gedankengut auch in Bern verbreitet. Bei den jungen Erziehungsberaterinnen und Erziehungsberatern war zwar die

---

36 Der VSSE wurde 1977 umgewandelt in den Schweizerischen Vereinigung der Kinder- und Jugendpsychologie (SKJP). Nach dem Gründungspräsidenten Dr. Josef Brunner standen dem Verband mit Dr. Peter Wyss (1975 - 1978), Dr. Martin Inversini (1978 - 1983) und Frau Dr. Maja Nef (1983 - 1986) drei Stellenleitende von bernischen Erziehungsberatungsstellen als Präsidenten vor.

antiautoritäre Erziehung verpönt, aber der Widerstand gegen die Herrschenden war stark verbreitet. Autonomie war ein wichtiges Schlagwort. Es ist deshalb nicht verwunderlich, dass sich die Leitenden gegen die Vormachtstellung der EB Bern wandten. Sie wollten keine Zweigstellen der Zentralstelle Bern sein. An einer denkwürdigen Sitzung in Münchenbuchsee im Jahre 1971, an welcher nebst Kurt Siegfried alle damaligen EB-Leitungspersonen (Suzanne Hegg, Rolf von Felten, Peter Wyss, Martin Inversini) und das ganze Team der Erziehungsberatung Bern (Hannes Abplanalp, Martin Vatter, Maya Nef, Rosemarie Belmont, Käti Strahm, Elisabeth Spycher) teilnahmen, „entmachteten“ die jungen Leiter ihren Lehrer und Förderer. Sie lehnten sich gegen seinen Führungsanspruch auf, machten Widerstand gegen die Unterstellung unter die Zentralstelle Bern, forderten, dass die Regionalstellen autonome und untereinander gleichwertige Stellen sein sollten und proklamierten, dass sie sich eher der Aufsichtskommission als der Erziehungsdirektion verpflichtet fühlen würden. In einer Art „Rütlichschwur“ beschlossen sie, eine „Konföderation“ der Erziehungsberatungsstellen zu gründen und als Austausch- und Koordinationsorgan eine Konferenz der Leitungspersonen, die EB-Leiterkonferenz, zu installieren. Diese sollte durch die Erziehungsdirektion anerkannt und bewilligt werden. Der Präsident dieser Konferenz sollte auf keinen Fall Kurt Siegfried sein. Martin Inversini, der damals jüngste EB-Leiter, wurde als erster Präsident dieser Vereinigung eingesetzt.<sup>37</sup> 1972 anerkannte die Erziehungsdirektion die EB-Leiterkonferenz als direkten Gesprächspartner für die Belange der Erziehungsberatung, lehnte aber 1973 das Gesuch, ein beratendes Organ der Erziehungsdirektion und des Erziehungsdirektors zu sein, vorerst ab. Zwei Jahre später wurde die Leiterkonferenz dann als Vernehmlassungsorgan anerkannt.

Die nachstehende Tabelle zeigt die Themen, mit welchen sich die EB-Leiterkonferenz kurz nach der Kantonalisierung beschäftigte:

---

37 Die Präsidenten der EB-Leiterkonferenz waren:

- Dr. phil. Martin Inversini, Kant. Erziehungsberatung Langenthal, 1971 - 1983
- Dr. phil. Ulrich Wälti, Kant. Erziehungsberatung Köniz, 1983 - 1995
- Prof. Dr. phil. Hans Gamper, Kant. Erziehungsberatung Bern, 1996 - 2010

1. Mai 1972	Brief. Kurt Siegfried und Beat Stöcker an die EB-Kommission und an die Finanzdirektion	<p>VSSE hat Anstellungsrichtlinien für Kanton Bern gelten. Forderungen:</p> <ul style="list-style-type: none"> <li>• Entlöhnung wie von Ausbildungs-Aerzte des KJPD</li> <li>• Ab 40 Jahren 5 und ab 50 Jahren</li> <li>• Jährlich 2 Wochen bezahlte</li> </ul> <p>Die Erziehungsdirektion verweist auf dung der Behördenmitglieder und drauf aufmerksam, dass sie sich als gruppe keine Sonderregelungen be- konferenz auf den Dienstweg auf- Finanzdirektion zu wenden, sondern</p>
16. Juni 1972	EB-Leiterkonferenz	<p>Themen:</p> <ul style="list-style-type: none"> <li>• Kontaktnahme mit einzelnen</li> <li>• Verhandlungen mit der IV über (Forderung: gleicher Tarif und</li> <li>• Problemkreis „Legasthenie“ <ul style="list-style-type: none"> <li>- Menge der Abklärungen durch</li> <li>- Ausbildung der Lehrerinnen</li> <li>- Bezahlung der Behandlungs-</li> </ul> </li> <li>• Nebenverdienste der Erziehungs- <ul style="list-style-type: none"> <li>- Private Tätigkeit neben der</li> <li>- Gutachtentätigkeit für Zivil-</li> <li>- Ausbildungstätigkeit (z.B. Universität)</li> </ul> </li> <li>• Schaffung neuer EB-Stellen</li> <li>• Allgemeine Berufsfragen (Berufsgruppen und Institutionen)</li> </ul>
7. Juli 1972	Brief der Leiterkonferenz an die Erziehungsdirektion	<p>Die ERZ (Juristische Abteilung) ist spruch zu den geltenden gesetzlichen Schulgesetzkenntnis schulen. Die LKEB bittet die ERZ, sie bei schule oder generell bei Schulgesetzen zu lassen.</p>
dito	Personalsituation	Anstellung von Aushilfen für die April. (Schuljahresbeginn im Frühling)

Schulpsychologen und Erziehungsberater erlassen. Diese sollten auch für den  
dauer und Funktion her vergleichbare Berufsgruppen z.B. Gymnsiallehrer oder

6 Wochen Ferien

Weiterbildungszeit plus CHF 500 Beitrag an die Weiterbildungskosten.

das am 10. Mai 1972 vom Grossen Rat beschlossene Dekret über die Besol-  
des Personals der bernischen Staatsverfassung und macht die EB-Leiter  
Staatsbeamte in dieses System einzugliedern hätten und sie für ihre Berufs-  
ansprüchen könnten. Gleichzeitig macht die Erziehungsdirektion die Leiter-  
merksam und bittet sie, sich in finanziellen Fragen nicht mehr direkt an die  
die Anliegen der EB vorgesetzten Erziehungsdirektion vorzutragen.

Mitarbeitenden der Erziehungsdirektion für Absprachen  
die Abgeltung von Leistungen  
gleiches Abrechnungsverfahren wie die Ärzte des KJPD)

die EB

zur Behandlung der Lernstörung

stunden

berater

Anstellung

und Jugendgerichte, Statthalterämter etc.

Unterricht an Lehrerseminarien, Lehrerfortbildungskurse, Lehraufträge an der

(Aufgabenbereich und Pflichtenheft der EB-Stellen, Abgrenzung zu anderen

unzufrieden über die Empfehlungen der EB in Einzelfällen, da diese im Wider-  
Grundlagen und der gängigen Praxis erfolgt sind. Die ERZ will die EB in

Fragen der Reorganisation der Schule, bei Regelungen über die Sonder-  
revisionen einzubeziehen und sie zumindest an Vernehmlassungen teilneh-

Druckperiode zur Bewältigung des hohen Arbeitsaufkommens von Januar bis

18. Juli 1972	Brief Siegfried an die Leiterinnen und Leiter	Die Leiterkonferenz muss nicht ein-Vorrecht.
16. Okt. 1972	Erziehungsbera-tungskommission	Forderungen an die Erziehungs- <ul style="list-style-type: none"> <li>• Ausbau der Erziehungsberatung</li> <li>• Behebung von Personellen</li> </ul>
Oktober 1972	LKEB Dt. und Frz.	Formulierung von Richtlinien für die Versuch einer Tätigkeitsbeschreibung auf reine schulpsychologische Ab-Schulpsychologie und damit Fort-Richtlinien deutschsprachige EB- <ul style="list-style-type: none"> <li>• Abklärung</li> <li>• Begutachtung</li> <li>• Beratung</li> <li>• Auslese</li> <li>• Betreuung und Behandlung</li> </ul> Die frankophonen Richtlinien gleichen pie als Aufgabe des OME
11. Nov. 1972	LKEB	<ul style="list-style-type: none"> <li>• Diskussion der Richtlinien</li> <li>• Leiter der Ausbildung; Er soll Praktikanten selbständig. Ein</li> <li>• Entwicklung von Paralleldiensten</li> </ul> Jugendberatungsstellen in Bern, Biel, stehen dem Lastenausgleich der <ul style="list-style-type: none"> <li>• Die ERZ will die LKEB konsoli-EB-Kommission.</li> </ul>
1972	Fürsorgedirektion	Die Fürsorgedirektion stellt einen Bernhard Munsch.
Dezember 1972	LKEB	Entwurf von Richtlinien als Pflichten-Eltern verpflichtete Institution mit Der Jugendpsychologe muss fachlich werden in „Jugendpsychologischer Es wird eine kooperative und auf
17. Jan. 1973	Erziehungsdirektor Kohler	Lehnt den Antrag der LKEB, ein in Fachfragen vermehrt beigezogen

heitlich auftreten. Bei divergierenden Auffassungen hat der Einzelstandpunkt

direktion:  
im Kanton  
Engpässen und Sicherung der Versorgung in den Randregionen des Kantons.

Erziehungsberatung.  
in der Absicht, ich das breite Arbeitsfeld zu sichern und die Tätigkeiten nicht  
klärungen einschränken zu lassen. Definition von Erziehungsberatung und  
setzung der Themen von Hegg, die er zeitlebens gewälzt hat.  
Stellen:

den deutschsprachigen stark, betonen aber viel pointierter die Psychothera-

rein administrative Funktion haben. Die EB-Stellen sind betr. Ausbildung der  
Ausbildungs-Inspektorat wird abgelehnt.  
(Jugendberatung, Gruppenpsychotherapie auf der EB Bern)  
Thun, Oberaargau. Diese sind vom Kant. Jugendamt geschaffen und unter-  
Fürsorgedirektion.  
dieren und sie zu einem direkten Gesprächspartner machen. Umgehung der

Heimpsychologen für die Kantonalen Erziehungsheime an. Stelleninhaber ist

heft der EB-Stellen. Die Erziehungsberatung soll eine dem Kind und den  
reiner Beratungsfunktion und ohne Entscheidungskompetenzen sein.  
und methodisch frei sein. Der Name Erziehungsberatung sollte umgewandelt  
Dienst“.  
Gleichberechtigung beruhende Zusammenarbeit mit dem KJPD gefordert.

beratendes Organ der ERZ zu werden ab, gesteht aber der LKEB zu, das sie  
werden soll.

2.März 1973	LKEB Bahnhof- buffet Bern	Die EB hat nach aussen mehr Ge- Es sollen zuerst die Personalbegehren onen eröffnet werden. Es fehlt an erfahrenen Kolleginnen Soll man sich angesichts des Elternschulung, Jugendzentren,
8. Mai 1973	Kinderärzte	Kinderärztereinigung bittet um
1973	Erziehungsdirektion	Die Erziehungsdirektion erteilt R. Sonderpädagogen. Von Felten ist Seminars.

wicht, wenn sie einheitlich auftritt.  
der einzelnen EB-Stellen erfüllt werden, bevor neue Dienststellen in den Regi-  
und Kollegen als Leiter von neuen EB-Stellen.  
Personalengpasses im Tätigkeitsbereich einschränken lassen? (Prophylaxe,  
Kindergarten)

Kontaktnahme zur Klärung der Zusammenarbeit und der Abgrenzung.

von Felten einen Auftrag zur Erstellung eines Konzepts zur Ausbildung von  
Präsident des HILF, eines Vereins zur Gründung eines Heilpädagogischen

### Die Erziehungsberatungskommissionen – ein Teil der Führungsstruktur der Erziehungsdirektion

Die Haltung der EB-Leitenden schlug sich auch in der Änderung des Dekrets betreffend die Erziehungsberatung von 1971 nieder. Es wurden je eine germanophone und eine francophone Erziehungsberatungskommission eingesetzt, und die Aufgaben der Kommissionen wurden klarer umschrieben. Führungsmässig hatte die Erziehungsdirektion damit einen klugen Schritt gemacht. Sie anerkannte die Autonomieabsichten der Leitenden, schuf mit der Leiterkonferenz ein Koordinationsgremium und gab den Erziehungsberatungskommissionen Führungsfunktion in strategischen Belangen, allerdings nur als entscheidungsvorbereitende Instanz. Damit hatte die Erziehungsdirektion einen sehr wirksamen „Vorfilter“ geschaffen. Sie konnte locker über die vorgeprüften Anträge entscheiden und war damit aus dem unmittelbaren Schussfeld der EB-Leitenden. Für die EB-Leitungen aber wurden die Wege zur Direktion komplizierter und länger, denn alle Anträge betreffend Stellenschaffung, Raummiete, Personalanstellungen und den Pflichtenheften der Erziehungsberaterinnen und Erziehungsberater wie der Leitungspersonen mussten der EB-Kommission zur Stellungnahme gegenüber der Erziehungsdirektion vorgelegt werden.

Dennoch hatte die Erziehungsberatung als zunehmend wichtiger werdende Abklärungs- und Beratungsinstitution für die Schule auch auf der Erziehungsdirektion direkte „Verbündete“. Der wichtigste Mann war zu dieser Zeit Heinz Aeschmann, Adjunkt in der damaligen Abteilung Unterricht. Heinz Aeschmann war für die Erziehungsberatung zuständig, und er sass auch als Vertreter der Erziehungsdirektion in den beiden Aufsichtskommissionen für Erziehungsberatung. Aeschmann war vom Sinn und der Wirkung wie von der Tätigkeit der Erziehungsberatung für die Schule sehr überzeugt und er förderte und unterstützte die Pläne der Erziehungsberatung. Aeschmann war aber eingebunden in die Verwaltungshierarchie und seine Möglichkeiten waren beschränkt. Trotzdem gelang es ihm immer wieder, in den harten Budgetverhandlungen oder bei Sonderprojekten gute Regelungen für die Erziehungsberatung als Ganzes oder Verbesserungen der Raum-, Einrichtungs- oder Personalsituation auf einzelnen Erziehungsberatungsstellen herauszuholen. Aeschmann förderte auch das Bewusstsein der jeweiligen Abteilungsleiter und späteren Amtsvorsteher für die Belange der Erziehungsberatung, und er beriet die Leiterkonferenz in der Art der

Antragstellung an die Direktion. Er hatte immer ein offenes Ohr, war geduldig und hilfsbereit und half den Leiterinnen und Leitern bei deren Anträgen an die Erziehungsdirektion.

Die EB-Leitenden empfanden die EB-Kommissionen trotz allem als hilfreich und unterstützend. In der Zusammensetzung der Kommission (Schulinspektoren, Lehrerschaft, Ärzte, Gesundheits- und Fürsorgedirektion, Mitglieder des Grossen Rates) sahen sie von der Erziehungsdirektion unabhängige Garanten und Lobbyisten für die Anliegen der Erziehungsberatung. Die Verteilung der Mandate in den Kommissionen sollte nicht nur berufsgruppenspezifisch sein, sondern zudem die regionale Verankerung stärken. Dadurch sollte eine grössere Unabhängigkeit von den Launen der parteipolitischen Interessenspolitik, welche letztlich immer ein Kampf um die verfügbaren Mittel und deren Verteilung ist, und vor allem auch ein Gegengewicht gegen die Macht der Verwaltung aufgebaut werden. Sie erhofften sich, ihre Anliegen bei der vorgesetzten Direktion besser durchbringen zu können, wenn ihr regionaler Vertreter in der Kommission sich für „ihre“ Regionalstelle einsetzen würde. In personeller, räumlicher, ausstattungsmässiger Hinsicht und auch in der Definition ihrer Aufgabenfelder erhofften sie sich von den Kommissionen eine breit abgestimmte Unterstützung. Diese Hoffnungen wurden leider nur teilweise erfüllt. Während die francophone Kommission sich sehr für die Belange der welschen Erziehungsberatungsstellen einsetzte und auch das Minderheitenstatut der französischsprachigen Bevölkerung ausspielte, verstand sich die deutschsprachige Kommission mehr als Kontroll- und Aufsichtsorgan. Insofern hatten die deutschsprachigen EB-Stellen anstelle von wohlwollenden Göttis und Gotten eher mit Inspektoren zu tun, welchen sie Rechenschaft abzuliefern hatten. Interessanterweise nahmen sich die Kommissionsvertreter und -vertreterinnen vor allem der regionalspezifischen Anliegen an. Das hatte auch damit zu tun, dass die Leitenden der EB-Regionalstellen in ihrem Bestreben um Vorteile für die eigene Stelle gegenüber anderen EB-Stellen persönliche Kontakte zu ihren Regionenvertretern pflegten und diese für ihre spezifischen regionalen Anliegen zu gewinnen versuchten. Ingeheim erhofften sich die Leitenden Vorteile gegenüber den anderen EB-Stellen. Betreffend Personaldotation, Ausstattung und Betriebsbudget gab es grosse Unterschiede zwischen den Erziehungsberatungsstellen und die Erziehungsdirektion selber machte keine oder nur zögerliche Anstalten, diese Differenzen auszugleichen. Nicht einmal Heinz Aeschmann konnte die historisch gewachsenen Unterschiede in der Mittelzuweisung zwischen

den Erziehungsberatungsstellen ausgleichen - das Festhalten an den Unterschieden hatte System. Die Leitenden hielten ihre Zahlen geheim, denn jeder glaubte, mit der Direktion seine eigene vorteilhafte Position ausgehandelt zu haben. Diese vermeintlichen oder tatsächlichen Privilegien wollte keiner mit anderen teilen.

Wie eine gute und erfolgreiche Interessenpolitik zu verfolgen ist, zeigten aber die francophone Kommission und die welschsprachigen Erziehungsberatungsstellen auf. Sie betrieben koordinierte und konzertierte Lobbyarbeit und setzten geschickt die Sonderstellung der Sprachminderheit im Kanton Bern ein. Mit dieser Politik konnten sie ihre regionalpolitischen Anliegen erfolgreich vertreten und sich damit Vorteile gegenüber anderen Landesteilen ergattern.

In den 90-er Jahren reorganisierte sich die Erziehungsdirektion verschiedentlich. Die Aufgabendichte nahm generell zu, was eine zunehmende Ausdehnung des Verwaltungsapparates zur Folge hatte. Es gab bei diesen Reorganisationen zwei wichtige Ordnungsprinzipien, nämlich, die fachlich zusammenarbeitenden Abteilungen mussten ein und demselben Amt unterstellt werden, damit die Anzahl der Schnittstellen verringert wird, und es wurde eine allgemeine Hierarchisierung eingeführt. Durch diese Reorganisationen und Priorisierung von Führungsprinzipien verloren die Erziehungsberatungskommissionen an Bedeutung. Der Präsident der Leiterkonferenz aber wurde zunehmend mehr wie ein Abteilungsleiter in die Verwaltung eingebunden und war mit der Zeit gar Mitglied der Geschäftsleitung des Amtes für Volksschule, Kindergarten und Beratung. Die Geschicke der Erziehungsberatung wurden praktisch ausschliesslich nur noch über diese Amtstruktur gesteuert. Die LKEB verlor damit stillschweigend ihre ehemaligen Funktionen und insbesondere ihren direkten Zugang zur Direktionskonferenz und dem Erziehungsdirektor oder der Erziehungsdirektorin.

In den Revisionen der Verordnung über die Erziehungsberatung vom 5. April 2005 und vom 24. März 2010 sind die Erziehungsberatungskommissionen noch immer enthalten. Mit der Revision von 2010 versuchte die Erziehungsdirektion, die beiden Kommissionen zusammenzulegen um die Struktur zu vereinfachen. Um den Minderheitenschutz der französischsprachigen Kommission zu gewährleisten, sollten in der Kommission überproportional viele francophone Mitglieder Einsitz nehmen. Dies löste im Jura Bernois einen kleinen politischen Sturm aus. Politische Vertreter und Vertreterinnen diverser Couleur warfen der Erziehungsdirektion vor, unsensibel und ohne Rücksicht auf die besondere Situation des Jura Bernois zu handeln.

Darauf entschied Erziehungsdirektor Bernhard Pulver, beide Kommissionen bestehen zu lassen. Die Kommissionen wurden aber zu reinen Konsultativorganen gemacht, die Aufgaben deutlich reduziert auf eine reine Beratungstätigkeit der Erziehungsdirektion einerseits und der Erziehungsberatungsstellen andererseits beschränkt. Neu sollten sich die EBK's nur noch zu der Tätigkeit der Erziehungsberatung und ihrer Entwicklung äussern, Stellung nehmen zur Schaffung, Aufhebung und Zusammenlegung von EB-Stellen, zum Leitbild, zum Pflichtenheft der Leitungspersonen und zu Raum- und Infrastrukturfragen. Sie sollen insbesondere ein Netzwerk bilden und die Zusammenarbeit zwischen den Leistungserbringern im Kinder- und Jugendbereich fördern.

### Die Konferenz der Leiterinnen und Leiter der Erziehungsberatungsstellen

Die Entstehung und Entwicklung der „Konferenz der Leiterinnen und Leiter der kantonalen Erziehungsberatungsstellen“, kurz Leiterkonferenz, wurde bereits beschrieben. Nach der Gründung der ersten städtischen EB-Stellen (Burgdorf, Thun, Biel) war dies ein freiwilliges und nicht formalisiertes Strategie-, Koordinations- und Erfahrungsaustauschorgan. Die LKEB wurde von den Leitenden reihum organisiert und die organisierende Person präsierte jeweils auch die Sitzung. Das Protokoll wurde abwechslungsweise von einer anderen Leitungsperson verfasst.

1970 bat die Erziehungsdirektion die Leiterinnen und Leiter, die Konferenz zu strukturieren. 1971 wählte die Konferenz einen Präsidenten - der erste war Martin Inversini, damals der jüngste der EB-Stellenleitenden. Der Präsident lud zu den Konferenzen ein, bestimmte die Reihenfolge der Traktanden und leitete die Sitzungen. Alle Leitenden konnten Traktanden einbringen. Der Präsident war Primus inter pares, hatte also gegenüber den übrigen Leitungspersonen keinerlei Vorrang oder Weisungsrecht. Die Leiterinnen und Leiter führten ihre EB-Stellen selbständig und waren nur der Erziehungsdirektion resp. dem vorgesetzten Amt oder gegenüber der Aufsichtskommission Rechenschaft schuldig. Der Präsident diente sowohl der Verwaltung als auch der Erziehungsberatungskommission als Ansprechperson für alle Belange der Erziehungsberatung. Das Präsidium vollzog auch die Beschlüsse der Konferenz, soweit nicht die Leitungspersonen

der Erziehungsberatungsstellen selber dafür verantwortlich waren. 1975 anerkannte die Erziehungsdirektion die Leiterkonferenz dann auch offiziell als Vernehmlassungsorgan. Sie wurde damit zu einem wichtigen Beratungsorgan für die Erziehungsdirektion. Fortan wurde die Leiterkonferenz - wie die Konferenz der Schulinspektoren, der Seminardirektoren, der Gymnasialrektoren und dem Lehrerverein - zu allen gesetzlichen Änderungen, welche die Schule, die berufliche Ausbildung, den Umgang und die Förderung von Kindern mit Behinderungen oder Beeinträchtigungen und weitere Arbeitsgebiete der Erziehungsberatung betrafen, zur Stellungnahme eingeladen. Der EB-Leiterkonferenz war dies ein grosses Anliegen, glaubte sie doch, dass die Erziehungsdirektion bei der Gesetzgebungsarbeit wie bei Planungs- und Umsetzungsarbeiten im Schulbereich nicht auf die Expertenmeinung von der Front verzichten sollte. Die EB-Leitenden fühlte sie sich von der Direktion aufgewertet und anerkannt. Die Arbeit und die Bedeutung der Leiterkonferenz nahm damit zu. 1988 gab sich die Konferenz ein Geschäftsreglement, in welchem sie sich - nebst den Chargen Präsidium und Sekretär - eine Ressortstruktur auferlegte. Die Ansprüche an das Präsidium waren ständig gestiegen, ohne dass diese Zusatzarbeit durch Entlastungen kompensiert worden wäre. Mit den Ressorts sollte die Arbeit besser und gerechter verteilt werden. Die Ressortleiter und -leiterinnen sollten in ihrem umschriebenen Bereich Aufgaben selbständig erledigen und die Gesamtkonferenz orientieren. Folgende Ressorts wurden eingeführt:

- Sonderpädagogik
- Praxisforschung / Weiterbildung
- Koordination und Information
- Coordination romande
- Medien

Das Ressort Medien verlor mit der Zeit an Bedeutung und wurde wieder aufgegeben. Mit der neuen Struktur wurde auch ein „Büro“ aus dem Präsidium, dem Sekretariat und einem weiteren Mitglied der Konferenz gebildet, welches die Sitzungen der Gesamtkonferenz vorbesprach und vorbereitete, die Kontakte gegen aussen aufbaute und pflegte, sowie kleinere Geschäfte selbständig erledigte. Im ersten Geschäftsreglement der EB-Leiterkonferenz fand das Autonomiestreben der Regionalstellen und die Angst vor der Majo-

risierung durch Mehrheitsbeschlüsse erneut Niederschlag. Es wurde explizite erwähnt, dass die Beschlüsse der Konferenz für die Mitglieder nicht verbindlich seien und dass jede Leiterin und jeder Leiter das Recht hätte, eine abweichende Meinung kund zu tun. Es wurde aber reglementarisch festgehalten, dass Abweichungen von Beschlüssen der Leiterkonferenz als solche zu deklarieren seien.

Nach 1990 - in der Amtszeit von Peter Schmid als Erziehungsdirektor - wurde die EB-Leiterkonferenz fachlich das leitende Organ der EB-Stellen. Es war dies wohl die weitestgehende Umsetzung der Idee von Autonomie und Unabhängigkeit, welche eine Organisation der Erziehungsdirektion je erreicht hat. Dies bedeutete, dass die EB-Leiterkonferenz und nicht die Erziehungsdirektion Aufgaben und Arbeitsweise der EB-Stellen bestimmte. Die Unterstellung unter das zuständige Amt, dieses hiess neu „Amt für Kindergarten, Volksschule und Beratung“, blieb zwar bestehen. Die Budgetverantwortung, die Personaldotation wie die Personalanstellungen blieben bei der Direktion, aber bezüglich der Festlegung der Arbeitsfelder, der Definition der Arbeitsweise, der Bestimmung von Standards und der Lancierung von Projekten waren die Erziehungsberatungsstellen im Rahmen des bewilligten Budgets autonom.

Diese Struktur wurde in Frage gestellt mit der Reorganisation der Erziehungsdirektion 1991. Erziehungsdirektor Schmid plante, ein Amt für Beratungsdienste zu schaffen und darin die Allgemeine und Akademische Berufsberatung, die Studentenberatung der Universität Bern, die Erziehungsberatung und die Beratungsstelle für Lehrpersonen zu integrieren und ihnen eine gemeinsame Leitung zu geben. Aufgrund der Sparbeschlüsse des Grossen Rates fehlten dann 1993 die finanziellen Mittel zur Schaffung dieser Struktur. Die Erziehungsberatung wurde immer mehr in die Verwaltungshierarchie eingegliedert und der Präsident der Konferenz der Leiterinnen und Leiter der Kant. Erziehungsberatungsstellen (LKEB), wie sie jetzt offiziell hiess, wurde wie ein Abteilungsleiter in das vorgesetzte Amt eingebunden. Ab dieser Zeit wurden auch die Funktionen der LKEB mit Entlastungen entschädigt. Für das Präsidium gab es 30 Stellenprozent, für die Leitung von Ressorts je 10 Stellenprozent. 2010 wurde mit der Pensionierung von Hans Gamper als Leiter der Erziehungsberatung Bern und Präsident der EB-Leiterkonferenz im Amt für Kindergarten-, Volksschule und Beratung eine „Abteilung Erziehungsberatung“ geschaffen. Damit wurde die Struktur, die seit mehreren Jahren gelebt, aber formell nie vollzogen wurde,

zementiert. Ausschlaggebend war, dass Gamper erstens die auf Gleichwertigkeit der Erziehungsberatung bestehende Struktur nicht aufgeben wollte, weil er deren innovative Kraft erkannte und hoch hielt, zweitens er selber immer einen Fuss in der Praxis haben wollte, weil er befürchtete, sonst rasche den Kontakt zu den Problemen an der Front zu verlieren und ihm drittens ein Leitungs- und Bürojob auf der Zentralverwaltung der Erziehungsdirektion wichtige Spielräume und Kontakte genommen hätte. Seither werden die Erziehungsberatungsstellen zentral von einem Abteilungsleiter der Erziehungsdirektion geführt, welcher allerdings gemäss Anforderungsprofil des AKVB ein ausgebildeter Erziehungsberater oder eine Erziehungsberaterin oder zumindest eine Fachperson mit einer Akademischen Ausbildung in Psychologie sein muss. Die Konferenz der Leiterinnen und Leiter der Erziehungsberatungsstellen wurde damit von einem Führungs- und Koordinationsorgan zu einem Beratungsorgan degradiert.

### Die hauptsächlichlichen Themen der Erziehungsberatung

Die Mitarbeitenden der Erziehungsberatung hatten sich von den Anfängen an bis heute mit immer wiederkehrenden Themen zu beschäftigen. Konkrete Erziehungshilfen für überforderte oder ratlose Eltern wie Schulpsychologische Aufgaben waren seit je die Kernaufgaben der EB-Stellen. Damit hatte und hat die Erziehungsberatung eine wichtige Übersetzungs- und Brückenfunktion zwischen dem Kindergarten oder der Schule und dem Elternhaus. Wie ein roter Faden finden sich in den Protokollen und Schriften Klagen über die immer schwieriger werdenden Kinder, über überforderte Eltern und Lehrer und eine stete Zunahme der Inanspruchnahme des Abklärungs- und Beratungsdienstes. Damit einhergehend war es die Ausweitung des Arbeitsfeldes in immer neue Bereiche. Die Differenzierung des Schulsystems forderte von den Schulkommissionen Zuweisungsentscheide, welche die Eltern ohne unabhängige Fachmeinung nicht mehr akzeptieren wollten. So ging es um die Schuleintrittsdiagnostik - man nannte dies damals noch „Schulreifeabklärung“ - um die Selektion von Kindern mit Lern- und Verhaltensschwierigkeiten für besondere Klassen, um eine Überprüfung der Selektionsentscheide der Schule zum Besuch der Sekundarschule und um Abklärungen von spezifischen und relativ isoliert auftretenden Lernstörungen wie Legasthenie/Dyslexie, Dysorthographie oder

Dyskalkulie. Zusätzlich mussten auch die intellektuellen Fähigkeiten von Kindern mit diversen Behinderungen und Sinneseinschränkungen abgeklärt werden, damit diese den Sonderschulen und Heimen zugewiesen werden konnten.

Neben dieser Abklärungs- und Beratungstätigkeit sahen es die Vertreter der Erziehungsberatung immer auch als wichtig an, dass sie auch spezifische Behandlungen von Kindern- Jugendlichen und Familien und damit ein psychotherapeutisches Angebot bereitstellen konnten. Dies war nicht immer selbstverständlich und klar. Unter den Leitenden gab es nicht wenig Diskussionen um diesen Bereich. Während die francophonen Erziehungsberatungsstellen aus ihrer Tradition und ihrem fachlichen Selbstverständnis heraus die Psychotherapie von jeher als ein selbstverständliches Angebot eines öffentlichen Dienstes ansahen und die Mitarbeitenden in diese Richtung schulten und weiterbildeten, war dieser Sektor nicht allen Stellenleitenden der deutschsprachigen EB-Stellen selbstverständlich. Es bestand eine Konkurrenz zu den privat tätigen Kinder- und Jugendpsychologinnen und -psychologen wie zu den Kinderpsychiaterinnen und -Psychiatern, welche die Psychotherapie als „Heilbehandlung“ den Ärzten vorbehalten wollten. Es gab aber schon immer Erziehungsberater, welche eine psychotherapeutische Aus- und Weiterbildung hatten und ihr Wissen und Können auch in ihren Beratungen einsetzten. Zudem kam mit dem Aufkommen der Systemtheorie und der Systemtherapie in den 80-er Jahren ein ganz neuer Wind in diese Frage. Die Erkenntnis, dass alle Menschen sich in Systemen bewegen und dass zum Verstehen und Lösen von Problemen die multifaktoriellen Bedingungen und Zusammenhänge in einem Gesamtsystem berücksichtigt werden müssen, griff immer mehr um sich. Heute ist es eine Selbstverständlichkeit, wenn nicht gar eine Notwendigkeit, dass Erziehungsbratrinnen und Erziehungsberater eine systemtherapeutische Ausbildung und Sichtweise haben müssen, wenn sie erfolgreich arbeiten wollen. Systemisch zu Arbeiten bedeutet aber auch, die wichtigsten Akteure in einem System zusammen zu bringen, zu vernetzen, um möglichst eine gemeinsame Sichtweise und Lösungsstrategie zu entwickeln.

Zu erwähnen ist auch das Angebot für Gruppenpsychotherapie. Bereits in den 70-er Jahren war Prof. Kurt Siegfried immer mehr überzeugt, dass eine Behandlung von Kindern und Jugendlichen in Gruppen möglich sei. Gruppenpsychotherapie wurde in verschiedensten Therapieschulen und Therapierichtungen angeboten. Nebst der Faszination der Behandlung durch die Ausnützung der heilenden

Kräfte der Gruppe selber sah Siegfried in der Gruppenpsychotherapie eine Möglichkeit, die knappen personellen Ressourcen optimal einzusetzen und möglichst vielen Kindern und Jugendlichen therapeutische Hilfe zukommen zu lassen. Siegfried engagierte auf der Erziehungsberatungsstelle Bern mit Dr. Mirko Fryba einen Gruppenpsychotherapeuten, welcher zusammen mit Hans Gamper den Sektor Gruppenpsychotherapie aufbaute. Die diesen Gruppen zugrundeliegenden theoretischen Ansätze und Konstrukte wurden mit der Zeit verändert - die Gruppen wurden immer mehr als thematische Gruppen geführt z.B. für Kinder aus Scheidungsfamilien, Kinder mit erlebtem Missbrauch, Kinder suchtkranker Eltern etc. Das Gruppenpsychotherapie-Konzept wurde mit der Zeit auch von anderen Erziehungsberatungsstellen übernommen und weiter entwickelt. Unter der Leitung von Prof. Dr. Allan Guggenbühl, welcher nach Fryba den Sektor Gruppenpsychotherapie auf der Erziehungsberatung Bern leitete, wurde dieser Bereich zu einer eigentlichen Abteilung mit einem vielfältigen Therapieangebot ausgebaut. Auch die Justiz forderte immer mehr von der Erziehungsberatung. Bereits in den fünfziger Jahren wies der damalige Leiter des Kantonalen Jugendamtes darauf hin, dass die Jugendgerichte bei der Beurteilung von Jugendlichen und ihrem Gefährdungs- und Entwicklungspotential gerne auf die Fachmeinung der Erziehungsberatung abstützen würden. Die Abklärungsaufträge von dieser Seite her nahmen stets zu, bis die Justizdirektion die Sozialarbeiterstellen an den Jugendgerichten aufstockte und die Kantonale Beobachtungsstation Bolligen ausbaute. Weiterhin verlangten aber die Vormundschaftsbehörden und die Zivilgerichte Gutachten zur Gefährdung von Kindern und Jugendlichen und zur Beurteilung der Erziehungsfähigkeit der Eltern. Mit diesem grossen Arbeitsvolumen einher ging eine chronische Überlastung und eine stets angespannte Personalsituation. Der Kampf um mehr Stellen, der Versuch, die Arbeitsfelder zu beschränken bei gleichzeitiger Ausweitung der Tätigkeit, zur Steigerung der Effizienz und gewerkschaftliche Anliegen zur Verbesserung der Anstellungsbedingungen und der Entlohnung sind auch heute noch immer wiederkehrende Themen.

## Die Zusammenarbeit mit dem Kinder- und Jugendpsychiatrischen Dienst

Erziehungsberatung und Kinder- und Jugendpsychiatrischer Dienst (KJPD) arbeiteten seit der Zeit von Hegg und Weber in einer Bürogemeinschaft zusammen. Beide Dienste waren Teile des Schulärztlichen Dienstes der Stadt Bern. Allerdings war die Struktur des KJPD von Anfang an eine andere als diejenige der Erziehungsberatung. PD Dr. med. Arnold Weber war ab 1935 habilitierter Oberarzt an der Psychiatrischen Klinik Waldau in Ostermündigen. Dort baute er - am Rande des Waldauareals - die Beobachtungstation Neuhaus auf. Die ambulanten kinderpsychiatrischen Dienstleistungen am Schularztamt der Stadt Bern bot er nach dem 2. Weltkrieg als Konsiliarus im Nebenamt, neben seiner Oberarztstätigkeit an der Waldau und im Neuhaus, an. Der KJPD war somit schon immer in die medizinisch-psychiatrische Versorgungsstruktur des Kantons Bern und auch in die Medizinische Fakultät der Universität Bern integriert. Dr. med. Weber wurde 1955 Extraordinarius an der Universität. Als er 1961 zurücktrat, wurde ein Nachfolger mit dem gleichen Anforderungsprofil gesucht und in Dr. med. Walter Züblin gefunden. Züblin, ein gebürtiger Zürcher, war von 1954 - 1961 Chefarzt an der Kinderpsychiatrischen Klinik Sonnenhof in St. Gallen. Zu dieser Zeit arbeitete auch Kurt Siegfried in St. Gallen. Ob sich die beiden schon damals begegnet sind, ist nicht bekannt. Auf der Erziehungsberatung Bern arbeitete das Duo Siegfried - Züblin sehr gut zusammen und pflegte einen partnerschaftlichen Umgang.

Die Entwicklung des KJPD's verlief nur im ambulanten Bereich parallel zu derjenigen der Erziehungsberatung. Der Ausbau des stationären Bereichs erfolgte unabhängig davon. Züblin habilitierte 1972 an der Universität Bern und war ab dann Extraordinarius für Kinder- und Jugendpsychiatrie. Seine Habilitationsschrift „Das schwierige Kind - Einführung in die Kinderpsychiatrie“<sup>38</sup> war lange Zeit das Standardwerk in der Ausbildung von Studierenden in Psychopathologie des Kindes- und Jugendalters. Züblin gehörte zwar zur Medizinischen Fakultät, aber er machte nie einen Hehl daraus, dass ihn die Praxis mehr interessierte als der Wissenschaftsbetrieb. Unnötige Formalismen lehnte er ab. Die Forschung betrieb er praxisorientiert und nicht sehr elaboriert - im Umgang mit den Patienten war er aber differen-

---

38 Walter Züblin: Das schwierige Kind - Einführung in die Kinderpsychiatrie, Stuttgart 1972, Georg Thieme Verlag

ziert und in seinen psychotherapeutischen Settings arbeitete er sehr erfolgreich, teilweise mit legendär abenteuerlichen Methoden. Die partnerschaftliche Kooperation zwischen der Erziehungsberatung und der Kinder- und Jugendpsychiatrischen Poliklinik mit der engen Bürogemeinschaft war in der Schweiz, ja vermutlich in ganz Europa, einzigartig. Die Dienste hatten dieselbe gesetzliche Grundlage, nämlich das Primarschulgesetz von 1951- später das Volksschulgesetz. Der Kinder- und Jugendpsychiatrische Dienst war auch im Dekret betreffend die Erziehungsberatung von 1964 erwähnt<sup>39</sup>, ohne dass er speziell weiter geregelt wurde. Klar ist, dass seit dem Vertrag von 1949 zwischen dem Kanton und der Stadt Bern über die Kostenbeteiligung des Kantons an den Auslagen für die Erziehungsberatung und den Kinderpsychiatrischen Dienst Budget und Rechnung der beiden Dienste was die Räume, die Infrastruktur und das Sekretariatspersonal betrafen, stets über die Erziehungsdirektion liefen. So waren die EB-Leiterinnen und -Leiter auch verantwortlich für einen Bereich der Kinder- Jugendpsychiatrischen Polikliniken. Die beiden Dienste hatten das gleiche Anmeldeprozedere, benützten dasselbe Sekretariat, führten die gleiche Klientenadministration, hatten die gleichen Krankengeschichten und waren sehr wenig abgegrenzt. Das Publikum wusste oft nicht, ob sie von einem Kinder-psychiater des KJPD oder einer Jugendpsychologin der EB beraten und behandelt wurden. Offiziell gingen sie einfach auf die EB! Dies hatte den enormen Vorteil, dass interne Fallbesprechungen sehr häufig interdisziplinär geführt wurden, dass Konsilien sehr leicht möglich waren und dass Überweisungen von Patienten oder Klienten von einem Dienst zum anderen einfach und formlos möglich waren. Der Kinder und Jugendpsychiatrische Dienst war - wie die Erziehungsberatung - Fachinstanz gemäss dem Primarschulgesetz (später Volksschulgesetz) und er konnte den Schulbehörden die gleichen Anträge stellen. Die beiden Dienste befruchteten sich gegenseitig. Die Ärzte lernten von den Psychologen die Psychodiagnostik und der Neuropsychologie, die Verfahren und spezifischen Gepflogenheiten der Schule, das systemische Vorgehen in der Fallbearbeitung, und die Erziehungsberater lernten ihrerseits die Sicht- und Vorgehensweise der Mediziner kennen, lernten psychopathologische Krankheiten und Störungen kennen, erkannten die

---

39 Dekret vom 1. 11.1964 betreffend die Erziehungsberatung Art. 2. „Der Jugendpsychiatrische Dienst übernimmt die Untersuchung und Behandlung des seelisch kranken Kindes.“

psychischen Begleiterscheinungen von körperlichen Erkrankungen und Behinderungen, und erlebten den Ansatz sowie die Wirkung von pharmakotherapeutischen Behandlungen. Sehr viele komplexe und schwierige Fälle konnten so in einem ambulanten Setting behandelt werden. Gemeinsame Weiterbildungen z.B. in der Diagnostik von Sprach- und Sprechstörungen, zum Erkennen und Erfassen von Hirnfunktionsstörungen, motorischen Auffälligkeiten, Lernstörungen u. dgl. mehr schweissten die Teams zusammen. Prof. Walter Züblin und Prof. Kurt Siegfried schätzten und förderten diese Kooperation. Bei Schwierigkeiten wurden mit einer gewissen Grosszügigkeit Lösungen gesucht und Toleranz gewaltet.

Die Situation veränderte sich beim Nachfolger von Walter Züblin. 1986 wurde der aus Deutschland stammende Gunther Klosinski an die Universität Bern berufen. Die Medizinische Fakultät machte zu diesem Zweck aus dem Extraordinariat für Kinder- und Jugendpsychiatrie einen Lehrstuhl für Kinder- und Jugendpsychiatrie. Viel mehr als Züblin war Klosinski auch an strukturellen Fragen und an Führungsfragen interessiert. Er war sich von Deutschland her an die Betonung von Formalismen gewohnt. Klosinski machte aus dem recht einfach strukturierten bernischen Kinder- Jugendpsychiatrischen Dienst einen Service nach internationalem Muster. Dies zeigte sich äusserlich vor allem an den Namensgebungen: Aus der Beobachtungstation Neuhaus wurde die Kinder- und Jugendpsychiatrische Klinik Neuhaus, aus den an die Erziehungsberatungsstellen angegliederten Ambulatorien Kinder- und Jugendpsychiatrische Polikliniken. Auf der ganzen Ebene wurden ärztliche Hierarchiestufen eingeführt. Prof. Klosinski nannte sich „Direktor“. Unter ihm arbeiteten Chefärztinnen und Chefärzte, welche ihrerseits den Oberärztinnen und Oberärzten vorgesetzt waren. Das Kooperationsmodell zwischen der Erziehungsberatung und der Kinder- und Jugendpsychiatrischen Poliklinik war ihm im Wesen unverständlich, aber er sah durchaus auch die Vorteile dieses Systems für die Versorgung. Die gute Verankerung des Namens „Erziehungsberatung“ in der Bevölkerung garantierte auch einen niederschweligen Zugang zur Kinder- und Jugendpsychiatrie und damit zu vielen Patienten. Dass die Erziehungsdirektion via die Erziehungsberatung auch das Infrastrukturbudget der Kinderpsychiatrischen Poliklinik trug und damit das Gesamtbudget der Kinder- und Jugendpsychiatrie entlastete, war für ihn auch ein ökonomisches Plus zur Aufrechterhaltung dieses Modells. Nach der Berufung von Prof. Klosinski als Nachfolger von Prof. Reinhard Lempp an die Universität von Tübingen übernahm

Prof. Dr. med. Wilhelm Felder den universitären Kinder- und Jugendpsychiatrischen Dienst. Der Ausbau ging unvermindert weiter. Felder - ein grosser Pragmatiker - schätzte die bestehende Zusammenarbeit zwischen der Erziehungsberatung und der Kinder- und Jugendpsychiatrie und förderte sie wieder. Die Fragen der Selbständigkeit der beiden Dienste und der unterschiedlichen Betriebskulturen aber blieben weiterhin bestehen und existieren immer noch.

Probleme in der Zusammenarbeit gab es vor allem und immer wieder in den Regionalstellen. Es wurde sowohl von den übergeordneten Direktionen wie von der Leitung des Kinder- und Jugendpsychiatrischen Dienstes und der EB-Leiterkonferenz her gewünscht, dass das in Bern gelebte Kooperationsmodell überall zu etablieren sei. Die prekäre Personalsituation in der Kinder- und Jugendpsychiatrie wie die Anforderungen an den Medizinischen Dienst von Seiten des Daten- und Patientenschutzes, die Etablierung eines 24-Stunden-Notfalldienstes im ganzen Kanton, die zunehmende Aufblähung der Administration, das Abrechnungswesen via Krankenkassen und andere Versicherungen führten immer mehr zu Abgrenzungen und Separierung der beiden Dienste. In den Regionalstellen beklagten die Erziehungsberater die geringe zeitliche Präsenz und die eingeschränkte Verfügbarkeit der dort arbeitenden Kinderpsychiater. Mangels ausgebildeter Oberärzte musste die Leitung der Poliklinik oft noch nicht vollständig ausgebildete Assistenzärztinnen und Assistenzärzte in die Regionalstellen entsenden. Diese mussten einen erheblichen Teil ihrer Arbeitszeit in Supervisionen durch die Oberärzte und den Besuch von internen und externen Weiterbildungen einsetzen, was ihre Präsenz an der Front weiter beschränkte. Zudem fanden nicht alle EB-Stellenleitenden immer einen guten persönlichen Zugang zu den ihnen zugeteilten Ärztinnen und Ärzten und vice versa. Auch wollten einige der EB-Stellenleitenden gegenüber den Ärzten des KJPD nur ihre Sicht der Dinge gelten lassen, sie einspannen für schulische Abklärungsarbeit, ihnen Vorschriften über die Art des Umgangs mit Krankengeschichten oder Klienten machen, während die Ärzte die Psychologen als Testhelfer oder als Verantwortliche für das Finden und Organisieren von schulischen Lösungen für verhaltensschwache oder lernschwache Kinder einspannen wollten. Es mag sein, dass in den Animositäten auch eine Portion Neid der Psychologen über das in ihren Augen nicht gerechtfertigte höhere ärztliche Renommee und die bessere Entlohnung für letztlich die gleiche Arbeit mitspielte. Tatsache ist, dass die Kinder- und Jugendpsychiatrie sich gezwungen sieht, unter dem Druck der Anforder-

rungen ihre Dienste zu zentralisieren, die Kräfte zu bündeln und das Versorgungskonzept anzupassen. Das bedeutet, dass der KJPD die Kleinfilialen an den peripheren EB-Stellen aufgibt und die Versorgung von 4 Kantonalen Zentren aus sicherstellt. Diese Zentren sind Bern, Biel/Bienne, Burgdorf und Interlaken. Damit wird die bald 70-jährige direkte, gute und befruchtende, auf persönlichen Kontakten beruhende Zusammenarbeit zwischen der Erziehungsberatung und der Kinder- und Jugendpsychiatrie aufgegeben oder zumindest in Frage gestellt. In Biel/Bienne und in Interlaken ist die Bürogemeinschaft aufgehoben - es ist nur eine Frage der Zeit, bis das Berner Modell ganz verschwunden ist.

Nicht zu unterschätzen ist auch die Wirkung der Positionierung der Kinder- und Jugendpsychiatrie im universitären Rahmen. Dadurch war sie an- und eingebunden in ein sehr interessantes, breites und vielfältiges universitäres Forschungs- und Weiterbildungssystem. Die Erziehungsberatung hatte und hat da nichts Gleichwertiges dagegen zu setzen. Unter den Kinder- und Jugendpsychologinnen und -psychologen gab und gibt es im Gegenteil eine Abwendung von der Universität und der akademischen Psychologie. Das Lösen von Praxisproblemen war und ist ihnen wichtiger als der Forschungsbetrieb, den sie häufig als zu abgehoben, zu sehr an Grundlagenfragen und als zu wenig praxisorientiert erleben.

### *Die Erziehungsberatung und ihre Beziehung zur Universität Bern*

Bereits in den dreissiger Jahren stellte Hegg die Forderung nach einer universitären Ausbildung von Berufsnachwuchs für die Erziehungsberatung. Der Beitrag von Martin Inversini zu diesem Thema zeigt dazu die Details. Die Beziehung zur Universität hat aber auch andere Aspekte. Hier sollen in groben Zügen auch gewisse andere Hintergründe dargestellt werden.

Die Frage der universitären Ausbildung von Erziehungsberaterinnen und -beratern wurde erst mit dem Wirken der Professoren Richard Meili am Psychologischen Institut und Jakob Robert Schmid am Pädagogischen Institut der Universität Bern ernsthaft voran getrieben. Hegg und Siegfried hatten je 2-stündige Lehraufträge für Erziehungsberatung. Kurt Siegfried war einer der Ersten, welcher 1952 das Psychologiestudium bei Richard Meili mit einer Dissertation abschloss. Danach wollte er habilitieren. Seine Vorlesungen sollten die Basis bilden für die Habilitationsschrift. Professor Meili taxierte

aber diese Schrift als zu wenig wissenschaftlich und verweigerte den entsprechenden Antrag an die Fakultät. Siegfried publizierte seine Schrift 1969 unter dem Titel „Erziehungsberatung und Schulpsychologie“<sup>40</sup>. An der Universität behielt Kurt Siegfried seinen praxisorientierten Lehrauftrag für Erziehungsberatung. 1976 bekam er für seine Leistungen von der Phil. hist. Fakultät den Titel eines Honorarprofessors zugesprochen. Siegfrieds Beziehung zur Universität und zum Psychologischen Institut war immer etwas ambivalent. Er fühlte sich nicht richtig anerkannt, gehörte aber als Praktiker doch dazu. Von den Studierenden wurde er sehr geschätzt, denn er vermittelte fast als einziger Dozent Einblicke in eine spannende Berufspraxis, in welche die meisten seiner Studenten einmal eintreten wollten.

In den siebziger Jahren begannen die Studentenzahlen am Psychologischen Institut rasant zu wachsen. Das Institut vergrösserte sich. 1968 wurden ein zusätzlicher Lehrstuhl für allgemeine und experimentelle Psychologie (Prof. Dr. Klaus Foppa) und 1970 einer für Sozialpsychologie (Prof. Dr. Mario von Cranach) geschaffen. Zudem erhielten die institutsintern gross gewordenen Professoren Alfred Lang und Rudolf Groner je ein Extraordinariat mit fester Anstellungen und einer Titularprofessur. Eine erhebliche Anzahl von Studierenden wollte Entwicklungspsychologie belegen, ein Fachgebiet, welches Prof. Meili abgedeckt hatte und das nach seiner Emeritierung verwaist war.

1971 wurde von der Phil.-Hist. Fakultät ein Lehrstuhl für pädagogische Psychologie geschaffen und Prof. Hans Aebli an die Universität Bern berufen. Aebli war von Hause aus Entwicklungspsychologe, hatte er doch bei Jean Piaget in Genf studiert, dort doktoriert und auch dort gearbeitet. Hans Aebli war früher Seminarlehrer in Zürich und hat später- nach seiner Habilitation - an der neu gegründeten Universität Konstanz den Fachbereich Psychologie aufgebaut. Aebli wollte an der Universität Bern gezielt Seminarlehrer ausbilden und er hatte einen auf diesen Beruf hin ausgerichteten Studiengang im Kopf. Auf keinen Fall wollte er sich in das Psychologische Institut integrieren und mit den dortigen Psychologen zusammenarbeiten. Die Psychologieprofessoren am Psychologischen Institut ihrerseits wollten sich nicht mit dem etwas primadonnahaft auftretenden Aebli auseinandersetzen. Aebli wollte auch nicht verantwortlich sein für die grosse Zahl von Studierenden, die an Entwicklungspsychologie

---

40 Kurt Siegfried: Erziehungsberatung und Schulpsychologie, Bern 1969, Huber Verlag

interessiert waren. Vielmehr wollte er eine kleine Gruppe von Spezialisten für die Lehrerbildung schulen. Die Fakultät wies die Abteilung „Pädagogische Psychologie“ dem Pädagogischen Institut zu. Es gab keine oder kaum eine Zusammenarbeit zwischen den Psychologen und dem Lehrstuhl für Pädagogische Psychologie. Die Psychologiestudenten konnten nicht oder nur erschwert vom Know-how von Prof. Aebli profitieren.<sup>41</sup> Diese Abschottung wurde auch unter Aebli's Nachfolger, Prof. Walter Herzog, fortgesetzt. Auch Herzog war von der Ausbildung her Psychologe, wurde aber von seinen Kollegen aus dem Psychologischen Institut immer als Pädagoge bezeichnet. Nach der Emeritierung von Prof. Meili verpflichtete die Leitung des Psychologischen Instituts Alfred Lang, sich um den Studiengang für Erziehungsberatung und Schulpsychologie zu kümmern und Entwicklungspsychologie zu lehren. Lang, der sich nicht als Entwicklungspsychologe verstand, setzte sich mit Vehemenz dafür ein, dass am Psychologischen Institut ein Lehrstuhl für Kinder- und Jugendpsychologie mit Schwerpunkt Entwicklungspsychologie geschaffen wurde. Auf Vorschlag von ihm wurde 1980 am Psychologischen Institut eine Oberassistentenstelle für Kinder- und Jugendpsychologie und Erziehungsberatung geschaffen. Diese Stelle erhielt Hans Gamper. Gamper hatte damals bereits einige Jahre eine Festanstellung auf der Erziehungsberatung Bern. Er sah in der Universitätsstelle eine Chance, seine Promotionsarbeit zum Dr. phil. fertig zu schreiben und gleichzeitig etwas Interessantes für seinen Fachbereich zu tun. Er liess sich auf der Erziehungsberatung Bern für zwei Jahre beurlauben und wurde am Psychologischen Institut „Statthalter für die Kinder- und Jugendpsychologie“. Er hatte die Aufgabe, Vorbereitungsarbeiten für die Besetzung des Lehrstuhls für Entwicklungspsychologie zu leisten und gleichzeitig ein praxisorientiertes Lehrangebot für Studierende zu machen. Gamper wurde Sekretär der Berufungskommission, deren Präsident Prof. Hans Aebli war und Verbindungsglied zur Erziehungsberatung. 1983 wurde Prof. August Flammer als Ordinarius auf diesen Lehrstuhl berufen. Die Tradition, dass immer auch praktisch tätige Psychologinnen und Psychologen am Psychologischen Institut Lehraufträge erhielten, wurde von August Flammer fortgesetzt. Prof. Kurt Siegfried hatte

---

41 Nichtsdestotrotz verhielt sich Prof. Aebli bei der Schaffung des Lehrstuhls für Kinder- und Jugendpsychologie und dessen Besetzung gegenüber dem Psychologischen Institut sehr loyal. Als Präsident der von der Phil.-hist. Fakultät eingesetzten Berufungskommission unterstützte er die Berufung von Prof. August Flammer auf den neu geschaffenen Lehrstuhl vorbehaltlos.

bis zu seiner Pensionierung im Jahr 1986 seinen ständigen Lehrauftrag für Erziehungsberatung. Zusätzlich hatte auch Rolf von Felten unterschiedliche Lehraufträge. Er empfand die evidenzbasierte und auf einem objektiven, naturwissenschaftlichen Forschungsverständnis aufbauende wissenschaftliche Ausbildung am Psychologischen Institut als praxisfremd und für den Berufsalltag unnützlich. Er wollte die Studierenden dazu anleiten, in einen echten Dialog mit Menschen treten zu können, weil er die Erfahrung gemacht hatte, dass in den helfenden Berufen die persönliche Beziehung einer der wichtigsten Wirkfaktoren ist. Von Felten war auch ein fundamentaler Kritiker der Forschungsthemen des Instituts, die er als zu grundlagenorientiert und an den wichtigen Lebensfragen vorbeizielend beurteilte. Die Studierenden liebten die provokante Art und die Praxisorientiertheit von Felten. Am Psychologischen Institut war er aber als „enfant terrible“ verschrien, und als er sich um eine Anstellung an der Universität bemühte, hatte er wenig Erfolg. Wohl auch aus diesem Grund, und vor allem weil er glaubte, die Forschung könne nicht im akademischen Elfenbeinturm der universitären Institute passieren, sondern müsse sich an Praxisproblemen orientieren, initiierte R. von Felten die Praxisforschung an den Bernischen Erziehungsberatungsstellen, welche zu einem Ressort ausgebaut und heute ein fester Bestandteil aller postuniversitären Ausbildungsgänge zum Fachpsychologen für Kinder- und Jugendliche ist<sup>42</sup>.

Die Lehraufträge Gampers waren auch praxisorientiert, aber deutlich weniger spektakulär. „Diagnostik und Behandlung von schulischen Lern- und Leistungsstörungen“ oder „Dyskalkulie“ waren seine Themen. Daneben engagierte er sich vor allem auch berufspolitisch und war als Präsident des Verbandes Bernischer Psychologinnen und Psychologen Gründungsmitglied der Föderation der Schweizer Psychologen. Gamper sorgte in diesem Verband für die öffentliche Anerkennung der Psychologie als Wissenschaft und für gute und gerechte Anstellungsbedingungen für Psychologen in Institutionen und im öffentlichen Dienst. Er versuchte auch immer wieder, eine Brücke zu schlagen zwischen den Forschungsergebnissen an der Universität und deren Umsetzung in die Praxis.

Der Ausbau und die Akademisierung der Kinder- und Jugendpsychiatrie waren Prof. Flammer und seinen Kollegen nicht verborgen geblieben. Sie fanden, dass es der Sache dienlich wäre, wenn dem Direktor des Kinder- und Jugendpsychiatrischen Dienstes und Ordi-

---

42 Siehe auch R. von Felten: Kapitel über die Praxisforschung in diesem Buch

narius für Kinder- und Jugendpsychiatrie auf der Psychologenseite wenigstens vom Titel her gleichwertige Personen gegenüberstehen würden. Sie beantragten deshalb der Fakultät, Dr. Rolf von Felten und Dr. Hans Gamper, in Würdigung ihrer Gesamtverdienste für die Erziehungsberatung, den Titel eines Honorarprofessors zu verleihen. Dieser Antrag wurde 1996 angenommen.

Der Fachbereich Kinder- und Jugendpsychologie hatte seit dem Amtsantritt von Prof. August Flammer weitaus die grössten Studentenzahlen. Flammer - auch er ein ehemaliger Sekundarlehrer - wusste um die Wichtigkeit der praxisorientierten Ausbildung von Studierenden, denn die allerwenigsten wollten nach dem Studium eine akademische Laufbahn antreten. Die meisten gingen in ein praktisches Tätigkeitsfeld ausserhalb der Universität. Flammer entwarf ein breites Curriculum, in welchem auch praxisrelevante Themen wie „Sozialgeschichte der Kindheit und der Familie“, „Systemtheorie und Systemtherapie“ oder „Gesprächsführung“ Platz fanden.

Wegen der Sparmassnahmen der Regierung war weder an einen Ausbau des gesamten Psychologischen Instituts noch der Abteilung Kinder- und Jugendpsychologie zu denken. Flammer war ständig überlastet, denn die beiden Praktiker Gamper und von Felten hatten zwar universitäre Titel, aber sie gehörten nicht zum Dozententeam des Instituts und auch nicht zur Fakultät. In dieser Situation machte Flammer einen cleveren Kunstgriff. Er legte alle nicht fest an Personen gebundenen Personalpunkte seiner Abteilung zusammen und schuf so mit eigenen Mitteln ein Extraordinariat, welches er sich von der Fakultät bewilligen liess. Auf diese Stelle setzte er Frau Prof. Françoise Alsaker, eine Entwicklungspsychologin französischer Provenienz, welche an der Universität Bergen in Norwegen bei Dan Olweus Forschungen über kleinkindliche Aggressionen und Mobbing im Kindergarten gemacht hatte. Diese Kollegin konnte Flammer wirksam entlasten und das Lehrangebot der Abteilung Kinder- und Jugendpsychologie verbreitern. Seither gibt es an der Abteilung Entwicklung und Entwicklungsstörungen des Psychologischen Institutes keine Lehrangebote von Praktikern mehr. Die Beziehung der Erziehungsberatung zu den Studierenden und vice versa beginnt erst in den Studienpraktika, welche diese nach wie vor machen müssen. Nichtsdestotrotz versuchen die Nachfolgerin von Prof August Flammer, Frau Prof. Dr. Claudia Roebers und die Dozentinnen und Dozenten am Lehrstuhl für Entwicklung und Entwicklungsstörungen, wie dieser neu heisst, praxisrelevante Forschung und ein praxisre-

levantes Lehrangebot zu machen. Die Abteilung für Entwicklungspsychologie wird noch immer von sehr vielen Studierenden als Schwerpunktstudienfach gewählt. Unter denjenigen, die sich früh für die Ausbildung in Erziehungsberatung-Schulpsychologie interessieren, gibt es nach wie vor wenige, welche auch am vertieften wissenschaftlichen Arbeiten interessiert sind. Im Gegensatz zu den 60-er und 70-er Jahren wollen nur wenige Kinder- und Jugendpsychologinnen und -psychologen doktorieren. Die meisten sind vorzugsweise an klinischer Psychologie und Psychotherapie interessiert, weil auch in diesem Fachgebiet der Praxisbezug offenkundig ist. Die Ablehnung des Akademischen wird sich früher oder später rächen, denn es ist nicht möglich, fachlich à jour zu bleiben, ohne die grossen Forschungslinien des eigenen Fachgebietes zu kennen. Es wäre sehr wünschenswert, wenn die Erziehungsberaterinnen und Erziehungsberater sich generell wieder näher an der akademischen Psychologie orientieren würden und interessemässig intensivere Kontakte mit dem Psychologischen Institut pflegen würden. Dies wäre einfach zu installieren. Die LKEB müsste nur jährlich eine für alle Mitarbeitenden offene gemeinsame Veranstaltung mit der Uni durchführen und sich über die neuesten Arbeiten und Forschungsergebnisse orientieren lassen. Die Mitarbeitenden der EB-Stellen könnten bei diesem Anlass ihre Praxisforschungsprojekte vorstellen.

Eine noch viel weitergehende Integration des Bereichs Kinder- und Jugendpsychologie in die Universität Bern wäre durch die Schaffung eines Lehrstuhl für Erziehungsberatung und Schulpsychologie gegeben. Bereits ein Extraordinariat an der Abteilung für Entwicklung und Entwicklungsstörungen würde das Ansehen des Berufsstandes des Kinder- und Jugendpsychologen am Psychologischen Institut merklich verbessern. Die Erziehungsberatung allein den Erziehungswissenschaftlern zu überlassen, ist nicht gerechtfertigt.

Hans Gamper / Martin Vatter

## Interview mit Frau Elisabeth Siegfried

Elisabeth Siegfried, Frau von Prof. Dr. phil. Kurt Siegfried, Leiter der Kantonalen Erziehungsberatung Bern von 1963 bis 1986; das Interview wurde am 12.3.2013 durchgeführt

**MaVa/HaGa:** Liebe Frau Siegfried: Wir danken bestens, dass Sie uns daheim empfangen, um mit uns über Ihren Mann und insbesondere über die Geschichte der EB Bern zu reden und bereit sind, so diese Geschichte noch etwas fortzuschreiben. Suzanne Hegg hat die Geschichte der Erziehungsberatung bis zu einem gewissen Punkt beschrieben - natürlich sehr stark verknüpft mit der Geschichte ihres Vaters, Dr. Hegg, dem ersten Erziehungsberater im Kanton Bern. Jetzt würden wir gerne die Geschichte der EB Bern und auch die der EB im Kanton noch etwas fortschreiben, und wir möchten Sie gerne als Quelle anzapfen, so lange dies noch möglich ist.

### Zur persönlichen Geschichte von Kurt Siegfried:

Kindheit und Berner Studienzeit

**HaGa:** Könnten Sie uns die Lebensdaten Ihres Mannes sagen, wie sie Ihnen gerade in den Sinn kommen?

**Frau S.:** Ja, das ist aber nicht so einfach. Er hatte als jung ein rechtes Zigeunerleben.

Sein Vater war ein Selfmademan, Sohn eines Lehrers, der 7 oder 8 Kinder hatte. Das Lehrerlöhnlein hat nicht gereicht, um alle 7 oder 8 Kinder zu ernähren. So kam Kurt's Vater als Verdingbub in den Jura. Später war er dann irgendwo am Bodensee Rossknecht. Dann hat er sich heraufgearbeitet, hat Nähmaschinen und Versicherungen vertrieben und ist immer herumgezogen mit der Familie. Darum lebte die Familie in Luzern, wo Kurt am 4. Oktober 1922 geboren wurde, dann in Biel, wo er die Primarschule besuchte, darauf in Bern, wo er das Progymnasium absolvierte, schliesslich in St. Gallen, im Ort seiner Gymnasialzeit. Studiert hat er dann wieder in Bern.

**MaVa:** Er war ein Bürger vieler Welten, wenn man so sagen darf; man merkte ihm das auch an.

**HaGa:** Kurt konnte ja sehr gut Französisch - er war praktisch bilingue. Kam dies von seinen Bieler Wurzeln?

**Frau S.:** Seine Mutter war eine Welsche. Sie hiess Huguenin; kennen gelernt hat sie ihren Mann aber nicht im Jura, sondern am Bodensee. Kurt war sehr gerne bei seiner Grossmutter im Jura. Deshalb konnte er auch sehr gut Französisch. Er hing sehr an seiner Grossmutter.

**HaGa:** Hat er die Ausbildung zum Sekundarlehrer und dann das ganze Psychologie-Studium an der Universität Bern gemacht?

**Frau S.:** Ja, er hat zuerst das Sekundarlehramt gemacht, und dann hat er ein oder zwei Jahre an der Sekundarschule in Wichtrach gearbeitet, bevor er mit dem Psychologiestudium begonnen hat. Psychologie studiert hat er bei Richard Meili in Bern, und er war - zusammen mit Urs Pulver - der Erste, der bei Meili abgeschlossen hat, mit einer Dissertation, dem einzigen damals möglichen Abschluss, das war 1951.

**HaGa:** Das ist ja interessant: Der Vater des heutigen Erziehungsdirektors Bernhard Pulver war Urs Pulver und war ein Studienkollege von Kurt Siegfried!

**MaVa:** Das ist schon speziell: Kurt Siegfried war der erste von Meilis Doktoranden und ich einer der letzten. Übrigens war der Leiter der Lehramtsschule, den Kurt Siegfried in seiner Ausbildung zum Sekundarlehrer erlebt hat, der Vater von Urs Pulver!

### Schulpsychologie in St. Gallen und Elternschaft

**HaGa:** Und nach dem Studium: Wie ging es weiter? Wann ging er nach St. Gallen und wann kam die Familie nach?

**Frau S.:** Er ging sehr rasch nach dem Studium an den Schulpsychologischen Dienst nach St. Gallen. Ich weiss nicht mehr genau, ob 1951 oder 1952. 1952 haben wir geheiratet.

**MaVa:** Ja, er war einer der Pioniere der Schulpsychologie.

**Frau S.:** Ich bin dann ein Jahr später nachgefolgt. Ich war während meiner Seminarzeit am Lehrerinnenseminar im Marzili Bern Pensionärin bei der Familie Siegfried. Ich weiss in der Rückschau eigentlich nicht mehr, wieso ich für die Seminarzeit weg von zu Hause habe gehen müssen. Aber ich dachte, wenn ich schon wo anders hin soll, dann gehe ich lieber nach Bern ins Lehrerinnenseminar als nach Thun.

**HaGa:** Und dann war Ihr Mann zusammen mit Ernst Bauer Schulpsychologe in St. Gallen? Wissen Sie noch, was für Kollegen er dort noch hatte?

**Frau S.:** Da war noch ein Psychiater, aber der hat sehr oft gewechselt. Sonst waren da gar nicht so viele.

**MaVa:** Von dieser Zeit in St. Gallen hat er oft erzählt.

**Frau S.:** Ja, er war der Nachfolger von Ernst Bösch. Dieser wurde Professor für Psychologie in Saarbrücken. Das war eine sehr prägende Zeit für ihn. Er musste im ganzen Kanton herumreisen; da war der Dienst noch nicht in St. Gallen konzentriert, und er hat oft erzählt, wie er im Zug mit Versicherungsvertretern und allerhand Leuten zusammengekommen ist oder mit ihnen beim Mittagessen war.

**HaGa:** Sie haben gesagt, die Zeit in St. Gallen sei sehr prägend für Ihren Mann gewesen. Was hat ihn denn besonders geprägt?

**Frau S.:** Also der Gegensatz von Stadt und Land war sehr stark. Er musste oft ins Toggenburg, in eine ganz ländliche Gegend. Da gab es Erlebnisse, bei denen man sich heute an den Kopf greifen würde. Und daneben die Stadt, die doch schon recht fortschrittlich war; das hat ihn beeindruckt. Zudem spielte die Differenz zwischen „reformiert“ und „katholisch“ eine grosse Rolle. Das war damals ganz aktuell; es ging darum, wer mehr Zulauf bekommt. Er war sehr oft in katholischen Kinderheimen und hat dort zum Teil Kinder gesehen, die ihn sehr beeindruckt haben. Und dann war da das Berufliche, das Anfangen, mal sehen, wie das so geht und das Gestalten von etwas neuem. Das hat er immer gerne gemacht.

**MaVa:** Und dann wird die Ehefrau ja oft auch Teil des Berufsgeheimnisses, weil man, wenn man in diesem Beruf tätig ist, doch das Bedürfnis hat, sich auszutauschen.

**Frau S.:** Ja, aber diese Sachen erzähle ich Ihnen nicht. Mein Mann war in wichtigen Sachen recht zurückhaltend mit Informationen; aber sonst habe ich schon viel mitbekommen. Er hat im übrigen noch am Kindergärtnerinnenseminar in Nesslau unterrichtet. Das hat er sehr gerne gemacht, und er hatte auch ganz lange Kontakt zur Lehrerschaft und zu Schülerinnen.

**HaGa:** Mich interessiert, ob es zur Geschichte der EB und zu Hegg, dem ersten Erziehungsberater, eine Verbindung gab?

**Frau S.:** Nein, das spielte alles keine Rolle. Es ging einfach darum, ob wir in St. Gallen bleiben sollen oder nicht, dem wäre ja nichts im Wege gestanden. Mein Mann meinte immer, ich sei gar nicht so furchtbar gerne in St. Gallen. Das stimmte gar nicht; da hat der Psychologe ein bisschen versagt! Ich glaube, er selbst wollte sehr gerne zurück nach Bern. Wir hatten unsere Familien da, und die Herausforderung, etwas Neues und Grösseres in Angriff zu nehmen, hat ihm gefallen. So ganz klare Gründe für die Rückkehr nach Bern gab es eigentlich nicht.

**HaGa:** Und die Nähe zur Universität, an der er studiert hat: Hat dies eine Rolle gespielt?

**Frau S.:** Nein, ich glaube nicht, in diesem Moment nicht.

### Mitarbeiter und Leiter der Erziehungsberatung Bern

**Frau S.:** Da war in Bern eine Stelle ausgeschrieben und Kurt entschied sich, sich zu bewerben. Das hat dann gleich geklappt.

**HaGa:** Wann war das?

**Frau S.:** Das war 1958. Ich habe dann mit den Kindern wegen der Wohnung schon ein halbes Jahr früher in Bern gewohnt und er hat gependelt.

**HaGa:** Wissen Sie noch, was Ihr Mann damals angetroffen hat, als er an die Erziehungsberatung Bern kam?

**Frau S.:** Ich weiss gar nicht mehr, wer damals schon da war.

**HaGa:** Und Herr Hegg, war der noch da, als Herr Siegfried nach Bern kam?

**Frau S.:** Ich überlege gerade, ob sie noch zusammengearbeitet haben. Ich weiss es nicht mehr genau. Ich glaube ja. Eine Zeitlang waren sie noch miteinander im Dienst. Auf jeden Fall hatten sie immer ein etwas schwieriges Verhältnis.

**MaVa:** Ich glaube, Hans Hegg hatte zunächst noch die Leitung, trotz designiertem Nachfolger, dazu die Vorlesung und hat sich dann 1963 pensionieren lassen. Das Praktikum auf der EB vereinbarte ich Ende 1963 aber mit Kurt Siegfried. Und dann waren natürlich Dr. Arnold Weber, als Chef der Kinder- und Jugendpsychiatrie sowie Frau Dr. med. Magun und Dr. med. Walter Jahn da. Damals war das Verhältnis zwischen den Diensten noch ganz anders als heute, nämlich sehr eng; schliesslich war das Gesamtteam zu der Zeit noch wesentlich kleiner.

**HaGa:** Sie sagten, zu Hegg habe Ihr Mann ein gespanntes Verhältnis gehabt. Können Sie das noch etwas erläutern?

**Frau S.:** Ich denke, die beiden hatten das Heu einfach nicht auf der gleichen Bühne, das war es.

**HaGa:** Hat denn nicht Hegg Kurt Siegfried angestellt?

**Frau S.:** Nein, soviel ich weiss, wurde Kurt als Nachfolger von Hegg durch die zuständige Behörde gewählt. Ich habe Hegg nicht persönlich gekannt, bin ihm zwei- oder dreimal begegnet, aber ich kann zu ihm nicht viel sagen.

**MaVa:** Nein, Hans Hegg ging in Pension und Siegfried war sein Nachfolger. Hegg hat noch kämpfen müssen, dass er überhaupt eine anständige Pension bekommen hat. Er hat lange unter schwierigen Bedingungen gearbeitet. Seine Tochter Suzanne wüsste da natürlich noch viel mehr. Gotthelf hat da jedenfalls ganz tüchtig durchgeschlagen, wenn Hegg so vom Leder gezogen hat. Also langweilig war es jedenfalls nie.

**HaGa:** Martin, Du hast doch Hegg noch gekannt und erlebt. Waren die beiden Männer Hegg und Siegfried denn so verschieden? Kannst du etwas zu Hegg's Naturell sagen?

**MaVa:** Ich habe schon gesagt, dass Gotthelf oft durchgeschlagen

hat. Jeremias Gotthelf war tatsächlich der Urgrossvater von Hegg, der ihm offensichtlich etwas mitgegeben hat; seine Krankengeschichten waren oft reine Belletristik! Heute würde man wohl kaum so in eine Krankengeschichte schreiben wie z.B.: „Mutter ein angealmtes Tüpfli!“ Das ginge heute nicht mehr, war aber amüsant zu lesen.

**HaGa:** Ich habe Kurt Siegfried als einen Mann erlebt, der in der Tradition Meilis eher der Empirie und der evidenzbasierten Psychologie verpflichtet war. Man vertritt nichts, was nicht durch experimentelle Forschungsergebnisse belegt ist. Er vertrat doch eine wissenschaftsorientierte experimentelle Psychologie.

**Frau S.:** Ja, am Anfang schon; das hat sich dann aber gewandelt.

**MaVa:** Ja, da war sicher ein Unterschied zwischen den beiden in ihrem Grundansatz: Hegg kam eher von der philosophisch-pädagogischen Denkweise eines Häberlin her. Er hat seine Ideale immer auch wieder vorgelebt, hatte oft 3 - 4 Pflegekinder am Tisch. Er hatte nicht umsonst viel Platz im Hause. Die Mutter von Suzanne, eine geborene Hoffet, hat tatkräftig mitgetragen.

**HaGa:** Wer war denn an der EB sonst noch als Psychologe angestellt?

**MaVa:** Da war Frau Dr. Schmid, dann Fräulein Hugli, eine Lehrerin, die als Legasthenietherapeutin auch zum Team gehörte. Ein Fräulein Winkler gab es auch noch, das war ebenfalls eine Psychologin; aber alle hatten Teilstellen.

**Frau S.:** Ja, dieser Name sagt mir etwas. Ich glaube, das waren fast alle, die Sie da aufgezählt haben.

**HaGa:** Und Suzanne Hegg, die Tochter von Hegg, die hat doch auch noch auf der EB Bern gearbeitet, bevor sie nach Burgdorf ging; und bald kamen dann Peter Wyss und Rolf von Felten als Praktikanten.

**MaVa:** Übrigens, zur Leiterfrage: Ich denke, dass Suzanne Hegg bezüglich der Leiterposition in der EB Bern auch Ambitionen hatte.

**Frau S.:** Ja, jetzt, wo Sie das sagen, glaube ich, das war auch noch ein bisschen ein Rivalitätsverhältnis zwischen Kurt und Suzanne Hegg. Ja, das war bis zum Schluss nie eine sehr enge Beziehung.

### Ausbau der EB Bern und Kantonalisierung

**MaVa:** Ja, aber sehr rasch hatten wir dann das grosse Glück, dass wir alle schon während dem Studium mit kleinen Assistenzstellen haben arbeiten können.

**HaGa:** Das ist ja spannend. Kannst Du noch etwas darüber sagen? Das muss so in den frühen 60er Jahren gewesen sein.

**MaVa:** Das war ab 1959. Die anderen wie die beiden erwähnten und Hannes Abplanalp haben ihre Teilzeitarbeit schon früher begonnen. Peter Wyss und Rolf von Felten drängten in ihrem Studiengang vorwärts; sie hatten beide schon länger als Lehrer gearbeitet und wollten bald zum Abschluss kommen. Ich habe halt während dem Studium Stellvertretungen als Lehrer gemacht, was meine Studienzeit verlängerte. Ich habe aber nie nur eine Unterrichtsstunde bedauert; es hat mir insgesamt sehr viel gebracht.

**Frau S.:** Anfangs war der Dienst ja nur für die Stadt Bern da. Es ist dann noch eine Zeit lang gegangen, bis der Dienst kantonalisiert war.

**MaVa:** Ja, das können wir zeitlich festmachen: 1971 – nicht wahr, Hans? - hat unsere gemeinsame Zeit angefangen. Damals fand im Sommer die Reise des Teams nach Amsterdam statt, um die Massnahmen der Holländer zur Bewältigung des Drogenproblems zu studieren, da waren wir nämlich gerade noch städtische Beamte. Ich erinnere mich, dass Hannes Abplanalp und ich mit Kurt Siegfried am Tag vor der Abreise im Auto unterwegs waren. Am Abend war die Abreise der Gruppe vorgesehen, welche mit der Bahn nach Amsterdam ging; wir Jüngeren fuhren dann mit zwei Autos. Herr Siegfried erzählte uns, er habe ein Telefon vom städtischen Schuldirektor, Herrn Dr. Sutermeister, bekommen, welcher ihm folgendes gesagt habe: „Kraft meines Amtes verbiete ich euch, Herr Siegfried, mit euren Leuten nach Amsterdam zu fahren; das ist eine Weisung!“ Kurt Siegfried hat einfach dazu

gelacht und gesagt: „Das werden wir sicher befolgen!“ Darauf fand der Start wie geplant statt.

**Frau S.:** Das weiss ich nicht mehr, das habe ich nicht gewusst.

**HaGa:** 1971 bin ich als Praktikant von Martin Vatter zur EB Bern gestossen. Damals fand gerade der Wechsel von der Stadt zum Kanton statt. Meine ersten Löhne als „Legasthenieabklärer“ habe ich noch von der Stadt bekommen. Da liegen nun gut 10 Jahre Entwicklung zwischen den frühen 60er und den frühen 70er Jahren. Als ich auf den Dienst kam, war dieser schon recht gut ausgebaut und viele Leute waren da: Rosemarie Belmont, Käthi Strahm, Elisabeth Spycher, Martin Vatter und Hannes Abplanalp waren angestellt. Maja Nef kam nach Bern und ging dann kurze Zeit später nach Burgdorf.

**MaVa:** Das war die Zeit, in welcher alle jungen ErziehungsberaterInnen am Tropf der EB hängen mussten; der Kuchen musste ja irgendwie aufgeteilt werden. Kurt Siegfried hat versucht, uns allen eine Chance auf eine Stelle zu geben. Das hat er sehr gut gemacht. In diese Zeit fiel dann auch die Eröffnung wichtiger EB-Stellen im übrigen Kanton sowie des kinderpsychologischen Dienstes im Kinderspital, den Ueli Wälti übernahm.

**Frau S.:** War das dann vor der Kantonalisierung?

**MaVa:** Ja, das war vorher. Es waren die Städte, welche fanden, das brauchen wir auch.

**HaGa:** Die Stadt Bern hat sich gesagt, dass sie nicht die schulpsychologische Versorgung für den ganzen Kanton übernehmen könne. Dann haben die grösseren Städte eigene Erziehungsberatungsstellen aufgebaut. Miterlebt habe ich die Gründung von Langenthal und von Ittigen. In Langenthal habe ich bei Martin Inversini eine Zeit lang gearbeitet.

**MaVa:** Und im Jura hatte Marie-Louise Stähelin den Auftrag, einen Dienst aufzubauen.

**HaGa:** Ja, aber dort kenne ich die Entwicklung nicht genau. Das war auch relativ kompliziert, weil das Verhältnis zur französischsprachigen Kinder- und Jugendpsychiatrie nicht gleich war wie im deutsch-

sprachigen Kantonsteil. – Frau Siegfried, hat Ihr Mann denn über diese frühen Zeiten ab und zu etwas erzählt, eventuell mehr als in St. Gallen? Was hat ihn gefreut, was geärgert?

**Frau S.:** Es war schon der Ausbau, der ihn sehr gefreut hat.

**MaVa:** Das war aber auch eine Belastung. Kurt Siegfried war die zentrale Figur eines wachsenden Ganzen, jedenfalls in dieser Entwicklungsphase.

**Frau S.:** Ja, schon, aber er hat das so gewollt.

Zusammenarbeit im Team und mit der Kinderpsychiatrie; Lehrfunktion an der Universität

**HaGa:** Und Ärger, kannte er den auch?

**Frau S.:** Ja, aber natürlich! Das waren vor allem die Leute, die nicht so schnell und dynamisch waren wie er selber. Ihm ging alles immer viel zu langsam. Es hätte immer alles sofort umgesetzt werden sollen. Er hatte immer sehr viele Ideen und die sind manchmal überbordet. Das war wohl sein grosses Problem. Er hatte sehr viele Ideen, wie er es gerne gehabt hätte und er hatte Visionen, wie es hätte sein müssen. Selbst Ihr, die Mitarbeitenden auf der EB, haben ihn ab und zu gebremst und gesagt: „Jetzt ist es aber genug, jetzt wollen wir nicht noch mehr!“. Diesen Einspruch hat es auch gebraucht.

**MaVa:** Ja, da waren unsere KollegInnen sehr heilsam, die haben ihn ab und zu auf den Boden der Realität zurückgebracht.

**Frau S.:** Ja, die haben ihn manchmal zurückgebunden. Er wurde aber auch von überall her etwas gebremst. Das war für ihn ein Problem.

**MaVa:** Andererseits hat er doch sehr viel realisieren können. Ich denke da auch an den ganzen universitären Teil. Was sich dort abspielte, war ja wiederum nicht ohne Einfluss auf das Verhältnis zwischen Walter Züblin, dem Chef der Kinder- und Jugendpsychiatrie und Ordinarius für dieses Gebiet, und ihm.

**Frau S.:** Ich glaube, die beiden Männer haben einander gut

gemocht. Sie hatten ausserhalb des Büros nicht sehr viel Kontakt, aber grundsätzlich haben die beiden Männer gut zusammen gepasst.

**MaVa:** Grundsätzlich ja. Sie haben im Gesamtteam von EB und KJPD immer zusammen als Doppelspitze gewirkt; nicht gerade als Einheit, aber doch als kooperatives Leitungsteam. Aber es hat auch schwierige Zeiten gegeben. Gerade als die Lehraufträge an der Universität nicht beiden gleichzeitig vergeben wurden oder als Züblin seinen PD-Status bekam, während Siegfrieds Habilitation, die er in harter Nacharbeit geschrieben hatte, von Meili zunächst nicht akzeptiert wurde. Zum Glück ergab sich dann die Möglichkeit einer Honorarprofessur für Kurt Siegfried; aber bis dies soweit war, hat es gedauert und das Verhältnis zwischen unseren beiden Chefs belastet.

**Frau S.:** Ja, das war eine schwierige Zeit.

**HaGa:** Ja, das war ja auch eine persönliche Angelegenheit. Glauben Sie, dass dies auch etwas mit der Entwicklung der EB zu tun hatte?

**Frau S.:** Ich denke schon. Das war ja immer eine Diskussion zwischen der Uni und ihm. Er ist immer mehr der Pragmatiker geworden, der an der Basis gearbeitet hat und fand, die praktische Arbeit sei das Wichtigste. Demgegenüber fand die Uni, dass nur die Wissenschaft zählt. Das war ein grosser Streitpunkt, der bis am Schluss bestehen blieb und nie aufgelöst wurde. Kurt hat über die Uni geschimpft und die Kollegen an der Uni über ihn. Dann haben sie doch wieder zusammenarbeiten müssen. Das war eher schwierig. Ich glaube, das hat ihn fast am meisten belastet, dass dieses Verhältnis zwischen der Uni und ihm nicht richtig geklappt hat. Er war ja eigentlich auch ein analytischer Typ, und dass man ihm dies zu wenig honoriert hat, das hat ihn gekränkt.

**HaGa:** Könnten wir die andere Spur nochmals aufnehmen, nämlich das Verhältnis zwischen Züblin und Siegfried: Wir haben uns über die persönliche Seite unterhalten, aber wie stand es auf der institutionellen Seite? Wie war das Verhältnis zwischen den Psychologen und den Psychiatern aus Ihrer Sicht?

**Frau S.:** Das war immer ein Konkurrenzverhältnis, also von meinem

Mann her sicher. Wie es von Züblin her aussah, weiss ich nicht.

**MaVa:** Nun, die EB ist personell gewachsen und immer grösser geworden und auf einmal hatte die Psychologie ein Übergewicht; das war nicht einfach für die Kinderpsychiatrie.

**Frau S.:** Ja, und die anderen haben sich da zu Recht auch gewehrt: „Wir sind dann auch noch da!“

**MaVa:** Ja, doch, die grosszügige Züblin'sche Praxis der medikamentösen Behandlung war immer ein Stein des Anstosses. Da konnte Kurt Siegfried aus vollen Rohren dagegen schiessen und sagen: „Nein, so kann man doch nicht!“

**Frau S.:** Ja, das stimmt.

**MaVa:** Ich habe selber einige Jahre gebraucht, um mich von diesen Vorbehalten der Medikation gegenüber zu lösen. Es brauchte ein paar Fälle, in denen ich stecken blieb und nicht mehr weiter kam. Zwei der Fälle gingen dann zu Züblin. Der verschrieb Medikamente und plötzlich lief die Sache. Da dachte ich, ich muss wirklich über die Bücher.

**Frau S.:** Ja, das ist ein Punkt, da haben Sie recht. Kurt meinte, man könne praktisch alles machen mit Psychologie.

**MaVa:** Ja, und der andere mit Medikation!

**HaGa:** Das kann man doch heute noch immer beobachten, dass Psychologen ihre Methoden überschätzen und die Psychiater die ihren. Und man denkt zu wenig daran, dass oft eine Kombination der Methoden am meisten Erfolg verspricht.

**MaVa:** Immerhin haben die beiden Chefs sehr unterstützt und gutgeheissen, dass in beiden Diensten ein Mittelbau entstanden ist, der sich persönlich und fachlich gut verstanden und geschätzt hat. So ist man einfach zusammen gesessen, hat die Fälle über die Professionen hinweg besprochen und so erfolgreiche Beratungen und Behandlungen ermöglicht. Das haben die beiden nicht verhindert, das haben sie gefördert.

**HaGa:** Was hat Kurt denn über sein Team erzählt?

**Frau S.:** Das war seine Heimat. Er hat das Team sehr gerne gehabt.

**MaVa:** Wissen Sie, daran hatte er sehr grossen Anteil, dass dies fast wie eine Familie geworden ist. Er hat soviel Wertschätzung gegeben und er hat dies in hohem Masse gekonnt.

**Frau S.:** Ja, das konnte er gut. Und er konnte Vertrauen geben. Schwierig wurde es, wenn dieses Vertrauen missbraucht wurde. Dann war es fertig, ganz fertig. Da habe ich manchmal Streit mit ihm gehabt, weil ich fand, er sollte etwas nachsichtiger sein. Das lag wohl auch an seinem Charakter: Vertrauen bis zum „Geht-nicht-mehr“, und wenn dies dann missbraucht worden ist, dann war alles fertig. Da gab es ein paar traurige Situationen. Und dieses Verhalten ist familiär. Bei Siegfrieds gilt: wenn man einmal enttäuscht worden ist, dann ist man dies bis ans Lebensende!

### Ein offener Mensch für Vieles und ein motivierender Chef

**HaGa:** Ich möchte nochmals anknüpfen an Ihre Aussage, dass Kurt Siegfried immer viele Ideen hatte. Wir haben dies ja auch mitbekommen und miterlebt. Woher hatte er diese Ideen? Wo hat er sich anregen lassen? Hat er sie aus sich heraus entwickelt?

**Frau S.:** Er hat recht viel gelesen. Fachliteratur hat er relativ viel gelesen. Wenn eine neue Idee auftauchte, wie beispielsweise die Systemtheorie, dann hat er sich kundig gemacht und war voll begeistert.

**MaVa:** Ja, oder Kybernetik als Vorläuferin der Systemtheorie. In seiner Publikation, die er anstelle seiner Habilitation gemacht hat, hat er dann diesen Ansatz ja auch noch weiter ausgeführt.

**Frau S.:** Sonst war er relativ intuitiv. Das war wohl eine seiner grossen Stärken. Er hat einfach gut gespürt, was die Menschen brauchen. Sehr viel ist intuitiv gekommen.

**MaVa:** Ja, und aus einer inneren Bescheidenheit heraus. Wissen Sie, es sind so Details, die mir noch im Kopf sind. Wenn jemand am Telefon ein Problem schilderte, sagte er rasch: „Wollen wir zusam-

men darüber reden... Ich komme zu Ihnen“. Es war ganz egal, wer der oder die andere war, ob eine Lehrerin, eine Kindergärtnerin oder eine Sozialarbeiterin. Wir haben alle viel von ihm gelernt.

**Frau S.:** Ja, das konnte er sehr gut, das ist wahr.

**HaGa:** Also zu den Themen, die aktuell waren, als ich in der EB angefangen habe, zählten das Drogenproblem, dann Elternbildung, Jugendarbeit, Gruppentherapie. Wie ist Kurt Siegfried zu all diesen Ideen gekommen? Sie waren ja auch einmal zusammen in Indien.

**Frau S.:** Nein, wir waren in Sri Lanka. Das war unsere buddhistische Schiene. Wir gingen nach Sri Lanka wegen dem Buddhismus. Wir haben beide geglaubt, dass in dieser Weltanschauung etwas drin liegt und dass dort etwas zu holen ist. In seinem Beruf hat ihm der Bezug zum Spirituellen gefehlt. Er hat immer daran herumstudiert, wie man dies besser in die Arbeit integrieren könnte. Dann war es auch eine Zeiterscheinung: Gesprächstherapie, Gruppentherapie, Familientherapie..., das lag einfach in der Luft. Ich kann nicht sagen, dass diese Ideen speziell von jemandem stammten; dadurch, dass er viel gelesen hat, war er auch mit diesen Ideen konfrontiert.

**MaVa:** Da war halt auch seine Offenheit, mit welcher er an alles herangegangen ist. So hat er beispielsweise auch Ideen aufgenommen von der Seite autonomer Wohngemeinschaften, die eher rebellisch und politisch ziemlich links waren. Zu dieser alternativen Szene hatten wir Beziehungen; dies hat dann auch die Verbindung ergeben zu Terra Vecchia. Ich erinnere mich an Gesprächsrunden, in denen wir verschiedene Gremien über die Wohngemeinschaftsbewegung informierten. Das nahm er alles auf. Dann kam die ganze Sache mit dem „JU“ (zum Verständnis: „JU“ war das Kürzel für die neue Jugendberatung, die wir, inspiriert durch den Besuch eines Projekts in Amsterdam, wo Beratung integriert in ein Jugendcafé angeboten wurde, an der Effingerstrasse 6 in Bern ab 1982 aufbauten). Das war ja unerhört, was da entstanden ist und zu was die beiden Chefs Züblin und Siegfried damals Ja gesagt haben. Das ist bis an die Grenzen gegangen. Und was die beiden alles in Kauf genommen haben! Unsere Kolleginnen sind ihnen und uns Kollegen damals recht „an den Karren“ gefahren und haben sich beklagt, dass man diese Belastung nicht auf die Dauer aushalten könne. Aber irgendwie ging es doch. Da gingen wir wirklich an unsere Grenzen; dass

das überhaupt möglich wurde, war der Tatsache zu verdanken, dass die beiden Chefs und der Grossteil beider Teams dies alles gemeinsam mittrugen.

**Frau S.:** Gewisse Ihrer KollegInnen waren sicher nicht allzu begeistert davon.

**MaVa:** Ebenfalls erstaunlich waren all die Team-Studienreisen. Da haben immer beide Chefs am gleichen Strick gezogen. Angefangen hat das, nach Amsterdam, eigentlich erst nach dem ersten Gruppentherapie-Kongress 1979 in Zürich. Da haben wir ausgerechnet, wie viel Zeit die beiden Dienste in die Organisation und in die Teilnahme investiert haben und was dies den Kanton gekostet hat. Dies hat man dann verglichen mit dem Profit, den man daraus gezogen hat und was an Ergebnissen übrig geblieben ist. Man kam realistischerweise zum Schluss, dass da zu wenig wirklich Brauchbares hängen geblieben ist. Da waren sich die beiden Chefs und das ganze Team einig. Da reifte der Entschluss, dass man künftig eher zu guten Leuten hinreisen sollte, um zu sehen, wie sie konkret vor Ort arbeiten und mit welchem Wasser sie kochen. Man wollte ihnen also in die Küche sehen und genau beobachten, wie konkret vorgegangen wurde. Das unterschied sich oft beträchtlich von dem, was in hochgestochenen Kongress-Vorträgen berichtet wurde. Davon erhoffte man sich sehr viel mehr Gewinn. Das war der Anfang von all den Reisen, welche beide Dienste immer zusammen organisiert und durchgeführt haben. Das war in der Folge stets ertragreich und hat das Gesamtteam zusammengeschweisst.

### Siegfrieds Verhältnis zur Politik

**MaVa:** Die beiden Chefs haben uns immer unterstützt: Das war die politische Dimension der Jugendarbeit. Es ging um die Einflussnahme auf die Jugendpolitik, also um das Umfeld unserer Kinder und Jugendlichen. Da gehörte letztendlich sogar die Lancierung der Fasnacht dazu, da fanden wir stets Unterstützung!

**Frau S.:** Ja, aber das war nur Unterstützung. Mein Mann fand bei Vielem, das sei eine gute Idee, die müsse man verwirklichen und das verdiene Kredit. Er hat ja nicht alles selber machen können. So hat er gerne Leute unterstützt, welche initiativ waren.

**MaVa:** Aber das war eine ganz wichtige Unterstützung. Das war gar nicht selbstverständlich und hat uns in unserem Engagement bestärkt.

**HaGa:** Da möchte ich die Frage anschliessen, wo denn das politische Engagement von Kurt Siegfried gewesen ist. Gab es so etwas wie eine politische Heimat oder war dies immer projektbezogen?

**Frau S.:** Nein, er war politisch sehr interessiert, aber nicht politisch aktiv.

**MaVa:** Ja, aber er hat auch immer delegiert, gerade, wenn es um diese Zusammenhänge ging. Das konnte er sehr gut, delegieren können längst nicht alle Chefs gut. Was stadtpolitisch auf dem Kinder- und Jugendsektor lief, hat ihn unmittelbar interessiert und da hat er klar delegiert. Ich habe sehr viel von dem mitbekommen, weil ich in dieser Richtung auch sehr motiviert war. Er hat mich beispielsweise in die städtische Jugendkommission delegiert, wo man etwas bewegen konnte.

Dann hatten wir 1981 die Geschichte mit dem „Jugendgefängnis“. Damals gab es bei uns einen Oberarzt, Daniel Barth, den späteren Chefarzt des Kinder- und Jugendpsychiatrischen Dienstes Solothurn, der politisch stark engagiert war. Mit ihm zusammen haben wir einen Entwurf gemacht zu einer fachlichen Stellungnahme gegen das geplante „Jugendgefängnis“ in Bolligen zu Händen der Grossrätinnen und Grossräte. Darauf haben uns Siegfried wie Züblin sofort mit ihren Unterschriften unterstützt. Das Projekt ist dann erst vom bernischen Grossrat, nachher vom Berner Volk in einer Abstimmung abgelehnt worden. Da weiss ich noch, dass im Anschluss an diese Abstimmung ein Telefon des kantonalen Justizdirektors zu Siegfried gekommen ist und dieser mit hochrotem Kopf und lautstark dem Justizdirektor seine Meinung klar gemacht hat.

**Frau S.:** Ja, ja, das konnte er. Wenn man heute ab und zu über dieses Lobbying spricht, kommt mir in den Sinn, wie Sie damals Einfluss genommen haben. Aber nicht immer ist alles geglückt! Also parteipolitisch aktiv war Kurt nicht, aber im Kleinen und projektbezogen hat er sich sehr stark politisch engagiert.

**MaVa:** Institutionell hat er den Auftrag gesehen und die Wichtigkeit der Mitwirkung erkannt, aber er hat nicht alles allein machen können.

Wir Jungen haben dies sehr geschätzt, weil er durch die entsprechenden Delegationen uns Vertrauen entgegengebracht und ermöglicht hat, Einfluss zu nehmen.

### Siegfrieds Verhältnis zur Verwaltung

**HaGa:** Und wie war denn sein Verhältnis zur Verwaltung? Ihr Mann hat doch immer im Hintergrund und über sich noch eine Verwaltung gehabt.

**Frau S.:** Alles, was ein bisschen starr war, war ihm zuwider. Es hätte alles möglichst offen und frei sein sollen. Das Einhalten von formellen Abläufen und die langfädigen Prozesse fand er nicht gut. Ich habe ja schon gesagt, dass ihm immer alles zu langsam ging. Er übersprudelte immer von neuen Ideen und er war ungeduldig, wenn sie nicht ankamen oder nicht sofort umgesetzt wurden. Manchmal war es dann auch etwas chaotisch, das muss ich schon sagen. In der Elternbildung hat er gleich alles auf den Kopf stellen wollen, aber das ging nicht. Und er hat gelegentlich auch darüber gesprochen, dass er auch Euch, seine Mitarbeitenden, überfordere.

**MaVa:** Also Bremser gibt es immer mehr als genug, ganz besonders in Bern!

### Siegfrieds Verhältnis zur Schule

**HaGa:** Frau Siegfried, Sie waren ja auch Lehrerin. Welches Verhältnis hatte Ihr Mann zur Schule?

**Frau S.:** Die sollte man abschaffen, fand er. Ganz klar, es sollte alles freiwillig sein, auch die Schule. Alles andere war für ihn nichts. Er war oft rigoros in seinen Ideen: Familie abschaffen, Schule abschaffen, alles frei machen, das hätte ihm gepasst.

**HaGa:** Das sind ja unglaublich revolutionäre Ideen.

**Frau S.:** Gut, das waren seine Ideen, aber wenn er dies hätte umsetzen müssen, hätte er schon noch ein paar Mal reflektiert.

**MaVa:** Nun gut, auf der verbalen Ebene hat er solche Saltos durchaus machen können; aber wenn er dann auf der Ebene des Machbaren war, hat er durchaus auch realistische Umsetzungsschritte machen können. Er war kein Phantast.

**Frau S.:** Nein, das war er nicht.

**HaGa:** Aber Ihr Mann war doch auch Lehrer: Woher kam denn seine Aversion gegen die Institution?

**Frau S.:** Nein, die Schule war nicht seine Welt. Er hat an den gleichen Fragen herumstudiert, die heute noch aktuell sind: Bringt es etwas, die Kinder voll zu stopfen mit Wissen oder bringt dies nichts? Wenn man heute die neuen Ergebnisse der Hirnforschung ansieht, dann war Kurt mit seinen Ideen gut positioniert. Er hatte immer das Gefühl, ein Kind müsse mit Begeisterung und mit eigener Motivation dabei sein, sonst lerne es sowieso nichts. So war es auch. Zu Beginn der Berner Zeit - aber auch schon in St. Gallen - hatte mein Mann sehr viel zu tun mit Kindern, welche im Normalunterricht nicht mithalten konnten. Er hat sehr viel Zeit und Kraft investiert für den Aufbau von Klein- und Förderklassen. Es ging auch um den Ausbau der Sonderschulen und um Angebote für Kinder, welche als schwererziehbar galten. Später kam dann das Engagement für Kinder mit spezifischen Lernstörungen dazu. Die Legasthenie als Störungssymptom boomte und mein Mann half mit, Angebote zur Behandlung dieser Störung aufzubauen und Lehrpersonen auszubilden, welche sich um diese Kinder gekümmert haben.

**HaGa:** Hat dies auch sein Verhältnis zur Lehrerschaft geprägt?

**Frau S.:** Ganz verallgemeinert gesagt, war er nicht so für die Lehrerschaft als Berufsgruppe, aber persönlich ist er gut mit ihnen ausgekommen. Es gab schon ein paar wenige, die ihn geärgert haben. Er hatte aber recht oft mit Lehrern zu tun, und er konnte es gut mit ihnen.

**MaVa:** Ja, Sturköpfe gab es auch, die hatte er dann „auf der Latte!“ Den systematischen Einbezug der Lehrpersonen in die Beratung hat er aber stark befürwortet. Das war im übrigen nicht unsere Erfindung, das gehörte zum systemischen Vorgehen.

**Frau S.:** Wie die Arbeit unter Einbezug der Eltern! Er hat oft gesagt, er sei nicht Kinderpsychologe, sondern Elternpsychologe.

### Abklärung und Beratung versus Psychotherapie

**HaGa:** Eine Schiene der Entwicklung der Erziehungsberatung haben wir noch nicht gestreift. Es ging und geht heute noch immer um die Frage, wie viel Abklärung und Beratung muss ein öffentlicher Dienst machen und wie viel Psychotherapie kann er anbieten. Es geht um die Frage, welche Anteile von Abklärung, Zuweisung, Beratung und Therapie ein Dienst anbieten kann.

**Frau S.:** Mein Mann wäre nicht einverstanden gewesen mit einem Dienst, der nur Abklärungen macht. Das hätte ihn nicht interessiert. Das hat für ihn schon weiter gehen müssen.

**MaVa:** Allerdings: Er hat zwar durchaus die Weiterbearbeitung von diagnostischen Mitteln immer auch befürwortet, aber mit Mass. Ausgedehnte Diagnostik, welche zu betreiben man heute oft Gefahr läuft, mochte er nicht überschätzen.

**Frau S.:** Wobei er sicher lange seine Beurteilungen auch auf die Tests abgestützt hat; das dann schon.

**MaVa:** Aber im Prinzip hat er auch die Therapie ab und zu in Frage gestellt. Er hat den ganzen „Therapiezirkus“, wie wir das mitunter genannt haben, nicht immer ernst genommen.

**HaGa:** Für mich stellte sich immer die Frage: Welche Therapiemethode? Kurt Siegfried hat bestimmte Methoden ja auch sehr gefördert, anderen gegenüber war er skeptisch.

**Frau S.:** Er hat sich nicht festgelegt auf etwas; er hatte seine eigene Methode: Er nahm von verschiedenen Richtungen, was ihm nützlich erschien.

**MaVa:** Mir schien, die Gesprächspsychotherapie kam ihm am meisten entgegen. Das hat er auch weiter gegeben, und da hat er auch mich beeinflusst. Und er hat immer wieder betont, dass wir Berater sind und keine Psychotherapeuten! So habe ich mich denn immer auch verstanden.

**HaGa:** Wie war denn seine Haltung zur Psychoanalyse? Er hatte in meiner Erinnerung einen Zugang dazu und er hat diese nicht fundamental abgelehnt.

**Frau S.:** Er hat ja eine Freud'sche Analyse gemacht.

**MaVa:** Aber er hat schon grosse Vorbehalte gehabt und Fragezeichen grundsätzlicher Art gesetzt gegenüber der Psychoanalyse.

**Frau S.:** Ja, aber nicht wenn seine Frau Vorbehalte formuliert hat. Dann hat er sie verteidigt. Doch ja, er hatte schon Vorbehalte. Auch da galt, dass alles, was in einem fixen, in einem relativ starren Rahmen war, das ging für ihn nicht. Der Methodenstreit zwischen Jungianern und Freudianern, der oft im Gespräch war, das war ihm zu eng.

**MaVa:** Ich habe das schon noch im Ohr: Da konnte er dann diejenigen scharf in Frage stellen, welche stundenlang, fast unbegrenzt lange, mit Kindern herumdöckerleiten und die Eltern wie die Schule und das ganze Umfeld wegliessen. Das hat er dann schon karikierend aufs Korn genommen.

**Frau S.:** Da wollte er sich einfach nicht festlegen lassen, nicht einmal auf das Systemische, welches ihm am Schluss sehr am Herzen lag.

**HaGa:** Kann man denn sagen, dass die Breite und Vielfalt von Ideen, welche vorlagen und die ermöglichten, dass die EB sich so facettenreich entwickelt hat, dass die stark in seiner Persönlichkeit verwurzelt waren? Das war ja kein Programm; er hat als Mensch diese Form gelebt.

**Frau S.:** Ja, das stimmt. Kurt hatte keinen theoretischen Unterbau, nach dem er gehandelt hat. Vieles war intuitiv und spontan und entsprach seinem Naturell. Er war mit Leib und Seele dabei. Nur dies hat es ihm ermöglicht, so viel zu verwirklichen, was ihm ein Anliegen war.

### Die Frage nach der Spiritualität

**HaGa:** Darf ich nochmals zurückkommen auf die Frage nach der

Sinnfindung: Gibt es für den Wunsch von Kurt Siegfried nach Spiritualität in seiner Biographie eine Erklärung? Wenn man die Interviews liest, welche Rolf von Felten einmal mit den EB-Leiterinnen und -Leitern gemacht hat, dann findet man bei allen irgendwo einen Wunsch oder eine Hoffnung nach einem tieferen Sinn des Lebens. Diese Suche nach Sinn kommt in diesen Interviews erstaunlich stark zum Ausdruck, und ich frage mich, wie viel davon allenfalls bereits durch Kurt Siegfried schon angelegt oder geprägt war.

**Frau S.:** Ich kann dies nicht sagen. Ich glaube, das ist aus seiner Persönlichkeit heraus gekommen. Da gibt es meiner Meinung nach kein spezifisches Schlüsselerlebnis. Diese Fragen haben ihn immer interessiert und mich dazu auch. So hat es sich ergeben, dass wir diesen Fragen gemeinsam nachgegangen sind. Diese Suche nach etwas anderem, nach etwas, das über das Alltagsleben hinausgeht, war ihm ein Anliegen. Er hat dies aber nie zu verwirklichen versucht, indem er irgendwo mitgemacht hätte. Das war für ihn immer etwas sehr Persönliches. In dieser Frage hatten wir auch ab und zu Meinungsdivergenzen. Ich war eher neugierig und habe eher mal in einer Bewegung mitgemacht. Er fand immer: Das braucht es doch nicht, da kann man selber für sich einen Weg finden.

### Siegfrieds Einstellung zur Ausbildung und zum Berufsnachwuchs

**HaGa:** Frau Siegfried, haben Sie mitbekommen, wie er als universitärer Lehrer zum Berufsnachwuchs gestanden ist?

**Frau S.:** Die Ausbildung von jungen Leuten war ihm ein sehr grosses Anliegen. Auch das Universitäre war ihm immer wichtig. Er hat nicht gefunden, dass es die Universität nicht brauche. Es ging sehr viel darum, dass er einzelne Menschen gut gefördert hat. Nein, gefördert ist nicht das richtige Wort, er hat mit ihnen gelebt.

**MaVa:** Er war es, der sich beispielsweise beim Ergänzen des Teams stark zurückgenommen hat. Er hat demokratische Vorgehensweisen eingeführt und durchexerziert. Er hat immer gesagt: Ihr müsst eure Kolleginnen und Kollegen auswählen, denn ihr müsst zusammen arbeiten und mit einander auskommen. Das ist ja nicht überall so passiert.

**Frau S.:** Es gab aber schon einen Punkt, an dem er dann sagte, was gilt – das dann schon!

### Das Verhältnis zu den jungen EB-Leitern

**HaGa:** Wir haben schon darüber gesprochen, dass Suzanne Hegg in frühen Jahren eine Konkurrentin war. Wie stand er aber zu den jungen dynamischen Kollegen wie Peter Wyss, Rolf von Felten, Hannes Abplanalp, Martin Inversini etc?

**Frau S.:** Er war der Letzte, dem die Dynamik anderer zu schaffen gemacht hat, er hat dies nicht unterbunden. Ich hatte aber immer das Gefühl, dass es Reibungen gab mit Männern, welche wie er einen Führungsanspruch hatten und in Richtung Alphaner gingen. Ich könnte nicht sagen, dass er sie direkt als Konkurrenten empfunden hat, aber manchmal war es ein eher schwieriges Vater-Sohn-Verhältnis. Die dynamischen Männer gingen ihm manchmal schon zu weit.

**MaVa:** Sicher; und wenn sie noch eine gewisse narzisstische Komponente hatten oder sich nach seinem Empfinden respektlos verhielten, war bald Sand im Getriebe.

**Frau S.:** Ja, damit hatte er eher ein bisschen Mühe. Da hatte er auch mit den eigenen Söhnen Mühe, wenn die etwas zu stark etwas Eigenes wollten. Das war mit den Frauen anders. Diese haben weniger Widerstand gemacht. Von aussen gesehen hatte ich immer das Gefühl, es ging bei ihm um Konkurrenz. Im Grunde aber hatte er Freude an den jungen dynamischen Männern. Er wollte eigentlich immer noch mehr. Er hat den Studierenden immer wieder gesagt: „Geht doch ins Ausland, geht irgendwo anders hin, um Erfahrungen zu sammeln.“ Und oft hat er dann resigniert bemerkt: „Es ist wieder keiner gegangen, die hocken alle in Bern.“

**MaVa:** Ja, er hat mir damals sofort geholfen, dass ich meine Auszeiten habe machen können, sowohl in den Staaten wie in der Stiftung Terra Vecchia.

**Frau S.:** Darüber hat er sich immer sehr gefreut, wenn dann endlich einmal einer ging.

**HaGa:** Zum Schluss noch: Gibt es vielleicht Anekdoten oder Geschichten, die zu Ihrem Mann gehört haben, die Sie uns noch erzählen wollen?

**Frau S.:** Anekdoten kommen mir keine in den Sinn, aber was ich von zu Hause aus wahrgenommen habe, war sein Engagement und die zentrale Rolle, welche die Arbeit für ihn spielte. Ich bin manchmal eifersüchtig geworden, wenn Frauen ihn nachts um elf Uhr noch angerufen haben, wenn es ihnen schlecht ging und er noch eine Stunde lang mit ihnen telefonierte. Wollte ich mal etwas von ihm, dann war er müde. Vieles hat auch ins Private hinein gespielt. Ab und zu hatten wir auch jemanden von seinen Schützlingen einen oder zwei Monate zu Hause, wenn sie gerade ganz schlecht dran waren. Das habe ich auch gerne gehabt und geschätzt.

**MaVa:** Es ist ganz wichtig, dass die heutige Generation zur Kenntnis nimmt, dass dies einmal so war.

**Frau S.:** Da kommt mir gerade noch eine lustige Geschichte in den Sinn. Ich glaube, es war zum 20-jährigen Dienstjubiläum von Kurt. Da haben wir zusammen in Japan einen Kongress besucht und daran noch eine fünfwöchige Reise angehängt. Am Vorabend des Abfluges ging er noch in den Garten. Er kam rasch wieder herein und sagte: „Du, unter unseren Rhododendren schaut ein Paar Schuhe hervor.“ Wir sind dann von weitem nachschauen gegangen. Ich sagte ihm: „Ruf die Polizei an, ich gehe kein Risiko ein, wir fliegen morgen nach Japan.“ Da hob er die Äste des Busches etwas hoch und wer kam zum Vorschein: Eine seiner Patientinnen, welche vor lauter Abschiedsschmerz noch ganz nahe bei Siegfrieds hat sein wollen. Da haben wir dann das etwa 15- oder 16-jährige Mädchen aus dem Busch herausgezogen. Das war ihr sehr peinlich. Diese junge Frau lebte dann noch einige Zeit in unserer Familie. Wir haben noch heute Kontakt zu ihr und es geht ihr gut.

**MaVa:** Waren Sie nicht auch einmal in Nepal, in Kathmandu? Ich habe noch im Ohr, dass er mir eindrücklich geschildert hat: „Es kann auch zuviel sein.“ Der Aufenthalt dort hat ihn offenbar sehr beeindruckt; ist er dort nicht sogar krank geworden?

**Frau S.:** Ja, er ist dort krank geworden. Das war typisch für ihn. Ich habe das besser ertragen als er. Ich bin etwas weniger zart besaitet. Ihn hat dies absolut umgehauen.

**HaGa:** War es denn das Elend, die Armut der Leute?

**Frau S.:** Nein, es waren all die Eindrücke. Kathmandu ist eine sehr starke Stadt. Das ganze Gewusel von Leuten, von Religionen, von Eindrücken, das hat ihn beschäftigt. Die Leute haben das oft nicht bemerkt. Ihm ist nicht alles immer so leicht gefallen, wie es von aussen ausgesehen hat. Es ist interessant, dass es gerade in Kathmandu passiert ist. Es war wohl die stärkste Stadt, welche wir je besucht haben. Er hat immer probiert, diese Eindrücke und Erfahrungen zu verarbeiten und auch in seinen Berufsalltag zu übertragen. Das ist mal besser und mal schlechter gelungen.

**HaGa/MaVa:** Das war jetzt ein sehr interessantes Gespräch. Vielen Dank.



Mario Beuchat

## Création de l' office cantonal en matière d'éducation

Interview de Marie Louise Stähelin, directrice de l'Office cantonal d'orientation en matière d'éducation OME 1972 à 1983; Interview conduit le 20.08.2013

**MB:** Marie-Louise, je vous remercie d'avoir accepté cette interview. Un groupe de travail cherche à retracer l'histoire des Services psychologiques pour enfants et adolescents / Erziehungsberatugstellen du canton de Berne. Plus que les archives ou des protocoles officiels, ce qui m'intéresse, c'est le contexte et l'esprit dans lequel vous avez créé et développé l'Office cantonal d'orientation en matière d'éducation en 1972. Pouvez-vous me rappeler qui vous a contactée et dans quel but?

**MLS:** J'avais fait ma formation de psychologue à l'Institut de psychologie appliquée à Genève. A l'époque, je travaillais au Service médical scolaire de la ville de Lausanne. J'assumais les orientations scolaires et l'aide psychologique d'enfants en difficultés scolaires. Rolf von Felten dirigeait un tel service alémanique à Bienne. La ville voulait créer un service analogue pour les francophones. Les autorités scolaires biennoises avaient engagé peu de temps auparavant Monsieur Allaf, un réfugié politique syrien, ancien directeur d'école dans son pays. Il était chargé d'évaluer les élèves qui étaient présentis pour suivre un enseignement en classe spéciale. M. Allaf devait coopérer avec les enseignants et la Commission d'école. Son intégration et la collaboration avec les écoles n'étaient apparemment pas aisées. Il existait aussi parallèlement un service de psychiatrie infantile dirigé par Dr R. Christe. Ce service effectuait également des orientations scolaires, mais la ville tenait à unifier les procédures et souhaitait créer une structure semblable au modèle alémanique. Monsieur R. Graf, Directeur des écoles à l'époque, a demandé à M. Von Felten s'il ne connaissait pas quelqu'un capable d'assumer cette tâche. Dans le cadre de la mise en place de l'assurance Invalité, j'avais été appelée à faire partie du comité de l'Association Suisse d'aide aux handicapés mentaux. D'autre part, j'avais orga-

nisé des cours de formation pour l'éducation et la rééducation psychomotrice des enfants. Un film traitant de ce sujet, réalisé avec le cinéaste Claude Champion avait été présenté lors des Journées du cinéma à Soleure. Ce documentaire avait intéressé R. von Felten. Il m'a contactée, est venu me voir à Lausanne pour me parler de ce projet de création d'un service psychologique des écoles à Bienne. Cette perspective me tentait. J'avais de la parenté dans cette ville et à 50 ans, le défi d'un nouveau projet m'intéressait. J'ai été reçue à la Direction des écoles en décembre 1971 et rapidement engagée. Mon premier contrat a donc été signé par la ville de Bienne. J'ai commencé en janvier 1972. A peine deux mois plus tard, le service a été cantonalisé et est devenu l'Office cantonal d'orientation en matière d'éducation, OME.

**MB:** Et comment s'est passé le début de votre travail à Bienne?

**MLS:** Au début, il a fallu trouver et aménager des locaux avec le secrétaire de la Direction des écoles de Bienne. Ce responsable est venu me chercher à la gare. Il était tout fier de m'annoncer qu'il avait trouvé des bureaux dans la tour du Palais des Congrès, propriété de la ville. Il a voulu tout de suite me les montrer. Il m'a ainsi conduite au 8ème étage, mais lorsque nous sommes arrivés, les lieux étaient occupés. Une fabrique y travaillait, qui venait de louer tout l'étage. La direction des écoles avait oublié de réserver cet espace. Il avait donc été loué à cette entreprise, ce qui en période de chômage était une chance et probablement une priorité socio-économique pour la cité. Ce monsieur était si embarrassé, si affecté que j'ai dû le consoler. Il m'a finalement envoyé boire un café et est allé consulter un registre de locaux disponibles pour voir s'il y avait un endroit qui pouvait convenir. J'attendais en buvant seule mon café. Il est revenu quelque temps après, avait trouvé un vaste appartement dans un immeuble qui venait d'être construit à la Rue Neuve 28. Nous sommes allés visiter. Il n'y avait rien à l'étage, qu'un grand espace vide. Je n'avais pas d'autre choix. Je devais m'installer là et démarrer quelques jours après. J'ai commencé par acheter des paravents pour constituer des séparations, quelques chaises, une table pour recevoir les gens. Voilà mes débuts. Je me suis installée toute seule, dans un petit coin de cette grande surface.

**MB:** Comment avez-vous vécu ces débuts, ce vide si j'ose dire? On vous sollicite, on vient vous chercher, vous arrivez, mais il n'y a rien,

pas de local, pas d'infrastructure, pas de secrétariat?

**MLS:** Vous rigolez, il n'y avait même pas de téléphone. Il a fallu installer et ouvrir une ligne téléphonique. Mais cela ne m'indisposait pas trop. Je crois que j'étais moins perturbée que les gens de la direction des écoles. J'étais habituée à m'accommoder à des conditions précaires. J'avais travaillé en France et en Allemagne juste après la guerre et je n'étais pas catastrophée de me trouver dans cette situation. J'ai commencé à recevoir du monde et j'ai pu assez vite engager une secrétaire, Mme A.-L. Vaucher, qui travaillait à l'époque au Tribunal de Courtelary. Nous avons mis en place un paravent supplémentaire afin de créer un espace séparé pour le secrétariat.

**MB:** Et vous pouviez consulter ainsi, sans véritable intimité, avec une telle proximité?

**MLS:** On devait faire avec ce qu'on avait, mais c'est très vite devenu complètement impossible de recevoir des gens dans ces bureaux en raison d'odeurs nauséabondes insupportables. Je me suis renseignée et j'ai découvert qu'un centre de nettoyage chimique venait d'emménager au rez-de-chaussée. L'aération passait directement à travers nos locaux. Nous subissions ainsi les effluves, les gaz nauséabonds et toxiques de ce nettoyage chimique. Cela puait vraiment et l'on ne pouvait plus travailler dans ces conditions. Nous avons donc dû chercher un autre appartement. Comme vous voyez, c'était un début assez épique.

**MB:** Vous avez quasiment tout dû créer de A à Z, trouver et aménager les locaux, engager du personnel, tout ceci avec très peu de moyens. Votre engagement était le reflet de votre personnalité, de vos convictions sociales, politiques, une implication au service de la personne, humaniste, si j'ose dire. Vous n'êtes pas venue à Bienne pour faire la leçon, dire comment faire, vous vous êtes engagée totalement, en payant de votre personne. Peut-être que quelqu'un d'autre aurait jeté l'éponge?

**MLS:** Oui, c'est possible. On peut penser qu'ils ont eu de la chance de tomber sur moi. Je devais avoir des bureaux qui n'avaient finalement pas été réservés. On nous a mis à disposition des locaux dans lesquels on ne pouvait pas travailler. Oui, ce n'était pas facile au début. Mais il faut dire que cela a sans doute aussi eu un effet posi-

tif, car après ces mésaventures j'étais très bien acceptée. On m'a appréciée et reconnu que je n'étais pas là pour réclamer ou râler, mais pour travailler. Cela m'a sans doute facilité les contacts par la suite. Il faut toujours voir le côté positif des choses et aller de l'avant.

**MB:** Comment viviez-vous la différence avec le service de Lausanne qui offrait des prestations pluridisciplinaires? Ici, vous étiez seule.

**MLS:** Au début, à Lausanne aussi, j'étais seule. C'est moi qui ai étoffé petit à petit l'offre à travers ces prestations pluridisciplinaires, en particulier la logopédie et la psychomotricité. J'ai largement profité de mon expérience lausannoise et m'en suis inspirée. J'ai essayé de mettre en œuvre des prestations similaires à Bienne. Une psychologue ne pouvait pas tout faire. Les choses se sont donc mises progressivement en place. Il y avait cependant une différence majeure. Au début, je n'étais pas souvent au bureau. La région était très vaste. Je me déplaçais en train avec un sac de voyage. De temps en temps, la secrétaire me véhiculait avec sa voiture privée quand nous devions transporter du mobilier ou des affaires plus conséquentes. Je devais aller à St-Imier, aux Franches-Montagnes, à Boncourt, mais aussi à Delémont, Moutier et à Laufon. Je devais me présenter dans les écoles, trouver un endroit pour accueillir les enfants et leurs familles, aider à ouvrir les classes spéciales et présenter l'enseignement spécialisé. L'Office cantonal d'orientation en matière d'éducation OME avait pour mission d'examiner les élèves et de proposer aux commissions d'école ceux qui avaient besoin de suivre une telle scolarisation, en classe particulière. C'était une des tâches prioritaires de ce nouvel office cantonal. Auparavant, c'était les enseignants qui faisaient directement ces propositions aux commissions scolaires. Le canton désirait changer cela. Il voulait qu'un service tiers assume cette tâche.

**MB:** Cette fonction liée à l'école, à l'enseignement spécialisé, vous conduisait à vous focaliser sur les enfants et leurs difficultés scolaires, mais qu'en était-il de leurs familles? Y avait-il aussi des familles qui consultaient pour d'autres motifs?

**MLS :** Les familles consultaient par rapport à ces questions scolaires. Les choses ont un peu changé par la suite après mon départ, avec l'arrivée de M. Jeanhenry qui a davantage développé l'aspect psychothérapeutique. Tant que j'étais directrice, il y avait toujours

cet ancrage psycho-pédagogique. Dans les services suisses-alsaciens, les collaborateurs avaient pour la plupart une formation initiale d'enseignants. J'avais suivi une formation de psychologue clinicienne, mais nos cours avec Piaget ou avec Bovet, avaient une composante psycho-pédagogique et développementale. Ces courants intéressaient également mes collègues suisses-alsaciens. Eux aussi essayaient d'intégrer une approche clinique, notamment avec les idées du professeur Hanselmann, qui ne s'intéressait pas uniquement à la pédagogie, mais aussi aux difficultés de l'enfant. On ne peut pas dire qu'ils étaient seulement des pédagogues. Disons qu'en Suisse romande, le courant de psychologie de l'enfant était peut-être plus influencé par la psychiatrie et la psychologie clinique. Les idées de Piaget et Rey ont exercé une grande influence sur l'enseignement et l'école. Nous devions quand même nous appuyer sur les courants sociaux de psychiatrie qui prévalaient. On ne pouvait pas rester en dehors de ces influences socio-culturelles. J'avais énormément appris dans mes stages avec le professeur Bovet et j'ai utilisé ces compétences acquises dans mon travail.

Rapidement, les services sociaux m'ont également sollicitée quand ils rencontraient des problèmes avec certaines familles. Puis, ce sont les homes d'enfants qui nous ont contactés pour les aider à résoudre certains problèmes avec des enfants difficiles. Il n'y avait pas partout une classe spéciale et certains enfants devaient être scolarisés dans ces écoles spécialisées ou instituts. L'origine de la demande était souvent scolaire, mais derrière il y avait parfois des situations familiales difficiles.

Une autre partie de mon travail concernait la collaboration avec les autorités scolaires, surtout les commissions d'école. Au début, le contact avec les enseignants n'était pas évident. Avant mon arrivée, les enseignants proposaient eux-mêmes les changements de classe ou les mesures scolaires directement à la commission d'école ou à l'inspecteur. Ils régnaient dans l'école. Certains ne voyaient pas d'un très bon œil mon intervention qui prenait en compte autrement l'élève et ses difficultés. Je n'étais pas toujours d'accord avec leur analyse ou leur solution. J'ai dû expliquer, convaincre et certaines propositions prenaient des tournures conflictuelles.

J'étais accueillie très différemment selon les endroits. La situation socio-économique, mais aussi politique de l'époque jouait un rôle non négligeable dans les rapports aux autorités et à l'Etat. Dans

le Jura, à Delémont par exemple dans ces années 70, la question jurassienne prenait de plus en plus d'importance. L'équipe du service social de Delémont a été une aide très appréciable. Parfois j'étais très bien considérée et on voulait me montrer l'hospitalité jurassienne. Parfois j'étais perçue comme une fonctionnaire bernoise dont on se méfiait. Ces enjeux politiques avaient des répercussions à tous les niveaux et exerçaient inévitablement une influence indirecte sur mon travail. J'avais décidé de ne pas m'occuper de la question jurassienne et de rester centrée sur ma mission de psychologue, mais ce n'était pas toujours aisé. Je ne pouvais que mécontenter une des parties. Il faut dire que cela n'avait pas que des inconvénients, chaque partie cherchant à me faire plaisir et à me persuader des avantages de son choix, de son projet. Parfois j'achetais quelques commissions ou je mangeais dans un endroit. En fonction des opinions politiques du tenancier ou du propriétaire, c'était mal perçu par le clan adverse. Si je fréquentais un lieu pro-bernois, les jurassiens n'étaient pas contents et vice-versa. Je crois que vous ne pouvez pas vous imaginer ces histoires!

**MB:** Je sais combien il était difficile, voire quasi impossible de rester neutre. Même le tissu socio-professionnel était complètement traversé par l'affaire jurassienne, ce combat identitaire pour les uns, cette loyauté pour les autres. La question jurassienne a divisé tellement de familles, tellement de sociétés... Personne ne pouvait rester indifférent et il était très difficile, peut-être encore plus difficile d'être neutre que partisan. Cela ne pouvait pas être simple d'être employée de l'état de Berne et de travailler dans le Jura.

**MLS:** Non ce n'était pas facile, car tout était marqué par cette lutte politique, cette appartenance bernoise ou jurassienne. Cependant je crois que dans l'ensemble, j'ai quand même réussi à me faire accepter partout.

**MB:** Au début, il n'y avait pas vraiment un Office installé, c'est vous qui vous déplaçiez?

**MLS:** Oui, les gens ne seraient jamais venus jusqu'à Bienne depuis Porrentruy par exemple. Je devais aller les rencontrer. Au début, j'ai dû contacter et visiter les directions et les commissions d'école pour avoir des locaux, expliquer ma position ou certaines propositions. Souvent on me mettait dans une salle de classe non utilisée, dans

un coin de la salle des maîtres ou dans le local réservé au médecin scolaire. Il y avait rarement un lieu attiré pour la psychologue. J'allais en général consulter tous les 15 jours. Je devais écrire des rapports pour les commissions scolaires et parfois participer aux assemblées de ces commissions. Ce n'était pas toujours évident de faire entendre un point de vue psychologique. Souvent, pour une raison ou pour une autre, ces commissions suivaient l'opinion des enseignants, ce qui n'était pas toujours la meilleure chose pour la scolarisation ou le développement des enfants concernés.

**MB:** Dans ces réunions, comment étiez-vous perçue comme psychologue, en tant que femme, venant de Bienne? Comment est-ce que cela se passait?

**MLS:** Effectivement ce n'était pas toujours facile comme psychologue ou comme femme, mais ça allait. Je gardais ma ligne. Je n'ai jamais été quelqu'un qui imposait ses idées par la force, mais je savais tenir bon quand j'étais convaincue. Ce n'était pas aisé. J'étais tout le temps en route et je devais sans cesse m'adapter, trouver ou créer des solutions concrètes. Parfois c'était délicat. Je me souviens par exemple qu'à St-Imier, à un moment donné je n'avais plus de locaux. L'école avait besoin de mon bureau et l'avait réquisitionné. Une famille sectaire, dont j'avais suivi l'enfant, m'a mis à disposition temporairement des locaux. J'avais accepté. Après coup, quand j'y pense, je trouve que j'étais assez naïve. En même temps, je devais être pragmatique. Je crois quand même que, dans l'ensemble, les gens me comprenaient et me respectaient. En tout cas, j'ai rencontré des gens qui m'ont soutenue. Comme je l'ai dit, une des difficultés était de rester indépendante par rapport à la question jurassienne qui devenait de plus en plus fervente. Je crois que j'y suis tout de même arrivée.

**MB:** Vous arriviez avec vos compétences professionnelles, vos arguments psychologiques, mais il fallait également beaucoup de force de persuasion, de doigté pour pouvoir faire passer vos idées dans des milieux où on ne voyait pas toujours la psychologie ou les problèmes psychologiques comme une priorité?

**MLS:** Oui c'est vrai, je devais tenir compte des habitudes et des conditions particulières du contexte pour m'implanter, être acceptée. Je me souviens par exemple, avoir dû aller dans des régions

plus reculées où les enfants vivaient dans des métairies et descendaient à l'école du village. Pour joindre ces gens, les sensibiliser, je devais comprendre et respecter leur habitudes et leur façon de vivre. Ce n'était pas facile de les mobiliser, ne serait-ce que pour qu'ils viennent aux entretiens. Il fallait faire preuve de souplesse. A cette époque, les pères ne pouvaient pas facilement manquer le travail. Souvent les femmes exerçaient aussi un emploi. Ce n'était pas évident de se libérer à l'usine ou de laisser les travaux de la ferme. Les ouvriers avaient peur de perdre leur emploi. Pour voir les parents, je devais souvent les recevoir le soir. A Bienne, plusieurs enfants fréquentaient les crèches des diverses entreprises horlogères. Je me rendais dans ces crèches pour examiner les enfants et rencontrer les parents au moment où ils venaient les chercher. J'essayais de m'adapter pour que les gens puissent me faire confiance et acceptent que je m'entretienne avec eux. Je ne sais pas si cette façon de faire m'appartenait. Peut-être que mon collègue von Felten procédait autrement parce qu'il était installé depuis plus longtemps. Il pouvait peut-être convoquer les familles à son bureau. Moi je devais aller à leur rencontre. Je connaissais bien les problèmes sociaux et j'avais la conviction que je devais tenir compte de cette réalité. J'estimais qu'il était essentiel de faire cet effort si je voulais aider les enfants. Beaucoup de mères travaillaient énormément. En période de crise horlogère, il n'était pas rare que certaines mamans prennent des médicaments pour tenir le coup ou pour supporter le stress, parce qu'elles avaient peur de perdre leur emploi. Dans ces conditions socio-économiques précaires, en une année j'ai vu plus d'enfants carencés ou maltraités que durant toute mon activité à Lausanne. La crise horlogère a provoqué beaucoup d'instabilité et induit indirectement beaucoup de problèmes familiaux. Certains enfants en ont souffert et cela se traduisait en particulier par des difficultés d'apprentissages scolaires. C'était une période difficile pour ces familles.

**MB:** Au fond, selon votre mandat vous deviez surtout orienter ou non les enfants vers l'enseignement spécialisé, mais très vite vous avez été sensibilisée à la dimension familiale et amenée à faire un travail psychologique avec les parents.

**MLS:** Je ne pouvais pas toujours les voir avec un but psychothérapeutique, mais je voulais qu'ils comprennent les difficultés de leur enfant et pourquoi il ou elle devait aller dans une classe spéciale.

Je ne pouvais pas me contenter de voir l'enfant, de proposer une mesure qui n'était souvent pas bien vue sans m'entretenir avec les parents. Si je ne leur parlais pas, qui leur aurait expliqué? Je devais le faire. Je voulais qu'ils comprennent pour qu'ils acceptent la mesure d'enseignement spécialisé comme une aide. Parfois on ne pouvait éviter le conflit.

**MB:** Quel type d'évaluation psychologiques pratiquiez-vous avec les enfants?

**MLS:** Je me déplaçais avec tout mon matériel. Je faisais des tests d'intelligence, des tests piagétiens ou projectifs. J'avais toujours des jouets. Je jouais volontiers avec les enfants, les faisais dessiner pour les mettre à l'aise et les observer. J'examinais leurs difficultés scolaires. Je voyais les enfants, mais comme je l'ai mentionné plus haut, je n'ai jamais fait un rapport pour l'école ou pour l'AI sans avoir discuté avec les parents. Mon travail consistait aussi à m'entretenir avec les enseignants, recueillir leurs informations à propos de l'élève, intégrer leur point de vue ou leurs observations à ma réflexion, mais aussi pour les aider à changer leur regard sur leur élève, adapter leur enseignement aux besoins des enfants. Si le maître n'était pas acquis, la mesure était difficile. Cette collaboration avec le monde enseignant n'était pas gagnée d'avance. Certains avaient l'impression que je leur enlevais leurs compétences. J'avais parfois des attentes ou faisais des propositions qui ne correspondaient pas à leur opinion ou leur représentation de leur élève ou de leur travail. Les discussions étaient parfois plus difficiles avec les enseignants qu'avec les parents. Certains se sentaient remis en cause. Leur image et leur sentiment de compétence étaient en jeu. Ils se sentaient exposés, jugés. Certains enseignants avaient le sentiment que si l'élève ne réussissait pas, je pouvais penser qu'ils étaient responsables. Ils ne percevaient pas tous la psychologue comme une aide, surtout au début. Ils n'étaient pas habitués à ce que quelqu'un mette son nez dans l'école, vienne observer leur classe, les conseiller. Cependant progressivement avec persévérance et respect mon message a fini par passer et on a bien collaboré.

**MB:** Comment se passait la collaboration avec les autres partenaires de l'école?

**MLS:** Petit à petit nous avons dû nous occuper aussi d'autres

problèmes que les rapports pour les transferts en classe spéciale. J'ai assez vite coopéré avec les travailleurs sociaux, les homes d'enfants, les médecins scolaires, ainsi que les inspecteurs. Je dois dire que ces derniers m'ont toujours beaucoup soutenue. Ils étaient contents qu'un tiers autre que les enseignants donne son avis pour le transfert d'un élève en classe particulière. Les inspecteurs assumaient la responsabilité pédagogique dans les écoles et ils devaient notamment veiller au bon fonctionnement des classes particulières. Je ne voudrais pas trop m'étendre là-dessus, mais j'avais de sérieuses divergences avec Dr Christophe, responsable du service de psychiatrie infantile. Ce médecin ne voyait pas d'un bon oeil que j'examine des enfants. La collaboration était difficile, pour ne pas dire impossible. J'ai même été convoquée par le Directeur de l'Instruction publique à Berne. Le conseiller d'Etat ne voulait pas d'histoires. Il a exigé que nous nous arrangions. J'avoue que j'ai été déçue de ne pas avoir été comprise et soutenue.

**MB:** Si je comprends bien, il y avait déjà comme aujourd'hui un Office cantonal d'orientation en matière d'éducation et parallèlement un Service de psychiatrie privé pour les enfants et ces deux services étaient censés collaborer?

**MLS:** Le Service médico-psychologique dirigé par Dr Christophe était un service cantonal, pas un service privé. Il y avait des antennes à Porrentruy, Delémont et à Bienne. Ce service faisait aussi de la psychologie scolaire. C'est à ce sujet que nous avons des mésententes. Pendant longtemps, Dr Christophe et ses collaborateurs ont été les seuls à s'occuper de psychologie scolaire, de psychologie et de psychiatrie infantile. Mon arrivée et la création de l'OME a dû contrarier. Il y avait bien des médecins scolaires, mais ceux-ci s'occupaient plutôt des problèmes de santé physiques, de prévention, mais peu de scolarisation ou d'éducation.

J'ai cherché à collaborer avec Dr Christophe et son équipe. J'ai tenté de parler avec lui en particulier des enfants qu'il avait vus en consultation et pour lesquels je devais proposer une orientation scolaire. La concertation restait difficile. J'ai bien eu quelques contacts avec ses collaborateurs, mais il y avait régulièrement des changements de personnel, ce qui fait que nous n'avons jamais vraiment pu développer une réelle collaboration.

**MB:** A partir de quand avez-vous pu engager du personnel?

**MLS:** J'ai embauché les premières psychologues, Mme S. Lovis - Friche, et Mme M.-H. Charpillot dès 1973. Ces deux dames ne sont pas restées très longtemps à Bienne ; elles ont ensuite travaillé à Delémont. Peu après, Mme D. Campiche a été engagée à temps partiel. Après quelques années, j'ai pu enrôler des logopédistes (1973) et une rééducatrice de la psychomotricité (1978). Lorsque nous avons déménagé du Quai du Bas à la rue du Rüschi 6, j'ai pu progressivement recruter davantage de personnel. Il y avait suffisamment de place pour que les orthophonistes puissent occuper quelques bureaux. Elles étaient engagées par la Commission des classes particulières de Bienne, mais dépendaient pédagogiquement de l'inspecteur. Notre cohabitation favorisait une étroite coopération au quotidien. Nous avons aussi commencé à former les premiers psychologues stagiaires dès 1975. Ces jeunes psychologues provenaient, pour la plupart, de l'Université de Genève. Mme I. Fischer, est ensuite venue compléter l'équipe biennoise en 1978. La dotation en personnel était fixe, mais on pouvait engager un(e) psychologue à temps partiel pour une durée ou une tâche déterminée parce qu'on avait droit à des « ressources supplémentaires pour les périodes de stress ».

**MB:** Vous aviez des contacts, des activités en communs avec le service suisse-alsacien équivalent, l'Erziehungsberatung?

**MLS:** Parfois, mais au fond pas souvent. L'Erziehungsberatung Biel-Seeland (EB-Biel) et l'Office cantonal d'orientation en matière d'éducation (OME) habitaient dans le même immeuble (Rue du Rüschi 6, Bienne) mais à des étages différents. L'EB a déménagé par la suite à la rue de la Gare (1980). On n'avait pas le temps de partager des activités ou d'échanger sur nos pratiques. Les contextes scolaires et nos approches théoriques étaient différents, même s'il y avait des perspectives convergentes.

Quand j'ai été engagée par le canton, je voulais participer à la Conférence des chefs de services (Leiterkonferenz), mais au début ces responsables suisses-alsaciens n'ont pas voulu. Ils ne se sentaient pas concernés par les intérêts ou les préoccupations des francophones. J'ai insisté. Heureusement cela n'a pas duré très longtemps et finalement j'ai pu rejoindre ce cercle. La langue n'était pas un problème pour moi. Au contraire ma maîtrise du suisse-allemand a favorisé mon intégration dans cette conférence. A partir de là, à travers ces échanges, j'étais moins seule.

**MB:** Au début vous étiez une pionnière. Vous étiez très seule. Vous avez dû faire votre place pour développer cet office et n'avez pas reçu beaucoup d'aide de la part des collègues psychologues, des médecins et autres professionnels.

**MLS:** Heureusement, il y a quelques médecins privés puis des pédiatres avec lesquels je pouvais collaborer. Par la suite, l'OME a dû prendre en charge les demandes pour l'Assurance Invalidité. Nous devons faire les évaluations psychologiques et écrire des rapports pour justifier que les enfants devaient fréquenter une école spécialisée. Là j'ai beaucoup collaboré avec les homes et l'hôpital pour enfants. A ce propos, je me souviens d'une anecdote douloureuse. J'avais été invitée à examiner un enfant handicapé. Lorsque j'ai voulu avancer sa chaise pour le rapprocher de la table, il m'a mordu profondément au bras. Pendant la nuit j'ai développé une infection et ai dû me faire soigner d'urgence. Ce sont des souvenirs qui restent.

**MB:** Les plébiscites ont conduit à la séparation du Canton de Berne et de la République et Canton du Jura. Quelle conséquence cette séparation a-t-elle eu pour l'Office cantonal d'orientation en matière d'éducation?

**MLS:** Progressivement nous avons pu convaincre le canton de Berne d'ouvrir un service dans le Jura, à Delémont. Le médecin-député Gehler, milicien très engagé en faveur l'ancien canton s'était investi pour la création de l'Office cantonal d'orientation en matière d'éducation du Jura nord. En automne 1974, Jean-Pierre Ryser a été nommé directeur. Avec une collègue psychologue et une secrétaire à temps partiel ils desservaient les trois districts du Jura, la vallée de Delémont, l'Ajoie et les Franches-Montagnes. Un projet prévoyait la création différée d'un troisième office, l'OME du Jura sud pour compléter ceux de Bienne et du Jura nord. Dans le lauffonnais aussi il y a eu des changements. Camille Büsser assumait les consultations. Néanmoins, jusqu'au 1.1.1979, au moment de la séparation effective, j'ai été régulièrement à Moutier. Suite à l'entrée en souveraineté du Canton du Jura, les autorités du nouveau canton n'ont pas voulu conserver tel quel tout l'héritage bernois. Elles ont gardé le personnel, mais dissout la structure. L'OME du Jura nord est devenu l'Office d'orientation scolaire et professionnelle

du Jura. L'OME de Tavannes a finalement été mis en place pour le Jura bernois. J.-P. Waber qui avait travaillé à l'EB Thun puis au SMP à Lausanne a été nommé directeur en novembre 1978. Il a pu démarrer avec les consultations en janvier 1979 et engager une secrétaire en février. Dr. Christe a été promu Professeur de l'Université de Berne et a pu mettre sur pied une formation de logopédiste. Beaucoup de choses ont donc changé en peu de temps. Les deux services francophones se sont bien développés et ancrés dans le paysage scolaire. En 1983 j'ai pu quitter l'Office cantonal d'orientation en matière d'éducation et prendre ma retraite professionnelle après 11 ans d'activités. M. W. Pollack m'a succédé, Il a très vite été remplacé par M. D. Jeanhenry (1986) et par vous-même (1994).

**MB:** Ce que je trouve intéressant dans votre approche, c'est que vous avez toujours collaboré avec les professionnels et les autorités de la région. Vous avez fait tout un effort pour mettre les gens en lien, de manière à créer un réseau d'aide opérationnel avec peu de moyen à disposition. Là aussi en quelque sorte vous étiez innovatrice, une systémicienne avant l'heure. Cette volonté de tenir compte du contexte global, d'intégrer la famille aux réflexions, aux décisions et aux prises en charge n'était pas courante à l'époque.

**MLS:** Oui je ne pouvais pas travailler toute seule. J'ai cherché de l'aide pour m'appuyer sur les ressources que je pouvais trouver. Cela a sûrement été une de mes forces. On essayait de cerner les difficultés d'un enfant, de trouver des moyens pour l'aider à apprendre. Quand j'ai commencé, il n'y avait pas de familles qui consultaient elles-mêmes. Par la suite nous avons eu plus d'entretiens familiaux. Je me déplaçais beaucoup dans les écoles. En plus de leur famille, je voulais rencontrer les enseignants, me faire une idée du quartier, des écoles, du contexte dans les lesquels vivaient ces enfants. Dans mes consultations, outre la psychologie clinique, les dimensions éducatives et pédagogiques étaient toujours présentes. Le service était bien nommé Office d'orientation et de conseil en matière d'éducation.

**MB:** Vous avez développé la psychologie pour enfants dans la région, la psychologie scolaire, vous avez créé des groupes thérapeutiques, favorisé l'enseignement spécialisé contribué au développement d'une association de parents d'accueil, encouragé les

prises en charge par des logopédistes, des psychomotriciennes et j'en oublie sûrement. Comment s'est passée la collaboration avec le Service de pédopsychiatrie SPP avec l'arrivée en 1980, avec Dr R. Torriani, un collaborateur du Dr Zublin? Ce médecin fraîchement revenu des Etats-Unis prônait une approche systémique structurelle. Cette optique de thérapie familiale changeait toute la manière de comprendre et de traiter les problèmes.

**MLS:** Avant son arrivée, j'avais collaboré avec les médecins de l'hôpital, notamment le service de M. Meury. A Bienne il existait également L'Institut de consultation psychiatrique et psychologique fondé par Dr Prof. Friedmann, psychiatre reconnu. J'ai pu un peu collaborer avec ce centre de consultation subventionné par la ville de Bienne, mais pas longtemps, car il s'est fermé assez rapidement. J'avais aussi des contacts avec Dr Zuberbühler, qui s'intéressait à la psychiatrie sociale et qui avait sauf erreur une formation de pédiatre à la base. Lorsque nous avons besoin de faire examiner un enfant par un psychiatre, on pouvait également l'adresser au Dr Sumanac, pédopsychiatre qui consultait dans le service de Rolf von Felten. Cependant c'était rare. Dr. Torriani participait à certains colloques et travaillait un jour par semaine au SPE. Lui ne faisait pas vraiment une consultation médicale. Il recevait des familles en thérapie. Dans l'ensemble nous avons bien collaboré. Il est vrai que progressivement nous recevions plus de demandes qui n'étaient plus seulement liées à l'école. Nous avons ainsi été conduits à collaborer également avec le Tribunal des mineurs et l'Autorité tutélaire. Ces référents nous adressaient les situations difficiles. Cette approche familiale était plus en vogue.

**MB:** Je reviens à l'école et la collaboration avec l'école. Comment a-t-elle évolué au cours de cette décennie passée à la tête de l'OME?

**MLS:** La collaboration avec les enseignants a toujours été délicate, comme je l'ai déjà dit. Toutefois c'était un travail important. En plus des orientations et du conseil en rapport avec les élèves en difficultés, je devais aussi m'occuper de la formation des enseignants spécialisés. C'était un sujet encore bien plus difficile. Lorsque le diplôme d'enseignement spécialisé est devenu une condition obligatoire pour pouvoir enseigner dans une classe spéciale, j'ai été chargée d'organiser cette formation. On voulait que ces enseignants com-

prennent mieux les difficultés de l'enfant pour adapter, individualiser leur pédagogie. Ce cursus durait deux ans. Les cours avaient lieu le mercredi après-midi (leur après-midi de congé) et partiellement le week-end avec trois semaines de vacances par année. Vous pouvez imaginer comme ils appréciaient! J'avais constitué un programme intéressant. Mon carnet d'adresses avec des gens compétents que je connaissais de Lausanne, m'a passablement aidée. Je connaissais également les professionnels du milieu du handicap, ce qui m'a permis d'avoir des contacts dans les milieux de pédagogie curative. Dans les années 1960, j'avais, par ailleurs, lancé la formation Bon Départ réservée à des enseignants de toute la Suisse romande, qui voulaient se former à la rééducation psychomotrice. Tout cela m'a permis de faire venir des professeurs intéressants de Suisse romande et de Paris. J'étais rétribuée spécialement pour ce mandat supplémentaire, mais comme l'Instruction publique refusait de payer ces formateurs venant de Paris, j'ai dû payer leurs honoraires de ma poche, avec l'argent que je recevais pour organiser cette formation. De façon générale, les enseignants qui devaient s'acquitter de ce diplôme étaient peu motivés, car ces cours obligatoires avaient lieu sur des périodes de congé ou de vacances. Il y avait un autre souci : les divergences d'opinions politiques liées à l'affaire jurassienne enflammaient singulièrement la situation. Les jurassiens acceptaient mal cette exigence de formation émanant des dirigeants de l'Instruction publique bernoise. Je me souviens d'une enseignante de Moutier, militante pro bernoise, qui se faisait railler à chaque fois qu'elle ouvrait la bouche. C'était assez insupportable. Je me rappelle également d'un enseignant qui, durant toute la formation, a fait des mots croisés pendant les cours. C'était une tâche ardue, mais au fond c'était intéressant de pouvoir faire venir tous ces gens et les amener à échanger sur leur travail, sur la pédagogie.

**MB:** Vous aviez une âme de formatrice. L'Office cantonal d'orientation en matière d'éducation était un service relativement jeune, mais vous avez pu engager assez rapidement des stagiaires, former des jeunes psychologues qui sortaient de l'Université et avaient envie d'acquérir une expérience pratique.

**MLS:** Oui, il y avait peu de psychologues romands qui voulaient venir s'installer dans la région et on n'avait pas de moyens pour engager du personnel. Ces jeunes psychologues étaient des gens motivés à apprendre pratiquement leur métier. C'était donnant-

donnant. Ils faisaient une année de stage chez nous et obtenaient un diplôme post-grade de psychologie universitaire moyennant des cours et des travaux académiques complémentaires. Je ne peux pas le cacher : ils fournissaient un travail bon marché pour le canton, même s'il fallait les accompagner, les former.

**MB:** En écoutant les débuts de notre service, je suis frappé de votre engagement. Vous avez dû prendre votre bâton de pèlerin pour convaincre, créer, mettre en place des structures qui prennent en compte autrement l'enfant et ses difficultés.

**MLS:** Oui, il ne fallait pas seulement convaincre ou persuader, mais il fallait également faire connaître la psychologie de l'enfant. Les gens ne connaissaient pas la psychologie, n'imaginaient pas comment intégrer ses savoirs à l'école. Comment auraient-ils pu accepter ces idées si on ne les leur expliquait pas. L'intervention ou la consultation psychologique n'était pas la règle, n'allait pas de soi. Il fallait que les gens puissent nous approuver pour accepter nos idées.

**MB:** Aujourd'hui consulter un psychologue est probablement plus habituel, plus ancré dans les mœurs. Toutefois, ce n'est pas forcément évident avec la multiplication des spécialistes, de savoir à qui s'adresser et ce qu'on peut attendre d'eux. Il faut toujours établir une relation de confiance, pour pouvoir travailler avec un enfant, une famille voire une école. Dans ce sens-là, un bon lien reste toujours essentiel. Vous deviez montrer le côté utile ou bienveillant de la psychologie, aujourd'hui nous devons parfois veiller à éviter une surenchère psychologique. Ce que vous ne m'avez peut-être pas dit jusqu'à présent, mais que j'ai pu observer puisque j'ai été stagiaire chez vous, c'est votre intérêt pour les enfants, pour les rencontrer, votre respect, votre empathie.

**MLS:** Oui, vous avez raison, l'essentiel était de créer un lien. Comment mettre un enfant ou des parents en confiance, sans oublier les enseignants ou les autres acteurs de la situation? Au sujet des enfants, j'ai toujours attaché beaucoup d'importance à leur permettre d'être à l'aise, de montrer leur potentiel. Je sais qu'il y a des gens qui faisaient directement des examens. J'ai toujours beaucoup joué avec eux. Je les ai beaucoup laissés dessiner. J'ai essayé de transmettre cette importance de la relation aux collaborateurs et aux stagiaires que j'ai accueillis. Je me suis toujours efforcée de

soigner ce contact avec les enfants ou avec leurs parents. Ce n'est pas toujours facile. Je me souviens par exemple, d'un entretien où un des parents m'a carrément tourné le dos durant toute la consultation.

**MB:** Ce qui me frappe Marie-Louise, en vous écoutant et en ayant observé votre travail, c'est la manière dont vous avez toujours utilisé vos ressources, vos qualités humaines, en particulier votre authenticité et votre « parler-vrai » pour aller à la rencontre des gens, autant que vos compétences académiques. Je suis convaincu que c'est déterminant dans notre travail. Quand je vous écoute, je ressens le respect et l'authenticité que vous aviez vis-à-vis de vos consultants.

**MLS:** C'est vrai, le respect des gens, de leurs problèmes et de leur souffrance a toujours été pour moi essentiel. J'ai toujours essayé de prendre le temps qu'il fallait pour que les gens puissent adhérer et comprendre ma position et une mesure quelle qu'elle soit. Oui, aussi dans mes engagements personnels et politiques j'ai appris à respecter les gens et leurs problèmes. J'ai essayé de transmettre cette éthique, cette position clinique à mes collaborateurs et aux assistants. J'ai trouvé que c'était aussi important de les sensibiliser à cela qu'à leur apprendre à faire des tests et à les évaluer. C'est la base de notre travail. Je ne voulais pas qu'ils analysent les gens, je voulais qu'ils les rencontrent, qu'ils apprennent à les connaître. Il faut avoir cette empathie. Attention, cela ne signifie pas qu'il suffit d'être gentil ou compatissant avec eux. Parfois on doit dire des choses difficiles, pouvoir les confronter, prendre des dispositions contrariantes. J'ai dû prendre des décisions qui ne faisaient pas plaisir aux parents. Dans notre travail, nous devons aussi être parfois fermes et tenir à nos idées, à nos convictions surtout quand le bien des enfants est en jeu. Le bon développement des enfants doit rester notre priorité.

**MB:** Marie-Louise, je tiens à vous témoigner toute ma reconnaissance pour cet entretien intéressant. Je vous trouve toujours égale à vous-même. Encore une fois, ce qui m'intéressait, ce n'était pas tant de retracer un historique parfait que de comprendre l'état d'esprit qui a guidé votre entreprise pour créer et développer l'Office cantonal d'orientation en matière d'éducation devenu plus tard le Service de psychologie pour enfants et adolescents SPE. Je suis impressionné de voir avec quel engagement et quelle sensibilité

vous avez su le faire en tant que femme, que psychologue. J'ai été fasciné de voir avec quel optimisme, quelle persévérance vous êtes allée à la rencontre des gens pour mener à bien votre mission. Vous avez construit petit à petit cet office à la fois avec les consultants et les responsables scolaires et les autorités politiques. Chapeau et merci Marie-Louise!

**Martin Vatter**

## **Erziehungsberatung Bern: Was uns wichtig war und wie wir es umzusetzen suchten**

Wenn im Folgenden in den hier diskutierten Berufsgruppen fast ausschliesslich die weibliche Form benutzt wird, entspricht dies der heutigen Realität.

### Innere Haltung

Unsere Haltung war stark geprägt durch die zentrale Figur von Dr. Hans Hegg (vgl. Aufsatz von Dr. Susanne Hegg in „Der Jugendpsychologe“ 1977): Das Kind – auch bezüglich Wertschätzung – steht im Zentrum, ebenso die Eltern als nächste Bezugspersonen. Konkret: Mit dem Kind zu reden, ist das Wichtigste. Dahinter steht die Überzeugung: Nur das Kind, das man überzeugen kann, dass man sein Bestes will, wird sich mitteilen und akzeptieren, was man vorschlägt. Das heisst zwangsläufig, sich viel Zeit für die Gespräche mit dem Kind nehmen, ebenso für Interaktion und Beobachtung, dann aber auch für die Gespräche mit den Eltern und anderen Bezugspersonen. Damit wird Wertschätzung signalisiert, die aber auch explizit sein kann („was für ein herziges Kind!“). Zudem wird Gemeinsamkeit geschaffen zwischen der Erziehungsberaterin und den Eltern, was durchaus auch direkt angesprochen werden kann, z.B.: „Wir wissen ja beide, wie schwierig das Erziehen sein kann“; dies als analoge Formulierung von Dr. Hans Hegg, der seine Vorlesungsreihe nicht selten begann mit den Worten: „Erziehung ist ein problematisches Unterfangen“.

Es versteht sich von selbst, dass bei sehr jungen, oft schüchternen Kindern die Beobachtung beim Spiel (Sceno!) oder das gemeinsame Spiel oft grösseres Gewicht haben, als das direkte Gespräch. In diesen Fällen setzt man ja mitunter einen „Türöffner“ ein. Bei mir hat sich in solchen Situationen entweder das lustige Marmelspiel oder ein „Bonbon-Spick-Apparat“, fest montiert an der Wand, bewährt. Bei Jugendlichen kann – etwa beim Vorliegen massiver Konflikte mit den Eltern – ein Gespräch unter Umständen erst möglich sein, wenn Verschwiegenheit explizit zugesichert wird.

Die einem solchen Vorgehen zugrunde liegende Haltung kann am

besten mit einem Zitat von Dr. med. Anna Gecow, Chefärztin der Neurologie und ehemalige Ghetto-Kämpferin in Warschau, beschrieben werden: „Ich bin alt genug, um zu wissen, dass ich auch von Laien lernen kann“ (sie war einige Zeit Teil unseres Teams). In diesem Zusammenhang erinnere ich mich an ein Gespräch mit einer Mutter, mit der ich wegen der Anorexie ihrer Tochter schon länger zusammen arbeitete. Obschon – oder weil – sie die Schule „nur“ in der Kleinklasse A absolviert hatte, fasste sie in diesem Gespräch die Verhaltensregeln für die Eltern bei einer solchen Problematik des Kindes (und der Familie) derart einfach, kurz und klar zusammen, dass ich nachher bedauerte, keine Tonaufnahme gemacht zu haben. Bescheidenheit in diesem Sinne muss Richtschnur unserer Haltung sein, da trotz diagnostischer Instrumente wir das Kind – verglichen mit Eltern, Lehrkraft und Heilpädagogin – nur relativ kurze Zeit erleben. Gerade auch daraus ergibt sich ja zwangsläufig ein Ansatz, bei dem – und das machten wir schon in unseren Anfängen tendenziell nicht anders – man die anderen Akteure genauso ernst nimmt, wie wir uns selbst und den man heute als „systemischen Ansatz“ kennt. Daraus ergibt sich ebenfalls, dass zu treffende Entscheide am runden Tisch gefällt werden, wenn möglich gemeinsam mit dem Kind (natürlich je nach Alter), Eltern, Lehrkraft und je nachdem Heilpädagogin und Sozialarbeiterin; notfalls konnte das auch per Telefonkonferenz geschehen, was von mir in länger dauernden Fällen noch und noch praktiziert wurde. Richtschnur muss dabei stets das Kindwohl sein, was gleichzeitig bedeutet, dass das Ziel beim weiteren Vorgehen Erfüllung der Grundbedürfnisse des Kindes, und zwar sowohl der biologischen wie auch der psychischen, sein muss; dabei müssen jeweils auch (respektvoll!) die existenzielle (inkl. finanzielle) Situation, der Ernährungsmodus (Frühstück!), die Wohnsituation sowie Betreuungs- und Anregungsmöglichkeiten erfragt werden; also beispielsweise, welche Möglichkeiten, Erfahrungen zu machen und über seine Ängste zu sprechen, das Kind in seinem Alltag hat. Damit ist auch gesagt, dass man nicht vor lauter Psychologie die ganz realen Faktoren, die sich eben auch auf die Psyche des Kindes auswirken, vergessen darf. Eines der eindrücklichsten Beispiele, das genau das illustriert, erlebte ich ganz früh in meinem Beruf: Eine der ersten KKB-Klassen, die es in der Stadt Bern gab, wurde von Fräulein Maeder, einer ausserordentlich fähigen und menschlichen Lehrerin, geführt, und zwar an einem relativ zentral gelegenen Ort, so dass einige Kinder recht lange Schulwege hatten. Diese Lehrerin merkte bald, dass die Mehrheit der Kinder bei Schulbeginn am Morgen

noch nichts gegessen und getrunken hatte und sich so kaum konzentrieren konnte. Deshalb begann sie, von ihrem damals mageren Lehrerlohn Brot und Tee einzukaufen, um jeden Morgen mit einem einfachen, kleinen Frühstück zu beginnen. Die Kinder waren nachher viel besser bei der Sache und friedlicher.

Wir halten es auch für ausserordentlich wichtig, mit den Eltern nicht nur über psychologische Befunde, sondern auch grundsätzlich über Pädagogik zu reden; d.h. über das Grundbedürfnis des Kindes nach Liebe einerseits und nach Struktur, bzw. Grenzsetzung von Seiten der Eltern, andererseits. Dabei ist unumgänglich, auch nach den Werten der Eltern explizit zu fragen, über die Art und Weise des Hinführens zum Umsetzen dieser Werte – inkl. Belohnung und Strafe – konkret zu sprechen, unter Respektierung eigener Werthierarchien der Eltern. In dieser Hinsicht wurde unsere EB-Generation stark durch den unvergessenen Professor J.R. Schmid, damals Ordinarius für Pädagogik, geprägt. Je älter ich selbst wurde, desto intensiver wurden diese Gespräche, aber auch der Eindruck, dass heutige Eltern unter der Brause des Überangebots von diesbezüglicher Fachliteratur oder Pseudo-Fachliteratur sich oft kaum mehr orientieren können und deshalb für klärende Gespräche dankbar sind. Selbstverständlich müssen in solchen Gesprächen, angesichts unserer heutigen multikulturellen Gesellschaft, kulturelle Unterschiede (soweit möglich und tunlich) respektiert werden. Dies kann allerdings bei Normenkonflikten zwischen den Werthierarchien einer Migrantenfamilie und den Werten und Normen unserer Gesellschaft zu äusserst schwierigen und heiklen Abwägungen führen. Gleichzeitig müsste man danach trachten, stets echt zu bleiben, d.h. die eigene Anteilnahme nicht zu verstecken. Dahinter steht die Überzeugung, dass nur Eltern, die merken, dass uns echt kümmert, was sie bekümmert, uns sagen werden, was Sache ist. Darüber hinaus glauben wir fest daran, dass nur, wer beim lösungsorientierten Ansatz Weg und Ziel des Vorgehens konkret mitbestimmen kann, das Erarbeitete dann konkret mittragen wird.

### Gestaltung des Arbeitsalltages

Diese Hochschätzung des direkten Gesprächs, des Zuhörens, des sich Zeitnehmens zur echten Kontaktnahme mit Kind und Eltern und des gemeinsamen Erarbeitens des Weges zur Lösung der Probleme impliziert ein entsprechendes Zeitmanagement:

- Die Wartezeit des Kindes während des Erstgesprächs mit den Eltern organisieren, ihm sagen, dass es dauern kann, es aber jederzeit kommen darf. Ihm dafür Handlungsmöglichkeiten geben (Spiele, Papier und Farbstifte, Lektüre oder Cartoons)
- Eltern, bzw. Mutter, zuerst ohne viel Intervention unsererseits reden lassen
- Dem Kind, wenn es kommt, erklären, was wir zusammen machen und weshalb
- Offen bleiben für Änderungen des Vorgehens, je nach Befindlichkeit des Kindes, bzw. der Eltern
- Sorgfältig Kind und Eltern beobachten



Abbildung 1

Im weiteren Verlauf:

- Diagnostik so viel wie nötig, durchaus unter Einbezug neuer, zeitsparender, neuropsychologisch fundierter, allenfalls computergestützter Verfahren
- Auswahl der Testverfahren im Blick auf die Stringenz möglicher Aussagen
- Resultate nicht überschätzen, hingegen sie gemeinsam mit den Eltern und Lehrkraft (soweit möglich) diskutieren und hinterfragen
- Genügend Zeit investieren für das gemeinsame Festlegen der nächsten Schritte am runden Tisch
- Gemeinsame Kontrolle durch Gespräche oder Telefonkonferenzgespräche

Generell:

- So wenig Schriftliches wie möglich, eher telefonieren (sofortiges Feedback)
- Schriftliche Berichte so kurz wie möglich, kurze Zusammenfassungen in der KG
- Bürokratie wo immer möglich minimieren

Zum Thema „Bürokratie“: Es dürfte heute zunehmend zur prioritären Aufgabe fast jeden Teams im Dienstleistungssektor werden, gemeinsam nach Wegen zu suchen, wie die aufgeblähte Administration minimiert werden kann.

Wenn die beschriebene Haltung der Wertschätzung Kind, Eltern und Betreuungsperson gegenüber sich in der Verteilung der Zeit konkret so manifestiert, wird sich dies entscheidend auf die Frucht unserer Arbeit auswirken. Nur Eltern, Kinder oder Jugendliche, die spüren, dass man sie wertschätzt und ihnen etwas zutraut, werden ernsthaft versuchen, vorgeschlagene, bzw. gemeinsam erarbeitete Strategien umzusetzen.

Im Bestreben, im Arbeitsalltag die soeben beschriebenen Regeln umzusetzen – was auch uns, zu einer Zeit mit weniger Bürokratie und Administration, beileibe nicht immer gelang – versuchen wir ja nichts anderes, als unseren Klienten möglichst menschlich und optimal bei der Lösung ihrer Probleme zu helfen.

## Zusammenarbeit im Team

Unsere feste Überzeugung war: Nur in einem Team, das sich gegenseitig wertschätzt, positiv aufeinander zugeht und mehr teilt als nur die Arbeit, klappt auch die Zusammenarbeit optimal. Gemeinsam war uns allen in Bezug auf das Verhältnis der beiden Dienste zueinander die Haltung, dass die MitarbeiterInnen beider Dienste, obschon sie Diener zweier Herren waren (ED und GD) und unterschiedliche Ausbildungswege hinter sich hatten, bei der Zusammenarbeit auf gleicher Augenhöhe miteinander verkehren mussten. Dazu kam die Überzeugung, die wir von den Leitern beider Dienste mehrfach so formuliert hörten: Was wir PsychologInnen von der Medizin und Psychiatrie wissen, haben wir von euch gelernt, und umgekehrt: Was wir PsychiaterInnen von Psychologie und Pädagogik wissen, haben wir von euch PsychologInnen gelernt. Dazu bestand die Einsicht auf beiden Seiten, dass der Austausch, der dieses Lernen ermöglicht, Raum und Zeit benötigt. Dies hiess konkret: Man hatte nicht nur die sogenannte „Gemeinsame“ (= wöchentliche Konferenz, wo obligatorisch alle MitarbeiterInnen beider Dienste anwesend waren und nicht nur informiert wurde, sondern nebst Kasuistik anstehende Entscheide, die beide Dienste betrafen, diskutiert wurden), sondern täglich zusammen gleichzeitig oder überlappend in der Vormittags- und Nachmittagspause einen Kaffee oder Tee getrunken, etwas gegessen, zusammen gesprochen und manches – auch persönliches – ausgetauscht. Diese kollegialen Gespräche waren uns wichtig: Denn einer Kollegin echt zuzuhören, die das Bedürfnis hat, über ein ungewöhnlich schwieriges Problem zu reden, mit dem sie soeben konfrontiert wurde, zeugt ja von Interesse, also Wertschätzung. Denn diese wird einem das nächste Mal ebenfalls zuhören, wenn man in einer ähnlichen Situation ist. Es ist wohl kaum falsch zu sagen: Ein Team, dessen Mitglieder sich schätzen und mögen, betreibt in der Pause nicht nur die Kaffeemaschinen, sondern auch miteinander Psychohygiene. In jedem Team sind ja die Fähigkeiten verschieden verteilt, d.h. man kann davon ausgehen, dass die Kollegin oder der Kollege gewisse Dinge besser weiss und kann als man es selber tut und vice versa. Also: Wehret dem Einzelkämpfertum. Es gibt stets etwas, was man vom Teamnachbarn lernen kann.

Diese Schilderung unserer Arbeit in einem damals, verglichen mit heute, noch wesentlich kleineren – und damit sowohl auf der psychiatrischen wie auch psychologischen Seite – wesentlich weniger hie-

rarchisierten Doppel-Team mag in der Rückschau etwas idealisiert sein. Die Überschaubarkeit der MitarbeiterInnengruppe, sowohl bei den wenigen Ober- und AssistenzärztInnen wie bei den meist recht erfahrenen PsychologInnen erleichterte das gemeinsame Gespräch. Man kannte sich und wandte sich an die oder den, die man am besten kannte. Trotz dieser Möglichkeit der Zusammenarbeit machte man indessen die Hauptarbeit stets allein, schreibend, telefonierend, die Gedanken oder den Schreibtisch ordnend, oder aber allein mit dem Kind, der Mutter, bzw. den Eltern, oder auch mal allein in der Schule mit Lehrkräften.

Ein konkretes Beispiel einer gelungenen interdisziplinären Zusammenarbeit möchte ich immerhin noch anfügen: Es handelte sich um einen Knaben, den Prof. Züblin bereits im Vorschulalter wegen eines starken POS (heute ADHS) mit starken pyromanischen Tendenzen in Therapie hatte. Er hatte mit ihm unter anderem bereits ein Feuerwehr-Spielauto gebaut, hatte aber nicht mehr genug Zeit, um mit ihm in der nötigen Intensität weiterzuarbeiten. Unter gelegentlicher Supervision mit Prof. Züblin fuhr ich mit dem Knaben im gleichen Sinne fort. Beim Sekundar-Übertritt verfügte er über ein mit mir konstruiertes, gut equipiertes Feuerwehr-Velo, mit dem er wiederholt rasend schnell unter lautstarker Imitation des Martin-Horns (!) quer durch die Stadt zur Löschung von durch mich veranstalteten Bränden fuhr. Nach Schulabschluss absolvierte er – am Abschluss mit Auszeichnung – eine geeignete handwerkliche Lehre, die es ihm dann ermöglichte, später als das jüngste Mitglied in die Städtische Feuerwehr einzutreten.

Zum gemeinschaftlichen Tun gehörten aber auch bilaterale Einzelgespräche, in denen Psychologe und Psychiater gemeinsam Fallbesprechungen durchführten und nicht selten auch gemeinsam mit Klienten arbeiteten. Die Verteilung der Fälle geschah durch die beiden Dienstleiter.

„Mehr als nur zusammen arbeiten“: Das hiess, bei uns auch, dass man gemeinsam andere Dienste im Ausland besuchte, um vor Ort direkte Einblicke in die Arbeit und besonderen Probleme der Kolleginnen und Kollegen in Amsterdam, Hamburg, Wien, London, Göttingen, Berlin u.a. zu gewinnen. Wir erlebten diese Reisen nicht nur unter fachlichem, sondern auch persönlichem Aspekt als aussergewöhnlich lohnend, da eben auch gemeinsame kulturelle Erlebnisse verbanden und Gemeinschaft schufen.

Last but not least: Wir waren auch der Überzeugung, dass gemein-

sam Feste vorzubereiten und zu feiern einen nicht zu unterschätzenden Beitrag zum „Wir“-Gefühl und zum Funktionieren der Gruppe als verschworene Gemeinschaft leistete. Dabei sprechen wir von Festen, deren Anlass der runde Geburtstag eines der beiden Leiter oder verdienter MitarbeiterInnen waren, die recht viel gedankliche und konkrete Vorarbeit brauchten und zu deren Vorbereitung und Durchführung idealerweise jedes Mitglied der Gruppe – inkl. Sekretariat! – seinen Beitrag leistete... und sei es nur durch eine originelle Verkleidung. Abgesehen von besonderen Festorten (von der Höhle über die Burg bis zum Grandhotel) begab man sich dabei meist auch thematisch in andere Zeiten (z.B. Mittelalter, Belle Epoque oder eigene Kindheit) oder Welten (z.B. „Märchen und Mythen“, „Zirkus“ oder „Exotik“). Kurz zusammengefasst: Ein Team lebt nicht von der Arbeit allein!

Nur durch diese bewusste Gemeinschafts- und Teampflege (dabei sprechen wir stets von beiden Diensten als einem Team) wurde es möglich, dass z.B. als Folge der Studienreise nach Amsterdam 1971 von beiden Diensten in der EB-Dependance JU ein sekundärpräventives Projekt – Jugendcafé mit integrierter Beratungsmöglichkeit für Drogengefährdete – nach dem Vorbild einer von uns besuchten Amsterdamer Institution realisiert werden konnte, das von allen MitarbeiterInnen während Jahren wöchentlich mehrere Stunden freiwilliger und unbezahlter Mehrarbeit abends verlangte, nicht zu reden von den Anfängen dieses Projekts: Da wir überzeugt waren, mit den Jugendlichen selbst die dafür nötigen Renovationen in den neu gemieteten Kellerräumen an der Effingerstrasse 6 durchzuführen, resultierten daraus ungezählte abendliche und nächtliche Arbeitsstunden; den grössten Anteil daran hatten damals meine Kollegen und Freunde Hans Abplanalp, Gründer der Gemeinschaft zum Schlüssel der Stiftung Terra Vecchia und Hans Gamper, später langjähriger Leiter der EB, aber auch unsere Sozialarbeiterin Elisabeth Saurer.

Nur so ist zu verstehen, dass selbst heute noch – nach vielen Jahren – das „alte Team“ bei Krankheit und Tod von Teammitgliedern wie eine Familie funktioniert, samt regelmässigen Familienzusammenkünften.

Notabene wurde das Projekt „JU“, da inzwischen die Drogenberatungsstelle Contact und verschiedene Quartier-Jugendtreffs entstanden waren, später von Mirko Fryba als Ort von Gruppentherapien mit spirituellen Elementen weitergeführt; später machte es Allan Guggenbühl zum Ort, wo mit dem Modell des Psychodramas mit Kindern- und Jugendlichengruppen (u.a. mit Scheidungskindern)

gearbeitet wurde, unterstützt von Margrit Moser, die sich v.a. um traumatisierte Migrantenkinder kümmerte.

Ehrlicherweise muss in diesem Kontext darauf hingewiesen werden, dass wir damals als eigentliche Generalisten mit erheblicher Freiheit in der Gestaltung unserer Arbeit wirkten; eine Professionalisierung im Sinne einer Spezialisierung fand in unserem Dienst erst später statt. Etwas sehr wichtiges sei hier noch unterstrichen: Die Rolle des Sekretariats. Nicht nur im Alltag spielten unsere stets hilfsbereiten Kolleginnen eine tragende Rolle – nebst der konkreten Hilfe auch für unsere Psychohygiene – sondern auch als Bindeglied zwischen den beiden Diensten (z.B. Silvia Nussli, die Sekretärin beider Chefs), dann bei Festen und bei der Lancierung von Pionierprojekten wie z.B. dem JU.

### Zusammenarbeit mit der Schule und anderen Diensten

Es war klar, dass die Arbeit am Fall nach systemischem Ansatz auch die enge Zusammenarbeit mit der Schule und anderen Diensten implizierte.

Da die meisten von uns vor, während oder nach der Psychologie-Ausbildung zT jahrelang ebenfalls unterrichtet hatten, konnte man die Probleme der Lehrkraft, mit der man es zu tun hatte, meist problemlos verstehen und nachvollziehen. Aber nur, wenn es gelang, dieser auch das Gefühl des Verstandenwordenseins und der Anerkennung zu geben, konnte sich ein fruchtbares Gespräch ergeben. Dies war ebenso wichtig in der Zusammenarbeit mit anderen Berufsgruppen wie Sozialarbeiterinnen, Heilpädagoginnen, Juristen, Heimleitern u.a. in anderen Diensten, die mit denselben Kindern und Familien arbeiteten. Wir glaubten an die Unabdingbarkeit enger Kooperation und bemühten uns, wo nötig und möglich stets um Zusammenarbeit. Der Aufwand war zT beträchtlich, die Möglichkeiten unserer grossen Fallzahlen wegen jedoch immer wieder zu begrenzt. Nicht zuletzt deshalb versuchte man auch auf institutioneller Ebene die Kontakte möglichst intensiv zu pflegen – z.B. mit Jugendamt, Jugendgericht, Schularztamt (heute Gesundheitsdienst) – z.T. auch durch Mitarbeit in gemeinsamen Projekten, z.B. „Gesundheitsteams an Schulen oder Projekten der Drogenprävention (beides mit dem Gesundheitsdienst der Stadt Bernunter Prof. J.Cl. Vuille).

Gerade im Blick auf die Zusammenarbeit mit Schulen darf festgehal-

ten werden, dass die Regionalisierung, wie sie in den letzten Jahrzehnten im EB-Team etabliert und verfeinert wurde, den Kontakt zu den Lehrkräften verbessert hat. Der Sache diene aber bereits vorher die Delegation von sogenannten „Körben“: So arbeitete von den KollegInnen Käthi Strahm intensiv in der Kleinklassen-Kommission mit, Elisabeth Spycher mit den Legasthenie-Therapeutinnen (ebenfalls in deren Ausbildung); Heidi Brechbühl und Daniel Radelfinger spezialisierten sich bereits regional.

Ein vielleicht bezeichnendes Detail zu unserer Arbeitsweise mit KollegInnen in anderen Diensten: Wenn immer möglich war man bereit, sich selbst zum anderen zwecks Gespräch auch örtlich hinzubewegen; dank Kleinräumigkeit unserer Stadt und dank Fahrrad liess sich dies auch gleich umsetzen. Wichtig dabei war uns stets, dass man sich mit Angehörigen anderer Professionen bei der notwendigen Zusammenarbeit auf gleicher Ebene, d.h. auf gleicher Augenhöhe mit gegenseitiger Anerkennung traf. Denn nur zu oft hemmen Hierarchien das Zustandekommen nachhaltiger interdisziplinärer Hilfe für Betroffene.

### Einflussnahmen auf das Umfeld der Kinder und Jugendlichen

Da wir uns – durchaus auch im politischen Sinn - stets als „Anwalt des Kindes“ verstanden, konnte uns die Entwicklung in der bernischen Jugendpolitik, insbesondere diejenige in der Stadt Bern, nie gleichgültig sein. Man arbeitete deshalb nicht nur in spezialisierten Schul- und Heimkommissionen mit, sondern auch in eher politischen Gremien wie zB der Jugendkommission der Stadt Bern oder in der städtischen Zentralschulkommission, bei der Schaffung und dem Fortbestand des „Chinder-Chübu“ (eine städtische Jugendpflege-Einrichtung) und später beim Ausbau des Heilpädagogischen Ambulatoriums; man hatte ja Jahre zuvor auch die Ausbildung und in der Folge die fachliche Betreuung der ersten Legasthenie-Therapeutinnen übernommen.

Auch vor klar politischen Einflussnahmen in der kantonalen Jugendpolitik scheute man nicht zurück. So gelang es beispielsweise 1981 durch direkte Beeinflussung der bernischen GrossrätInnen das fachlich höchst zweifelhafte Projekt eines bernischen Jugendgefängnisses zu verhindern; dies allerdings nur dank der vollen Unterstützung durch die beiden Leiter von EB und Jugendpsychiatrischem Dienst und dem gesamten Team.

Sogar die Wiedererweckung der alten stadtbernischen Fasnacht 1982, die stark jugend- und familienpolitisch motiviert war und wozu starke Impulse von der EB Bern ausgingen, wurde von den beiden Leitern und der Mehrheit des Gesamtteams entschieden unterstützt. Insgesamt darf festgehalten werden, dass diese breite Auffassung des Kernauftrags der beiden Institutionen EB und Jugendpsychologischem Dienst vor allem das Verdienst der beiden damaligen Leiter Prof. Dr. phil. Kurt Siegfried und Prof. Dr. med. W. Züblin war. Sie haben nicht nur die Arbeitsweise und Zielrichtung, sondern auch das Klima im gemeinsamen Dienst und Team im hier geschilderten Sinne in hohem Masse während vieler wichtiger Jahre positiv geprägt, wofür ihnen grösste Anerkennung und bleibender Dank gebührt.



**Peter Wyss**

## **Erziehungsberatung Thun: Gründung und Entwicklung**

### *Geschichtliches*

Die bernische Erziehungsberatung ist auf Initiative von Dr. phil. Hans Hegg im Jahre 1920 auf privater Basis entstanden. In den schweizerischen Nachkriegsjahren mit ausgesprochenem Preis/Lohngefälle, horrender Armut und verbreiteter Arbeitslosigkeit waren die Chancen der Jugend, etwas lernen zu können und Arbeit zu finden, gering. Der junge Berner Schularzt Dr. med. Paul Lauener wurde immer mehr „wie eine Lawine“ mit Erziehungs- und Ausbildungsfragen, mit Verwahrlosung und Verhaltensschwierigkeiten konfrontiert, so dass er Dr. phil. Hans Hegg als psychologisch-pädagogisch geschulten Fachmann bezog. Dem Schularztamt wurde vorläufig „freiwillig“ – d.h. ohne Entschädigung – eine Beratungsstelle für Erziehungsfragen angegliedert. Eine fruchtbare Zusammenarbeit zwischen Mediziner und Psychologe nahm ihren Anfang.

Nach Jahren erfolgreicher Arbeit von Dr. Hegg bahnte sich auf Initiative des neu gewählten „Armeninspektors“ Dr. Max Kiener eine Zusammenarbeit mit der Kantonalen Direktion des Armenwesens (später Fürsorgedirektion) an: Die Erziehungsheime durften von nun an die Dienste der Erziehungsberatung ebenfalls in Anspruch nehmen. Dr. Kiener wollte die Erziehungsberatung fördern, um die Erziehungsverhältnisse zu verbessern, statt immer mehr Heimplätze zu schaffen.

Unter Erziehungsdirektor Dr. M. Feldmann, dem späteren Bundesrat, und dem Einfluss des damaligen Schulinspektors Dr. Fritz Bürki wurde die Erziehungsberatung im „Primarschulgesetz“ und im „Gesetz für die Mittelschulen“ verankert. Feldmann sah die Hauptaufgaben der EB in der Beratung von Eltern in Erziehungsfragen, der Lehrerschaft, Vormundschafts- und Fürsorgebehörden, der Heimins-tanzen und in der Begutachtung für Gerichte u.a.m.

Im Primarschulgesetz von 1964 wurde die Errichtung und Führung von Erziehungsberatungsstellen in allen Landesteilen sowie des „Jugendpsychiatrischen Dienstes“ als „gemeinsame Aufgabe des Staates und der Gemeinden“ erklärt.

## Vorgeschichte in Thun

In Thun war man skeptisch, ob man überhaupt eine solche Stelle brauche. Schon 1932 hatte Dr. Hans Hegg hier einen Vortrag über Sinn und Bedeutung der Erziehungsberatung gehalten. Besonders schwierige „Fälle“ schickte man gelegentlich nach Bern, Hilfsklassenabklärungen machten später die zwei Hilfsklassenlehrkräfte, in der Regel mit dem Kramertest und wurden dabei jeweils mit Fr. 100.- entschädigt. Zudem gab es einen „Hilfsverein für Geistesranke“, der wöchentlich in Thun einen halben Tag Sprechstunden eines Psychiaters von der Klinik Münsingen finanzierte, sowie eine Kinderpsychiatrische Therapiestelle des Oberlandes, geführt von einer Fr. R., die eine andere als universitäre Ausbildung und viel Erfahrung hatte. Warum sollte man eine eigene EB-Stelle mit entsprechenden Kostenfolgen errichten?

Bern war inzwischen trotz des Zuzuges von Dr. Kurt Siegfried und der Mitarbeit von Dr. Suzanne Hegg völlig überlastet. Unter dem Einfluss von Max Keller, 1. Sekretär der Erziehungsdirektion, und Schulinspektor Dr. Fritz Bürki beschloss der Gemeinderat von Thun 1964, die Schaffung einer Erziehungsberatungsstelle zu prüfen. Er beauftragte den für das Schulwesen zuständigen Gemeinderat Hans Burren (BGB) und den Schulsekretär Fritz Luder, die Fragen der Kosten und der Lokalitäten abzuklären und mit Frau Dr. Suzanne Hegg Kontakt aufzunehmen. Im Frühjahr 1965 wurde im amtlichen Schulblatt die Stelle eines/einer Erziehungsberaters/beraterin ausgeschrieben mit dem Ziel einer Stelleneröffnung per 1. Oktober 1965. Ich hatte soeben als erster das EB- Patent erworben und bewarb mich. Laut Schulinspektor Dr. Bürki war Suzanne für Thun vorgesehen und mir sagte er: „Eue Weize blüet de scho no“. Nach einer Besichtigung befand Suzanne die Räume an der Hauptgasse, die vom Hilfsverein für Geistesranke, vom Taubstummenverein, der Invalidenversicherung und der Jugendanwaltschaft sowie der Kinderpsychiatrischen Therapiestelle abwechselnd benutzt wurden, als ungeeignet und stellte schriftlich ein Gesuch um Miete grösserer, sonnigerer Räume, die zur Zeit im Bau waren. Das Schulsekretariat legte die Angelegenheit vorerst zu den Pendenzen.

Inzwischen eröffnete Burgdorf eine EB – Stelle und hatte Suzanne Hegg gewählt. Ich hörte von Thun nichts, war zu 50% an der EB Bern provisorisch angestellt und arbeitete an meiner Dissertation über „Grundprobleme der Anstaltserziehung – eine Auseinandersetzung mit der Kritik an Erziehungsheimen“, was auf meine spä-

tere Arbeit grossen Einfluss haben sollte. Der Gemeinderat in Thun beschloss, die Schaffung einer EB – Stelle erst mit dem Budget 1966 (Gesamtbudget EB max. Fr. 40'000.- pro Jahr, also Lohn, Raummiete etc.) nach der Klärung der Raumfrage zu behandeln. Das alles wusste ich nicht. Ende August erkundigte ich mich, wie es um meine Bewerbung stehe. Man erklärte mir, der Schulsekretär werde nach seinen Ferien Kontakt aufnehmen, was er auch tat. Im Herbst lud er mich nach Thun ein, stellte mich Herrn Gemeinderat Hans Burren, u.a. zuständig für das Schulwesen, vor – es ergab sich ein informelles Vorstellungsgespräch – und der Schulsekretär zeigte mir die Räume an der Hauptgasse. Sie waren zwar klein, aber romantisch und vor allem in der Altstadt weit weg von der Verwaltung. Auf seine Frage, ob man hier die EB-Stelle einrichten könne, antwortete ich sofort positiv, erklärte, die Kinderpsychiatrische Therapiestelle könne bleiben, für die IV, Jugendanwaltschaft und die Sprechstunden der beiden Vereine müssten neue Lösungen gesucht werden, da die EB zu 100% arbeiten werde. Der Schulsekretär wirkte wie erlöst, warum wusste ich nicht.

Nach dieser Besichtigung hoffte ich, gewählt zu werden, war aber keineswegs sicher und bewarb mich zusätzlich in einem grossen industriellen Betrieb im Raum Zürich um die Stelle eines Ausbildungschefs von Lehrlingen, weil ich eine volle berufliche Anstellung ausserhalb Berns wollte.

### Die Wahl

Mitte Dezember wurde ich an die letzte Sitzung des Gemeinderates von Thun zur Vorstellung eingeladen. Ich bereitete mich gründlich vor, wurde aber von die Sitzung leitenden Stadtpräsidenten gebeten, mich kurz zu fassen. Es war die letzte Sitzung im Jahr und die Gemeinderäte wollten nachher noch jassen, vernahm ich später. Aus dem GR-Protokoll vom 30. Dezember 1965 des Stadtarchivs: „Herr Peter Wyss, der sich um die Stelle eines Erziehungsberaters Thun – Oberland beworben hat, stellt sich vor. Auf Ersuchen des Vorsitzenden gibt er Auskunft über die Aufgaben der Erziehungsberatung, welche eine neue Aufgabe im Rahmen des kantonalen Schulwesens darstellt. Einzig die Stadt Bern hat sich bisher dieser Aufgabe angenommen. Die Schule ist vielfältiger geworden, und es zeigen sich Probleme, welche weder durch die Eltern in Verbindung mit der Schule noch umgekehrt gelöst werden können. Dem Erzie-

hungsberater sind vor allem zwei Aufgaben gestellt, einmal Aufgaben schulischer Art, dann Aufgaben erzieherischer Art. Er legt diese Aufgabengebiete näher dar. Für Thun scheint ihm wichtig, dass der künftige Erziehungsberater einen guten Kontakt mit der Lehrerschaft, den Behörden und den Eltern herstellt, um als neutrale Instanz wirken zu können. Er soll also nicht als ausgesprochene Amtsstelle in Erscheinung treten und von allen Seiten als unbefangen gelten.

Herr Burren macht darauf aufmerksam, dass unsere Reglemente für die Gemeindebeamten die Wohnsitzpflicht in unserer Gemeinde verlangen. Diese Forderung ist für die fragliche Stelle wichtig. Er möchte vom Kandidaten wissen, ob er beabsichtigt, in Thun Wohnsitz zu nehmen. Dies wird von Herrn Wyss bestätigt.“

Dann verliess ich das Rathaus, ohne zu wissen, ob ich gewählt worden war. Am 5. Januar 1966 bekam ich die schriftliche Zusage von Thun mit vorgesehenem Stellenantritt 1. März 1966, nicht Januar 1966 (Kostengründe). Schon vorher hatte ich aus Zürich die Mitteilung erhalten, ich würde dem Verwaltungsrat zur Anstellung beantragt, der trete in der ersten Januarwoche zusammen. Anlässlich der Vorstellung dort hatte ich den Personalchef gefragt, ob ich einen Lehrling, der Probleme bereite, möglichst zum Lehrabschluss führen oder eher „ausmustern“ solle. Die Antwort war: „Natürlich Letzteres“. Damit war meine Entscheidung für Thun klar, obschon das Lohnangebot in Zürich sehr viel höher war.

Nun war mir der Stellenantritt 1. März in Thun zu kurzfristig, weil ich mit meiner Dissertation noch gründlich vorwärts kommen wollte. Ich stellte das Gesuch um Stellenantritt 1. Juni 1966, das natürlich bewilligt wurde. Vor der Eröffnung der EB – Stelle besuchte ich mit dem Schulsekretär die Räume an der Hauptgasse. Sie waren völlig leer und kein Telefon vorhanden. Ich wies auf die Notwendigkeit von Möbeln im Sprechzimmer, Nebenraum und Warteraum (Gang), Telefon, Schreibmaschine und Büromaterial sowie Vorhängen (Diskretion gegenüber vis-à-vis) hin. Der Schulsekretär erschrak und erklärte, er habe dafür kein Geld im Budget und das Sekretariat werde im Schulsekretariat geführt. Ich antwortete: „Doch Sie haben Geld, ich beziehe ja erst ab 1. Juni Lohn, budgetiert ist er aber ab 1. März.“ Wieder war er erleichtert und wir konnten billige Occasionsmöbel kaufen, z. B. einen Schreibtisch, der mir nicht gefiel (schwer, Eichenholz massiv,) aber ich konnte beginnen.

## Der Aufbau

Als vordringlich erschien mir, als ich im Alter von 26 ½ Jahren mein Sprechzimmer/Büro betrat und vier „Fälle“ vorlagen ( 2 vom Schulsekretariat zugewiesene Hilfsklassenabklärungen, wie sie damals noch hiessen, 2 von Bern überwiesene andere Anmeldungen), das Vertrauen der Lehrerschaft und der Behörden zu erarbeiten. Als Erstes vereinbarte ich je einen Besuch bei den Lehrkräften, die bisher die Abklärungen gemacht hatten, um sie in ihren Schulklassen persönlich kennen zu lernen und mich vorzustellen. Das Schulsekretariat hatte ihnen mitgeteilt, solche Abklärungen liefen ab sofort über die neue EB – Stelle. Sie erzählten mir, was sie bisher gemacht hatten und über ihre Schulkinder. Ihre bisherige Arbeit war sehr gut gewesen. Es ergab sich ein gefreuter Kontakt und sie zeigten sich zu meiner Beruhigung erleichtert, dem Spannungsfeld „Hilfsklasseneinweisungen“ künftig nicht mehr ausgesetzt zu sein, trotz dem Wegfall der Entschädigung. Erst nachher bot ich zu den Abklärungen auf. An einer sehr grossen Zusammenkunft der Thuner Lehrkräfte, vor allem auch sämtlicher Schulvorsteher, damals ausschliesslich Herren, stellte ich Wesen, Möglichkeiten und Grenzen der Erziehungsberatung vor. Es kamen viele Fragen. Eine der tonangebenden Lehrerinnen war besonders kritisch, zeigte sich aber befriedigt und überwies mir später ihren offensichtlich schwierigsten Schüler gewissermassen als Testfall. Bei den Primarschulen wurde die Orientierung sehr positiv aufgenommen. Am damaligen Progymnasium war man anfänglich noch skeptisch und an der damaligen Mädchensekundarschule hiess es, für ihre Mädchen seien keine psychologischen Abklärungen nötig. Und ob! Im Laufe der Zeit erhielt ich aus diesen Schulen immer wieder Anmeldungen, öfters auch von den Eltern. Das Progymnasium wurde damals noch ausgesprochen autoritär geführt, die Mädchensekundarschule hatte im Volk den Uebernamen „Kloster“.

An den Schulen des rechten Seeufers hielt man ebenfalls anfänglich keine Erziehungsberatung für nötig. Das änderte sich bald. Anmeldungen erfolgten immer mehr, auch von Eltern. 1986 wurden 55% der EB – Fälle von Eltern angemeldet, was mir wichtig schien und meinem Ziel entsprach, nicht als behördliche Instanz wahrgenommen zu werden.

Andererseits wurden mir sehr rasch von Gerichtspräsidenten Fälle zur Begutachtung zugewiesen. Sie meldeten bald auch privat in Einzelfällen eigene zur Beratung an. Nach und nach wurde ich über-

häuft und brauchte nach einem Jahr eine eigene Sekretärin, vorerst teilzeitlich, später ganz.



Abbildung 2: Peter Wyss klärt ein Kind ab

### Glücksfälle

In der Stellenausschreibung für die Sekretärin stand u.a.: „Das vielseitige Tätigkeitsgebiet umfasst allgemeine Büroarbeiten, Telefonverkehr und Beschäftigung mit Kindern. Wir denken an Bewerberinnen mit kaufmännischer, pädagogischer oder ähnlicher Vorbildung, welche selbständig arbeiten können und Freude und Geschick im Umgang mit Kindern haben.“ Daraus wird ersichtlich, dass ich keine Nur – Sekretärin suchte. Mit Lydia Zurbrügg (später Hari – Zurbrügg) hatte ich ausgesprochen Glück. Meine Kollegin Monika Schärer schrieb 36 Jahre später (2003) rückblickend über sie:

„Liebe Lydia, wenn ich Dir begegne, sehe ich eine gereifte Frau, meist braun gebrannt und tüchtig Hand anlegend. Zugleich sehe ich (für die andern unsichtbar) eine ganz junge Frau, der man am Dialekt anhört, dass sie bis vor kurzem im Adelboden – Gebiet lebte. Diese junge Frau ist spürbar an hartes Arbeiten und ganzen Einsatz gewohnt, Belastungen weicht sie nicht aus ...sondern meistert sie mit heiterer Miene. Diese Qualitäten hat sie als Mitglied einer vielköpfigen Bergbauernfamilie von klein auf mitbekommen und wir auf der

kurz vor 1970 neu errichteten EB – Thun dürfen schon Früchte von diesem jungen Menschen ernten.

Wie die Mutter in einer grossen Familie ist dieses junge, ledige Fräulein Zurbrügg die Drehscheibe im rasch wachsenden, schon damals oft sehr lebhaften EB-Betrieb. Draussen läutende Klienten/-innen werden von ihr warmherzig empfangen und doch diskret begrüsst und ins Wartezimmer begleitet. Dazwischen schellt das Telefon auf verschiedenen Linien und zu allem will der Chef verbunden werden mit einer zu kontaktierenden Person. Schnell stiehlt sich Fräulein Zurbrügg ein paar Minuten zum Maschinen schreiben. Weil es noch keine speichernden Maschinen gibt, müssen die Berichte zuerst im „Sudel“ geschrieben werden. Wenn die Psychologen diese Texte überarbeitet haben, muss das Ganze nochmals neu geschrieben werden, nebst den diktierten oder von Hand aufgesetzten episch langen Anamnese – Geschichten. Zum Glück gab es damals noch wenige Psychologen auf der EB. Natürlich denkt die Sekretärin zu gegebener Zeit an den Zvieri – Tee, den alle Anwesenden mangels anderer Möglichkeit im Sekretariat am Schreibtisch von Frl. Zurbrügg trinken. Dabei hat sie Gelegenheit, Psychologen/-innen und Psychiater von verschiedensten Seiten zu beobachten. Sie hat wohl vorher kaum geahnt, dass der Psychiater (Dr.Thalmann von der Klinik Münsingen) gestenreich einmal in ihrem Sekretariatsraum Opernarien singen würde und hört mit Bewunderung, dass dessen Nachfolger Jugendpsychiater Dr. Jahn sogar dichtet, Bücher schreibt (Spiel nicht mit dem Krokodil u.a.) und in der Gesellschaft der anerkannten Dichter aufgenommen ist. Sie amtet als Uebersetzerin wenn ein Adelbodner – Kind zärtlich von seinem Muni erzählt und weiss natürlich, dass „Muni“ in Adelboden nicht Stier bedeutet, sondern das Wort für eine Katze ist.

Ein wahres Juwel sind für sie die Hauptpersonen auf der jungen EB, die Kinder. Auch wenn der Psychologe lange mit der Mutter spricht, wird es dem Kind nie langweilig. Spielerisch und gezielt arbeitet nämlich die junge Sekretärin mit ihm, sie wurde vom Chef ja in die Geheimnisse einiger Tests eingeführt: Goodenough, Raven, Kramer, Szeno kennt sie nicht nur vom Akten schreiben und ihre Beobachtungen während der Arbeit sind den Psychologen wichtig, sogar aufgeschrieben in den Akten. Auch wenn der Chef abwesend ist, wird es ihr nicht langweilig. Der Tag ist nicht lange genug, um allen Kindern, die es nötig hätten, Gelegenheit zu geben, bei ihr im Sekretariat Aufgaben zu machen. Die Erfolge treten zum Glück rasch ein, so dass ein neues Kind nachrutschen kann.“

Ein weiterer Glücksfall war Monika Schärer, die ich zuerst teilzeitlich, dann ganz für die Arbeit auf der EB Thun gewinnen konnte. Sie hatte während Jahren als Lehrerin auf der Oschwand (dort lebten u.a. Cuno Amiet, Bruno Hesse, Sohn des Dichters) unterrichtet und studierte dann Erziehungsberatung. In einem Rückblick auf ihr Leben schreibt sie unter anderem im Sommer 1999:

„Schon in meinem letzten Studienjahr konnte ich Vertretungen an der neu errichteten Erziehungsberatungsstelle in Thun versehen, weil der einzige Psychologe der EB oft in den Militärdienst musste. Gleich nach dem Studium hätte ich dort eine Teilzeitstelle erhalten. Da ich jedoch zuerst das an der Universität Erlernete tätig in die Praxis übersetzen ...und ich wieder voll verdienen wollte, liess ich mich 1970 an die eben neu errichtete Kleinklasse B in Thun (für normal begabte Kinder mit besonderen Schwierigkeiten) wählen. Diese Art von Klasse war völlig neu für das Oberland.... In der Arbeit mit diesen speziellen Kindern lernte ich enorm viel, auch für die Beratertätigkeit. An den freien Nachmittagen und in den Ferien arbeitete ich an der Erziehungsberatung.

Zudem baute ich bald nach Beendigung des Studiums zusammen mit einer Kollegin (Elisabeth Spycher von der EB Bern) Legastheniekurse für Lehrkräfte im Kanton Bern auf....Mit der Zeit wurde die Doppelarbeit (Kleinklasse B / EB Thun – Oberland) zu anstrengend... Ich wechselte vollamtlich an die EB in Thun. Dieser Schritt stellte eine wichtige Weiche für mein weiteres Berufsleben.“ Ueberbrückt wurde die Zeit, als Monika Schärer die Kleinklasse B führte, von Jean Pierre Waber, der in Genf Psychologie studiert hatte und noch das Berner EB- Patent wollte. Später übernahm er – nach einem mehrjährigen Aufenthalt in Afrika (Zaire) als Leiter die EB Tavannes.

### Schaffen von Strukturen

Neben der oben erwähnten ersten Kleinklasse B – aus den Hilfsklassen waren mittlerweile Kleinklassen A geworden - wurden von unserer EB aus gemeinsam mit Bern Legastheniekurse aufgebaut. Monika Schärer schreibt weiter: „Zuerst führte ich die Kurse mit allen Referaten fast alleine durch. In späteren Kursen halfen Kollegen mit. Die Vorbereitungen musste ich am Sonntag besorgen, da die Wochentage anderweitig voll ausgebucht waren. Nach einigen Kursen entstand ein gut funktionierendes Netzwerk von Legasthenie-Lehrkräften im Berner Oberland, und ich kannte alle recht gut.

In Verhandlungen mit der IV und dem Kanton konnten für diese Speziallehrkräfte die Anerkennung und die Bezahlung gut geregelt werden. Die kontaktierten Behörden öffneten ohne Umwege ihre Türen für unsere Anliegen. Die IV beauftragte meine Kollegin und mich, einen Verein zu gründen, damit sie einen Verhandlungspartner bekommen konnte. Ich hätte nie geglaubt, dass ich einmal in meinem Leben einen Verein mit mehreren hundert Mitgliedern gründen würde...

Totaler Einsatz im Beruf: Motiviert vom vielseitigen Studium und berührt von schweren Kinderschicksalen, denen ich in meiner Schultätigkeit begegnet war, beseelte mich die Vorstellung, Kindern wo nötig ihre Lebenssituation verschönern zu helfen, das Wachsen und Erblühen ihres Potentials zu fördern.

Heilpädagogische Hilfen gab es anfangs der 70er Jahre noch fast keine. Mit viel Einsatz bauten mein Kollege und ich nebst dem Legasthenieangebot ein Netz von Kleinklassen A und B und Logopädenstellen auf, in Zusammenarbeit mit den Behörden. Wir wurden einbezogen beim Aufbau der neu gegründeten Heilpädagogischen Schulen und hatten regelmässige Kontakte mit Kinderheimen und den entstehenden Grossfamilien (anstelle von Heimen). Auch schwere Fälle von Behinderungen, die im Unterland meist in der Insel untersucht wurden, kamen wegen der besseren Erreichbarkeit in unsere Sprechstunden. Selbstverständlich konnten wir den in unseren Räumen (pro Woche 1 bis 2 Halbtage) wirkenden Kinderpsychiater beiziehen oder Untersuchungen bei Spezialärzten veranlassen. Wir bekamen ein unglaublich weites Spektrum von Entwicklungsauffälligkeiten zu Gesicht, was uns enorm forderte, die Arbeitstage (weit länger als 8 Stunden) jedoch auch sehr spannend gestaltete.“ So weit Monikas Erinnerungen.

Unvergessen bleibt mir als EB – Leiter Thun-Oberland die Versammlung zur Gründung einer Kleinklasse A in Wilderswil. Wie man das macht, hatte ich bei Prof. Kurt Siegfried gelernt. Trotzdem fuhr ich mit grossem Respekt dorthin, weil ich wusste, dass der Schulleiter Rychen fast wie ein Dorfkönig herrschte. Ich hielt mein Referat vor einem Elternpublikum, von denen die meisten an den Tellspielen auftraten (Ehrensache), über Wesen und Möglichkeiten dieser Klasse, beantwortete Fragen und am Schluss sagte Herr Rychen: „ So, jetzt wüsstet dir, was dr Dokter Wyss het gseit u am Sunndig chömet dr cho abstimme u säget ja! I stah de dert u luege, wär nid chunnt!“ Es gab in dieser eher konservativen Schulgemeinde ein klares Ja. Die erste Kleinklasse B, von der Monika Schärer schreibt, hatte ich

politisch in die Wege geleitet. Anlass war die Abklärung des Sohnes einer Thuner Familie, der nicht in eine Kleinklasse A gehörte, aber aufgrund einer hirnorganischen Störung (man sagte damals POS) trotz guter Intelligenz nicht in der Regelklasse mitkommen konnte. Ich war damals bei den Jungfreisinnigen (wie übrigens auch die spätere Regierungsrätin Leni Robert in Bern) und überzeugte einen Schulvorsteher, als Stadtrat der FDP einen Vorstoss für eine Kleinklasse B einzureichen, der vom Stadtrat mit einer damals klar bürgerlichen Mehrheit knapp angenommen wurde. Natürlich waren einzelne Vertreter der Bauern- Gewerbe- und Bürgerpartei (heute SVP) und der Sozialdemokraten aus unterschiedlichen Gründen dagegen. Diese KKB unter der Führung von Monika Schärer erwies sich als hervorragend für das Schulleben in Thun. Bald wurden weitere eingerichtet, eine übrigens unter der oben erwähnten kritischen Lehrerin ausgesprochen erfolgreich geführt.

Die weitere Aufbauarbeit von pädagogischen Strukturen wurde m.E. erleichtert, wenn man mit der Politik vertraut oder im Stadtrat, in Kommissionen oder im Gemeinderat vertreten war. Ich wurde als Jungfreisinniger im Dezember 1970 knapp in den Stadtrat Thun gewählt, was sich positiv auf den Aufbau weiterer Strukturen auswirkte.

Die Gründung der Heilpädagogischen Schule Thun geht auf einen einzelnen Fall zurück. Ein Landwirt aus dem Raum oberes Gürbetal kam auf Rat des Schulinspektors mit einem schwer geistig behinderten Buben zu mir, den die Lehrerin nicht in die Schule aufnehmen wollte. Die Regelschule oder eine KKA kamen tatsächlich nicht in Frage und die einzige Heilpädagogische Schule in Steffisburg war überfüllt und konnte das Kind nicht aufnehmen. Die Eltern wollen ihr Kind unter keinen Umständen in ein Heim geben, was ich völlig begrüsste. Ich beschloss, in Thun eine HPS zu gründen und nahm Kontakt auf mit A. Bitterlin, Fürsorgedirektion des Kanton Bern, der sofort dafür war. Wir gründeten einen Förderverein HPS, stellten eine Kommission auf mit Bitterlin und mir, einer gelernten Heilpädagogin, einer Vertretung der Sozialdienste Thun und zwei politischen Schwergewichten. Erneut stellten sich wie bei der EB Raum – und Finanzierungsfragen. Bitterlin half mit dem Lastenausgleich der Fürsorgedirektion bei der Finanzierung, ich beschaffte provisorische Räume in Thun, Baracken der Coiffeurlehrlinge bei der Gewerbeschule (nahe am Bahnhof), die zufällig leer standen und übernahm für 10 Jahre da Kommissionspräsidium. Wenige Wochen später stand die Schule mit einer Klasse, später in den renovierten Bara-

cken mit 4 Klassen. Nach vierzig Jahren feierten die in jüngerer Zeit zusammengelegten Schulen Thun und Steffisburg ihr Jubiläum in einem Prachtsbau in Steffisburg, samt neu eingeführter Reittherapie. So ändern sich die Zeiten – und die Ansprüche.

Meine 1969 im Paul Haupt Verlag veröffentlichte Dissertation hatte viel Aufregung in die politische Diskussion über die herkömmlichen Schul- und Erziehungsheime gebracht. Ich wurde bald in die Kommission des Sonderschulheims Sunneschyn in Steffisburg gewählt, wo diverse Modernisierungsfragen anstanden. Als neues Leiterpaar waren Erziehungsberater Niklaus Stocker und seine Frau Monika eingesetzt worden. Sie brachten Vieles in Gang und im Sunneschyn wurde es sonniger. Nach einigen sehr erfolgreichen Jahren wechselte Niklaus Stocker an die EB Langenthal und unterrichtete als Psychologielehrer am dortigen Lehrerseminar.

Mit der alternativen Ecole d' Humanité auf dem Halsliberg, seinerzeit gegründet vom Pädagogen Paul Geheeb (Odenwaldschule), sehr erfolgreich geleitet von A. Lüthi, setzte eine jahrelange fruchtbare Zusammenarbeit ein. Mehrere EB – Fälle konnten jeweils für eine gewisse Zeit dort untergebracht und „aufgebaut“ werden.

In eine Primarschul- oder Sekundarschulkommission wollte ich nie eintreten, weil wir laufend Empfehlungen an die Kommissionen abgaben oder Berichte erstellten (Gewaltentrennung). Die Unabhängigkeit der EB von diesen Schulen führte zu einem politisch anspruchsvollen Auftrag von Gemeinderat Hans Frutiger (Bauunternehmer, als Gemeinderat(FDP) Vorsteher des Schulwesens) an den Leiter der Erziehungsberatung: Ich sollte ein Gremium präsidieren, das a) die Frage der Einführung der Koedukation am Progymnasium und an der Mädchensekundarschule sowie B) die Umstellung des Systems 4/5 auf das System 6/3 an den Sekundarschulen prüfte.

Die beiden Schulvorsteher waren im Gremium gegen die Koedukation, der eine aus traditionellen Gründen: Er sah im „Progy“ eine ganz besondere, in Thun historisch verankerte Institution, für die Elite der Schüler, eng verbunden mit dem Kadettencorps (Hinweis: Der spätere Nationalrat Jean Ziegler, der damals noch Hans hiess, war seinerzeit in Thun Kadettenhauptmann). Der andere legte Wert auf die Mädchenerziehung, die ganz besondere Ansprüche stelle und brachte an der 1. Sitzung mehrere Bücher, u.a. von Fénelon auf den Tisch, die ich vom Studium bei Prof. J. R. Schmid kannte. Im Grunde war er dagegen, weil einzelne seiner Lehrerinnen Angst vor den Buben hatten und durch die Koedukation Unheil auf sich zukommen sahen. Ich schlug vor, in den Gesprächen auf Bücher zu

verzichten, sonst müsste ich auch welche bringen. Die Koedukation an allen andern Schulen sei erfolgreich. Nach intensiven, sachlichen Diskussionen wurde die Koedukation gleichzeitig an beiden Sekundarschulen eingeführt und ist nicht mehr wegzudenken.

In der Frage 4/5 oder 6/3 war ich ambivalent. Ich hatte in Bern 4/5 durchlaufen, meine Frau im Thurgau 6/3. Das Gremium tendierte mehrheitlich auf 4/5, der Stadtrat stimmte knapp für 6/3. Damit lernte man mit der Zeit leben.

Mit der Progymnasiumsfrage war auch das bis anhin dort untergebrachte Gymnasium unter der hervorragenden Leitung von Rektor Dr. Erich Studer verbunden: Es sollte verselbständigt werden in einem neuen, eigenen Gebäude, was dann auch geschah. Man wählte mich in die Gymnasiumscommission, um diesen Prozess zu begleiten. Ich stellte bei dieser Gelegenheit Antrag, neu einen modernsprachlichen Typus D einzuführen, da bis anhin für sprachlich orientierte Schüler Typus A (Griechisch, Latein) und Typus B (Latein, Englisch oder Italienisch) dominierten. Rektor Studer, der die alten Sprachen sehr hochhielt, fragte, ob ich einen Typus David wolle (einer meiner Söhne heisst so). Das war zwar witzig, traf aber nicht zu. David wählte B. Doch der Typus D wurde eingeführt mit grossem Erfolg.

### *Pädagogik- und Psychologieunterricht ausserhalb der EB*

Seminar: Es gab in den späten sechziger Jahren noch wenige Psychologen/innen, die geeignet und bereit waren, an einem Lehrerseminar zu unterrichten, so dass ich von meinem früheren Psychologie-Lehrer Dr. Eugen Rutishauser die Anfrage zur Uebernahme eines kleinen Teils seines Pensums erhielt. Dies tat ich gerne, weil ich meine EB-Praxiserfahrungen in die Lehrerausbildung einbringen konnte. Ich sah nun das Seminarlehrerzimmer von innen. Als einmal ein Französischlehrer, der lieber Cello spielte als unterrichtete, im Lehrerzimmer Probelblätter auf den Tisch schmiss und sagte: „Unglaublich, was die Kerle für Fehler machen“, fragte Rutishauser, gemütlich an seiner Toscani rauchend: „Wer hat denn die bisher in Französisch unterrichtet?“ Das sass.

Als Eugen Rutishauser wegen einer schweren Krankheit mehrere Wochen ausfiel, musste ich unverzüglich mehrere Klassen zusammengefasst gleichzeitig in einem grossen Raum unterrichten. Darunter war auch Robert Emmenegger.

Sekundarlehramt: Vom 1. Sekretär der Erziehungsdirektion, Max Keller, kam später die Anfrage, ein Lektorat von 2 Stunden am Lehramt zu übernehmen. Das hiess weg vom Seminar, wo ein Ersatz gefunden werden konnte und hinein in den Hörsaal. Dies schien mir sinnvoll, da ich in Sekundarschulen oft weniger Verständnis insbesondere für sogenannte „Sozialfälle“ als in Primarschulen gefunden hatte. In einer Vorlesung erzählte ich von einer Tochter im Oberland, die familienintern geschwängert worden war und im Mütterheim Hohmad in Thun ein Kind geboren hatte. Es fand sich ein hervorragender Pflegeplatz bei einer Lehrersfamilie in Thun, doch die Kindsmutter musste noch das 9. Schuljahr abschliessen. Der zuständige Lehrer weigerte sich, diese junge Mutter als Schülerin aufzunehmen, weil sie der Klasse schaden könnte. Wir fanden eine andere Lösung in Thun und sie schloss ihre Schulzeit gut ab.

Universität: Im Anschluss an das Lehramt erhielt ich einen 2-stündigen sozialpädagogischen Lehrauftrag über Heimkinder und Heimerziehung. Der Ordinarius für Pädagogik, Prof. Dr. Weisskopf (Nachfolger von Prof. J.R. Schmid) wollte das pädagogische Seminar auf sozialpädagogische Fragen ausweiten. Das nahm ich sehr gerne an und dehnte den Auftrag auch auf Pflegekinderprobleme aus. Ein Beispiel aus dem kasuistischen Teil: Von einer Pfarrfamilie war mir ein Pflegekind gemeldet worden, das sich „ungefreut“ entwickle, von einer Vormundschaftsbehörde im Züribiet weggenommen und im Kanton Bern platziert worden sei, weil seine Mutter nach ihrer Scheidung immer wieder von einem Mann besucht werde, dieser „Onkel“ aber gelegentlich wechsele. Meine Besuche in der Pflegefamilie und bei der Mutter ergaben, dass der Bub hier in einem Pfarrhaus mit Biedermeiermöbeln lebte und die Pflegefamilie regelmässig intensiv Streichquartette spielte. Die Mutter, eine leicht adipöse Frau, hatte zwar gelegentlich einen Freund im Haus - der bei meinem Besuch im Leibchen am Küchentisch ein Bier trankzeigte aber sonst ganz gute mütterliche Qualitäten. Der Bub lebte anlässlich von Besuchen bei ihr richtiggehend auf, wie sich erwies. Er war im Pfarrhaus in einer für ihn völlig ungeeigneten Welt, heute würde man sagen „im falschen Film“. Der Bub kam wieder zur Mutter zurück und die Vormundschaftsbehörde im Züribiet sollte ihre sehr moralistischen Kriterien überdenken. Die Erziehungsberatung konnte auch in solchen Fragen, vor allem im Berner Oberland, manche Verbesserung in der Haltung von Behörden einleiten.

All diese Lehrtätigkeiten erfolgten zusätzlich zu meinem 100% Auftrag an der EB und führten gemeinsam mit politischer Arbeit zu

einem Pensum von gegen 60 Stunden pro Woche über viele Jahre. Das war damals völlig normal für engagierte Erziehungsberater.

### VSSE / SKIP

In diesen Jahren wurde die Vereinigung Schweizerischer Erziehungsberater und Schulpsychologen gegründet. Eine Arbeitsgruppe unter dem Initianten Dr. R. Nef, SPD Basel Stadt, Prof. Kurt Siegfried, Bern, meiner Wenigkeit und anderen Kollegen erarbeiteten ein Konzept, wie wir Erziehungsberater und Schulpsychologen uns gesamtschweizerisch organisieren sollten. Unser Berufsstand sollte Gewicht erhalten. Wir mussten uns gegenüber den fragwürdigen, mässig qualifizierten, selbst ernannten Psychologen einerseits und den Aerzten, die das Sagen hatten und psychologisch nicht qualifiziert waren andererseits in Position bringen. Ich war nach Dr. Josef Brunner, Leiter SPD Luzern (überraschenderweise wurden weder die Initianten R. Nef noch K. Siegfried gewählt) während mehrerer Jahre der 2. Präsident dieser Vereinigung Schweizerischer Erziehungsberater und Schulpsychologen VSSE. Wir arbeiteten in kollegialer Weise im Vorstand dieser Vereinigung, später in SKJP umgetauft, auf dieses Ziel hin. Nach Innen ging es um einen intensiven Gedankenaustausch, nach Aussen um eine standespolitische Positionierung und den Kampf gegen unqualifizierte „Experten“. Die Arbeit innerhalb der VSSE/SKIP führte uns über die Kantonsgrenzen hinaus zusammen. In meiner Präsidialzeit begannen wir, unsere Jahrestagungen in einem Rathaus mit anschliessend attraktivem Programm abzuhalten, sei es im Rathaus der Stadt Thun, der Stadt Freiburg oder ... Es wurde jeweils ein Stadtpräsident oder anderer gewichtiger Politiker zur Begrüssung eingeladen mit anfänglich als Ausnahme, später selbstverständlich von der Behörde offeriertem Aperitif. Das war neu, förderte unser Zusammengehörigkeitsgefühl, die offizielle Anerkennung unseres Berufes und bildete vor Jahren eine Vorstufe für das erst 2012 von den eidgenössischen Räten genehmigte Gesetz über die psychologischen Berufe.

### Ausbildung EB – intern und Personalsituation

Während mehreren Jahren bestritt ich gemeinsam mit Martin Vatter Kolloquien für EB- Studenten/innen auf der EB in Bern. Später

ersetzte mich Ueli Wälti (siehe auch Texte Vatter / Inversini / von Felten u.a.). Dies war sehr spannend in Ergänzung zu den vielen Praktikanten/Assistentinnen in meiner EB und eine grosse Herausforderung. Es war auch eine persönliche Weiterbildung und ein Hinterfragen der eigenen Tätigkeit damit verbunden. Diese Praxisausbildung hielten wir für unerlässlich für Erziehungsberater. Eine grosse Zahl von Praktikanten und Mitarbeitenden kamen als Praktikanten auf die EB Thun, mehrere konnten später voll- oder teilzeitlich angestellt werden. Ich zähle sie aber nicht auf, weil die Gefahr besteht, dass ich 28 Jahre nach meinem Weggang nicht mehr alle aufzählen könnte. Bezogen auf einen Presstext vom 10 Juni 1986 anlässlich des 20 jährigen Bestehens der Erziehungsberatung kann ich die damaligen Namen nennen:

Pd. Heute (Juni 1986) umfasst die Erziehungsberatung vier Stellen für Psychologen, eine halbe Stelle eines Spezialarztes für Kinder- und Jugendpsychiatrie und gut eine Sekretariatsstelle. Ihr angegliedert ist zudem eine Teilzeitstelle einer Logopädin. Als Erziehungsberater /Jugendpsychologen wirken mit unterschiedlichen Stellenanteilen Dr. Peter Wyss, Monika Schärer, Ruth Aebersold, Robert Emmenegger, Beat Jaeger, Daniel Iseli, Thomas Köchlin. Dr. med. Walter Jahn, Spezialarzt für Kinder- und Jugendpsychiatrie und die Logopädin Regine Studer ergänzen das Team in fachlicher Hinsicht. Das Sekretariat führen Charlotte Gasser, Lydia Hari – Zurbrügg und Alma Wyttenbach.

Nach der Kantonalisierung der EB per 1.1.1971 zogen wir für mehrere Jahre in helle Räume im Bälliz. Später, im Juli 1985 kurz vor dem 20 Jahr Jubiläum, das wir 1986 mit einem Fest begingen, bezogen wir herrliche privat wirkende Räume an der Oberen Hauptgasse 74 mit schöner Aussicht auf das Aarebecken und den See. Das Haus gehörte der Stadt und ich konnte – inzwischen Gemeinderat – den Stadtpräsidenten Eggenberg (SP) gewinnen, uns die Räume zu vermieten. Nach kurzer Skepsis sagte er zu. Er bekam als Finanzvorsteher mit dem Kanton einen sicher zahlenden Mieter und gleichzeitig eine soziale Nutzung. Inzwischen waren neue Möbel möglich geworden und wir konnten individuell ausgewählte Bilder aufhängen. Das gab jedem Raum eine persönliche Note und die Mitarbeitenden gaben anlässlich der Feier der neuen EB den Namen „Château Wyss“, weil alle Räume weiss gestrichen waren. Thomas Köchlin sang Arien und Rezitative von G. Ph. Telemann, Robert Emmenegger spielte Klarinette und die aus Bern herbeigeeilten Martin und Beatrix Vatter spielten Cello und Cembalo. Eingeladen waren

auch Personen aus der Verwaltung und der Stadtpräsident von Thun, der uns die Räume vermietet hatte. Auch solche Feiern gehörten zum Aufbau von EB - Zusammenarbeit. Es war ein phantastisches Fest. Thomas Köchlin hatte ein Patent als Erziehungsberater, aber gerade auch eine Ausbildung als Sänger am Conservatoire de Lausanne hinter sich. Wunderbare Musik erklang im Treppenhaus (Bild und Text dazu siehe Anhang). Übrigens: Aus dieser Zeit ist heute (2013) Thomas noch als einziger aktiv in der EB Thun. Herzlichen Dank an ihn.

### Nachfolger Robert Emmenegger

Ende 1986 sollte ich die EB verlassen, um vollamtlicher Gemeinderat zu werden. Ich suchte einen Nachfolger und sah ihn in Robert, weil niemand anders wollte, wir ihn ausgesprochen schätzten und klar für geeignet hielten. Seit 1976 arbeitete er als Erziehungsberater in der EB, nach dem Lehrerseminar hatte er während 2 Jahren im Schulheim für verhaltensschwierige Knaben in Aarwangen gewirkt und anschliessend Erziehungsberatung studiert. Ich zitiere aus dem Nachruf nach seinem Heimgang von Ueli Kunz und Martin Vatter von 1998:

„Nach Abschluss des Studiums im Jahre 1976 übernahm er sogleich eine Stelle als Erziehungsberater/Schulpsychologe auf der Kantonalen Erziehungsberatung Thun. Die Beratungsstelle wurde zu seinem Wirkungsfeld, in dem er in den vergangenen 23 Jahren verschiedene Verantwortungs- und Aufgabenbereiche ausfüllte. 1987 übernahm er auch die Leiterstelle – dies auch auf Drängen von aussen, nicht nur von innen – wie er sich ausdrückte. Drei Jahre war er zudem als Lehrer für Pädagogik und Psychologie in der Lehrerbildung tätig. Der Weiterbildungskommission des SKJP stellte er seine Kräfte während einiger Jahre zur Verfügung. Seine Beschäftigung mit Fragen der Erziehung, Bildung und Therapie hat im Verlaufe seiner Tätigkeit mehrfach eine neue Ausrichtung erfahren. Am Anfang standen pädagogische Konzepte im Zentrum.....Im Rahmen des Paradigmenwechsels in Beratung und Psychotherapie bildete sich Robert Emmenegger in Familientherapie weiter und vermochte die dort gewonnenen Methoden ... gewinnbringend in die beraterische und therapeutische Arbeit mit Familien.... zu integrieren. In den letzten vier Jahren seiner Tätigkeit beschäftigte er sich wiederum mit einzeltherapeutisch ausgerichteten Konzepten, indem er die Ausbil-

dung zum Gesprächs-Psychotherapeuten begann.“  
Robert brachte - wie früher schon Monika Schärer - therapeutische Arbeitsweisen in die Erziehungsberatung, nahm aber auch die Anliegen der Schule sehr ernst. Die beiden Seiten Beratung und Therapie wurden unter seiner Leitung stark ausgebildet.



Abbildung 3: Abschied von Peter Wyss im Team der EB Thun (Dezember 1986)

Erziehungsberatung ist ausgesprochen geprägt von den Beraterpersönlichkeiten. Ich muss darauf verzichten, noch weitere Kolleginnen und Kollegen hier vorzustellen oder zum Wort kommen zu lassen und noch über die Zeit nach Roberts Leiterfunktion zu schreiben, da ich diese zu wenig kenne.

Zum Abschluss nur noch ein ganz besonderer schulpsychologischer Fall aus meiner letzten Beratungszeit:

### Unglaublich!

Nach all der Aufbauarbeit in 20 Jahren wurde mir im Frühjahr 1986 von einem Psychiater für Erwachsene eine 22jährige Frau angemeldet, die er nicht für geistig behindert halte, die als Serviertochter

arbeite, aber nicht lesen und nicht schreiben könne und das noch lernen wolle. In der Abklärung zeigte sich, dass sie im Saanenland während neun Jahren zur Schule gegangen war. Sie konnte mir alle Ortschaften, die sie auf dem Weg von ihrem Arbeitsort Rougemont nach Thun durchfahren hatte, in der richtigen Reihenfolge nennen. Sie könne die Ortsschilder zwar nicht lesen, kenne die Namen der Dörfer aber wegen der Kirchen, die verschieden seien... Sie arbeite als Serviertochter. Für die Quantitäten von Raclettes und Fondues und die übrige Speisekarte hatte sie Eselsbrücken entwickelt, so dass sie arbeiten konnte. Nun habe sie einen Freund und wolle Kinder. Die dürften später beim Aufgaben machen nicht merken, dass sie nicht lesen könne...

Ich schickte sie nach der Abklärung zur besten aller Legasthenietherapeutinnen im Raum Thun und teilte dem zuständigen Schulinspektor mit, dass der Kanton die Kosten für Therapie und Reisen dazu übernehmen müsse. Er erklärte, das komme nicht in Frage, weil kein Dekret Beiträge für Erwachsene vorsehe.

Ich bat ihn, eine Lösung zu bewilligen, denn der Lehrer in der Normalschule habe sie während neun Jahren nie zur Abklärung geschickt und das Inspektorat nicht bemerkt, dass eine Schülerin überhaupt nicht lesen und schreiben könne. Anderntags wurden die Kosten bewilligt.

Die Frau, jetzt mehrfache Mutter, durchlief erfolgreich die Therapie, schrieb mir nach diesem Jahr zum Dank eine Ansichtskarte und der Therapeutin bis heute (2013) jährlich eine selbst geschriebene Karte zum Geburtstag oder aus den Ferien!

**Maja Nef**

## **Erinnerungen an meine Zeit an der EB Burgdorf**

### Wie das Ganze angefangen hat

Die EB Burgdorf wurde 1966 von Suzanne Hegg (Psychologin) und Walter Jahn (Kinderpsychiater) gegründet, zuerst mit Sprechstunden an einzelnen Nachmittagen und dann als volle selbständige Stelle. Trägerin war die Stadt Burgdorf.

1970 fragte mich Suzanne Hegg, ob ich bereit wäre, die Leitung der Stelle in Burgdorf zu übernehmen. Diese umfasste zu diesem Zeitpunkt zwei Psychologenstellen und eine Sekretariatsstelle. Der Kinderpsychiater (damals Walter Jahn) kam einmal pro Woche aus Bern. Suzanne wollte offenbar näher an ihrem Wohnort Bern arbeiten und beabsichtigte deshalb, in Bolligen eine neue EB-Stelle zu gründen. Es war ihr sehr daran gelegen, dass die Leitung der Stelle in Burgdorf wieder von einer Frau übernommen wurde.

Ich lehnte ab, da ich mich zu jung und zu unerfahren fühlte und auch noch zu „fremd“ in Bern.

Ein Jahr später bekam ich die gleiche Anfrage wieder von Suzanne Hegg, und diesmal auch von Walter Jahn. Ich wagte es jetzt - immer noch mit grosser Unsicherheit -, kannte ich doch weder Burgdorf noch das Emmental. Mein Chef in Bern, Dr. Kurt Siegfried, warnte mich übrigens eindringlich: eine Frau könne an einer solchen Stelle niemals bestehen.

Anekdote zu meiner Unkenntnis der Gegend: schon bevor ich in Burgdorf angefangen hatte, übernahm ich es, in einem Dorf einen Vortrag zu halten. Ein Kollege in Bern erkundigte sich, wo das sei. „Keine Ahnung“, sagte ich. „Wie kannst du denn dort einen Vortrag halten, wenn du nicht weisst wo es ist?“ Nun: zum Glück gibt es Landkarten! Es war übrigens im Heimisbach, einem Tal, das bis kurz zuvor noch „Dürrgraben“ hiess und 1968 dem Dichter Simon Gfeller zu Ehren nach seinem Roman umgetauft worden war. Ich hatte das gleiche Referat über „Angst“ kurz zuvor in Bern gehalten und erlebte nun zum ersten Mal das Emmental. Bei meinem Hinweis, dass man bei Kindern die Angst auch mit „magischen“ Mitteln bannen könne - z.B. mit einem gezeichneten Gitter gegen Diebe, erntete ich in der Stadt Bern ungläubiges Gelächter oder skeptisches Erstaunen, im

Heimisbach jedoch zustimmendes Gemurmel und Erstaunen darüber, dass ich so etwas Selbstverständliches überhaupt erwähnte. 1971 waren alle EB-Stellen im Kanton der kantonalen Erziehungsdirektion unterstellt worden, so dass ich beim Wechsel von Bern nach Burgdorf beim gleichen Arbeitgeber bleiben würde.

Anekdote zu meiner Bewerbung: für die Wahl als EB Leiterin war ein Bernisches Erziehungsberaterdiplom oder eine äquivalente Ausbildung Voraussetzung. Ich reichte meine Unterlagen mit dem Doktorat der Universität Zürich in Psychologie ein. Zu meinem Erstaunen wurde diese Ausbildung nicht als äquivalent anerkannt, obwohl sie auch Pädagogik und Psychopathologie umfasste - nebst Heilpädagogik. Mangels anderer, besser qualifizierter Bewerber erklärte man mich doch für wählbar, hatte ich doch drei Jahre an der EB Bern gearbeitet zur Zufriedenheit von Prof. Siegfried und Prof. Züblin. Allerdings hätte man lieber einen Mann gewählt, aber auch da gab es keine Bewerbung.

Eindrücklich ist wohl im Rückblick, dass ich zur Leiterin einer kantonalen EB- Stelle gewählt wurde, ohne das Stimmrecht zu besitzen. Im September 1971 konnte ich zum ersten Mal an die Urne gehen. Die Geschichte der EB Burgdorf ist für mich eng mit der Entwicklung der Rechte der Frau verbunden. Dies wird in meinen Erinnerungen zum Ausdruck kommen.

Suzanne wollte die EB Bolligen im Herbst 1970 eröffnen. Ich konnte die EB Bern nicht so plötzlich verlassen und so arbeitete ich während eines halben Jahres teils in Bern und teils in Burgdorf. Das war keine gute Zeit, und so war ich froh, im April 1971 die Leitung in Burgdorf eindeutig übernehmen zu können. Gleichzeitig kündigte die Sekretärin, um eine Weiterbildung zu beginnen. Dies erschreckte mich zunächst, weil ich auf ihre Hilfe in der ersten Zeit gehofft hatte, dann aber fand ich in Elisabeth Leemann eine Mitarbeiterin, der in der Geschichte der EB Burgdorf ein wichtiger Platz eingeräumt werden muss. Ich hätte die Anfänge ohne sie nicht geschafft. Es war eine gemeinsame nicht ganz einfache Leistung.

Gleich darauf kündigte auch mein Mitarbeiter Erich Zimmermann, weil er Suzanne Hegg nach Bolligen folgen wollte. Ich bestand eine erste Probe für mein Durchsetzungsvermögen, als ich darauf bestand, dass er die Kündigungsfrist in Burgdorf einhalten musste, obwohl ihm von der Erziehungsdirektion gestattet worden war, sofort nach Bolligen zu wechseln, da ihr ja beide Stellen unterstellt seien. Trotz angestrebter Suche fand sich kein Ersatz für Erich Zimmermann. Wir teilten seine Stelle auf in verschiedene Aushilfestellen, die

von Studierenden übernommen wurden, die ihr Praktikum (heute: Assistenzjahr) gerade absolviert hatten oder noch absolvierten. Erstaunlicherweise waren es lauter junge Männer (man sprach von „Majas Buebe“). Kurz zuvor hatte Kurt Siegfried noch gesagt, es sei für einen Mann nicht zumutbar, sein Praktikum bei einer Frau machen zu müssen.

Der Anfang in Burgdorf war für mich nicht leicht. Durch die „Hintertür“ hörte ich, dass man sage, als neue Leiterin komme eine „kleine graue Maus“ und dann sei sie erst noch katholisch. Dies wurde daraus geschlossen, dass ich in St. Gallen aufgewachsen war. Ein deutliches Beispiel dafür, wie Gerüchte entstehen. (Übrigens bekannte sich die Stadt St.Gallen seit der Reformationszeit zum Protestantismus - dies nur nebenbei).

Anekdote zu meinen Bemühungen, das Emmental kennen zu lernen: bei einer Umfrage von Prof. Siegfried, welche Lektüre einem in der Praxis am hilfreichsten sei, antwortete ich wahrheitsgemäss: Gott-helf. – Die Entdeckung der Emmentaler Mentalität und des Dialekts wird in meinen Erinnerungen weiterhin eine Rolle spielen.



Abbildung 4: Maja Nef beim Szeno-Test mit einem Kind

## Schule und Lehrerschaft

Um mich der Lehrerschaft vorzustellen, organisierte der Schulinspektor im Amt Burgdorf eine obligatorische Lehrerkonferenz in Burgdorf. Das Lokal war voll, ich spürte sofort starke Abwehr. In der vordersten Reihe sassen ein paar Damen, die strickten, in den hinteren Reihen wurde geschwätzt und gelacht. Nach einer Begrüssung durch den Inspektor und kurzer Einleitung meinerseits war eine „Fragestunde“ geplant. Die Fragen waren so aggressiv und so eindeutig darauf ausgerichtet, mich in die Klemme zu bringen oder aufs Glatt-eis zu führen, dass der Schulinspektor schliesslich selber ein paar sachliche Fragen an mich richtete - und dann die „Lehrerschaft“ mit Dank für ihr Kommen entliess. Ich schwor an jenem Abend, dass ich nie mehr an einer Veranstaltung dabei sein würde, an der Lehrerinnen und Lehrer obligatorisch teilnehmen müssten. Ich habe das eingehalten und es hat sich bewährt. Einige Male habe ich mich explizit geweigert, wenn ich angefragt wurde.

Es gab allerdings auch so noch hie und da aggressives Verhalten, was wahrscheinlich einem Mann gegenüber weniger vorgekommen wäre.

Anekdote: bei einem Treffen von Kleinklassen-Lehrkräften fragte ein bewährter Kleinklasse A Lehrer, was der Unterschied sei zwischen Kleinklasse A und B. Etwas erstaunt über die Frage, beantwortete ich sie. Der Fragesteller zog das Dekret über die besonderen Klassen aus der Westentasche und sagte: „ja, stimmt!“

Anekdote: Ich wollte an einem Mittwochnachmittag mit einer Lehrerin etwas besprechen. Sie erklärte, sie habe jetzt keine Zeit, sie müsse arbeiten. Und überhaupt, sie lege halt nicht um Punkt 18 Uhr den Bleistift weg wie wir Beamte. Als ich fragte, wann sie denn Zeit hätte, antwortete sie: um 10 Uhr abends. Als ich sie beim Wort nahm und um 22 Uhr anrief, war sie völlig empört.

Anekdote, die zeigt, welche falschen Einschätzungen unserer Ausbildung in der Lehrerschaft verbreitet waren: bei einer Abwesenheit unserer Sekretärin arbeitete eine Primarlehrerin, die auch eine kaufmännische Ausbildung hatte, einige Wochen als Aushilfe im Sekretariat. Ihre Kollegen fragten sie dann, ob sie jetzt Erziehungsberaterin sei.

Durch persönliche Kontakte erwarben wir Vertrauen und Wertschätzung: ich besuchte eine Kleinklasse A Oberstufe auf dem Land und sah eine perfekte Lektion. Nach einem Gespräch darüber mit Lehrer und Schülern gestand mir der Lehrer: „Wenn ich gewusst hätte, wie

Sie sind, hätten die Kinder und ich nicht so Angst haben müssen, und wir hätten nicht die ganze Lektion geübt...“

### EB-Team

Unser EB -Team funktionierte bald ausgezeichnet, obwohl die provisorisch angestellten Kollegen häufig wechselten. Es herrschte die Aufbruchstimmung der frühen 70er Jahre und der „antiautoritäre“ Führungsstil entsprach mir persönlich gut. Es hiess damals: „Trau keinem über 30“, ich glaube, das war ein Buchtitel. Ich war 33 Jahre alt und musste schon das Vertrauen der jüngeren Kollegen zuerst gewinnen. Es galt aber auch, Autorität zu wahren, trotz antiautoritärem Zeitgeist.

Anekdote: ein Praktikant wollte einmal um 16 Uhr nachhause gehen, weil er nichts mehr zu tun habe. Eher ungerne willigte ich ein. Nun kamen aber um 16.30 Uhr Klienten, die er offensichtlich eingeladen hatte. Ich suchte ihn telefonisch bei seinen Eltern und bei seiner Freundin und verlangte, dass er entweder mit Vaters Auto oder mit einem Taxi augenblicklich nach Burgdorf komme.... Er war wütend, hat aber seine Haltung mir gegenüber geändert.

Wir suchten gemeinsam nach neuen Lösungen, oder überhaupt nach Lösungen. Wir trafen uns z.B. abends am Chemineefeuier bei einem der Praktikanten, um irgendein Problem zu besprechen, und es konnte durchaus vorkommen, dass es dabei Mitternacht wurde. Solches Diskutieren und Philosophieren betrachteten wir damals nicht als Arbeitszeit, obwohl es durchaus dem Planen und Disponieren für die Entwicklung der noch jungen EB diente. Überhaupt dauerte die Arbeitszeit oft sehr lang.

### Platzverhältnisse und Personalmangel

Ein grosses Problem war damals der Platzmangel. Wir hatten das Wartezimmer, die Kanzlei, und drei Sprechzimmer: mein „Chefzimmer“, das für den Kinderpsychiater (der allerdings in der Regel nur einmal pro Woche kam) und das für den zweiten Mitarbeiter. Nun war ja aber die Mitarbeiterstelle auf zwei bis drei Personen verteilt und wir hatten auch noch Praktikanten.

In der Regel stellte ich mein Büro zur Verfügung, wenn es zu wenig Zimmer gab. Ich arbeitete entweder in der Kanzlei an einem winzi-

gen Tisch hinter der Türe, oder ich diktierte der Sekretärin Berichte, die sie direkt in die Schreibmaschine tippte. Diktiergeräte gab es noch nicht. Es kam auch vor, dass ich im Treppenhaus Sprechstunden hielt mit zwei Stühlen, oder in einem Schulzimmer im unteren Stock, wenn es zufällig nicht gebraucht wurde.

Anekdoten zum Platzmangel: Nach einer Abklärung zwischen hochgestellten Stühlen in einer uralten Schulbank erklärte einmal eine Mutter, das nächste Mal wolle sie dann zu einerrichtigen Psychologin, nicht zu so einem Fräulein. Ein anderes Mal schlug mir eine Lehrerin vor, eine Besprechung bei ihr zuhause abzuhalten, ich zwar Zeit, aber kein freies Büro hatte. Sie ist Jahre später meine beste Freundin geworden. Einfacher war es, wenn ich wegen einer Sitzung abwesend war oder einen Schulbesuch machte.

Mein „Chefzimmer“ diente übrigens auch als Pausenraum zum Znüni und für's gemeinsame Picknick am Mittag und selbstverständlich als Besprechungs- und Konferenzzimmer. Einmal, als an einem kalten Wintertag in den Büroräumen die Heizung ausfiel, arbeiteten wir zu dritt in Lisabeths kleiner Einzimmerwohnung, teils am Boden, teils auf dem Bett sitzend. Ich habe dies als sehr lustige Episode in Erinnerung.

Da war übrigens meistens die Sekretärin dabei und machte sich in Stenografie Notizen, um später auf der Schreibmaschine das Protokoll schreiben zu können. Fehler durfte sie dabei möglichst keine machen, da man nur korrigieren konnte, indem man eine weisse Flüssigkeit (Tippex) auf den falschen Buchstaben strich, um ihn überschreiben zu können. Auf den Kopien, die man mit eingeletem Kohlepapier machte, war korrigieren schwieriger. Brauchte man mehr als zwei oder drei Kopien, schrieb man den Text auf eine Wachs- oder Spiritusmatrize, um dann mit mühsamem Verfahren die Kopien zu drucken. Sie waren übrigens nach relativ kurzer Zeit nicht mehr leserlich. Als grosse Neuerung gab es in der Stadtkanzlei einen Fotokopierer. Den durften wir brauchen, es war aber immer ein etwa 10-minütiger Spaziergang dorthin. Der Vorteil war, dass man sich gut überlegte, was sich zu kopieren lohnte. Die nächste Erleichterung war dann das Faxgerät.

Wir versuchten gemeinsam die Arbeit, die zunehmend auf uns zukam, zu meistern, obwohl wir unter der Raum- und Personalknappheit litten. So kam es z.B. vor, dass Lisabeth Leeman an einem Sonntagmorgen mit frischen Gipfeli zu mir kam, um nach einem Kaffee auf meiner kleinen portablen Hermes-Baby-Schreibmaschine Berichte zu schreiben, die ich ihr diktierte.

Die Leiterkonferenzen LKEB fanden damals noch reihum an den EB-Stellen statt. Als Burgdorf an der Reihe war, lud ich schriftlich ein zur Sitzung, anschliessendem Apéro in der EB Burgdorf, danach Mittagessen im Löwen Heimiswil. Die Vorbereitung des Apéros war sehr aufwendig – Lisabeth Leemann und ich mussten alles von zuhause mitbringen: Getränke, Gläser, Servierbrett, Gebäck, Schüsselchen, Servietten und Blumensträusschen. Als wir nach der Sitzung servieren wollten, meinte einer der Kollegen, Apéro in der Beiz sei doch einfacher – worauf alle Herren zum Ausgang schritten. Wir, Suzanne Hegg, Lisabeth Leemann und ich, blieben konsterniert zurück. Immerhin: tags darauf hat Herr Siegfried angerufen, auf Geheiss seiner Frau, und sich entschuldigt – offensichtlich hatte er daheim von dieser Geschichte erzählt.

Die zweite, noch vakante Erziehungsberaterstelle wurde schliesslich definitiv mit 80% besetzt. Elisabeth Schümperli-Mühletaler hatte sich gemeldet und war mir sofort sympathisch. Ich schlug sie überzeugt zur Wahl vor, obwohl man mich vor einer Zusammenarbeit mit einer Mitarbeiterin gewarnt hatte, die 10 Jahre älter war als ich. Wir hatten damit nie Probleme, im Gegenteil - ich war manchmal froh um Elisabeths Lebenserfahrung.

Die verbleibende 20% Stelle wurde immer noch mit wechselnden Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern besetzt. Wir hatten auch immer 1 bis 2 Praktikanten, und die Logopädin, Annemarie Studer, arbeitete mehr und mehr inoffiziell mit uns zusammen und gehörte zum Team. Der häufige Wechsel unter den Mitarbeitern brachte einige Unruhe, aber auch viele neue Ideen ins Team. Eine neue Anstellung war damals noch nicht kompliziert. Oft wurde uns für zwei oder drei Wintermonate (Schuljahresbeginn damals noch im April) eine sogenannte „Aushilfe für die Druckperiode“ bewilligt. Einmal stellte ich dafür eine junge Frau ein, die bei mir in Bern das Praktikum gemacht hatte. Ich bat sie um ihre Personalien, die sie mir auf einem kleinen Zettel sandte. Kein Problem, das genügte auch für die ED (Erziehungsdirektion) vollkommen.

Wir hatten ein riesiges Aufgaben- und Arbeitsfeld mit viel Verantwortung, aber auch mit vielen Freiheiten. Erwähnen möchte ich hier Schulinspektor Künzi. Er stand mir mit Rat und Tat zur Seite, er kannte die Lehrerschaft und die Schulhäuser, und er war immer wieder bereit, eine Lösung zu suchen oder zu bewilligen, die für das einzelne Kind richtig war, unabhängig von Gesetzen und Dekreten. Es brauchte keine komplizierten Gesuche. Er war eine starke Persönlichkeit und nahm Verantwortung auf sich. Er half mir auch damals

bei aggressiven Reaktionen der Lehrkräfte. Später war das nicht mehr nötig, wir fanden bei einer grossen Mehrheit Vertrauen.

### Zusammenarbeit mit dem Kinder-und Jugendpsychiatrischen Dienst

Nachdem Walter Jahn leider nicht mehr in allen EB-Stellen im Kanton den psychiatrischen Teil übernehmen konnte, waren bei uns verschiedene Assistenz-und Oberärztinnen tätig, mit denen wir im grossen Ganzen gut zusammenarbeiteten.

Die einzige hartnäckige Auseinandersetzung hatten wir mit dem Chef des KJPD in Bern, und dabei ging es um eine Lappalie: seit Gründung der EB Burgdorf schrieben wir unsere Aktennotizen auf weisses Papier und diejenigen, die den KJPD betrafen, auf rosarote Blätter. Nun verlangte der Nachfolger von Prof. Züblin, dass im ganzen Kanton KJPD-Akteneinträge auf weisses Papier zu schreiben seien, diejenigen der EB auf blaues. Der Wechsel auf blaues Papier hätte uns nicht gestört und mit jeder anderen Farbe ausser weiss hätten wir auch leben können. Aber welche Übergangslösung hätten wir wählen sollen, um in den bereits bestehenden Akten keine Verwechslung zu bekommen zwischen dem „alten“ Weiss der EB und dem „neuen“ Weiss des KJPD?

Ich habe mehrere Briefe geschrieben und „unsere“ Psychiaterin Madeleine Hofer hat in Bern viele Gespräche geführt. Madeleine war es denn auch, die irgendeine Kompromisslösung fand... - wie das übrigens häufig der Fall war: mit ihrem gelassenen „mir wei de luege...“ hat sie viele Wogen geglättet.

### Aufgaben

Da es kaum ein „Netz“ gab, um Problemkinder und -familien weiter zu vermitteln (Sozialdienste, Kinderärzte, Kinderpsychiater, Jugend-und Drogenberater, Psychotherapeuten, Logopädinnen, Ergotherapeutinnen, Früherziehungsdienst, Mütter-und Väterberatung, ausgebildete Personen bei Polizei und Vormundschaft, u.a.) machten wir am Anfang irgendwie „alles“: Lisabeth Leemann ging zu den ausländischen Familien (damals hauptsächlich aus Italien und der Türkei) nachhause, um sie davon zu überzeugen, auf die EB zu kommen. Sie ging mit dem Polizisten mit, der im Auftrag einer Behörde einen Italienerbuben zuhause holen musste, weil er nicht in

die Schule ging. Wir überprüften per Telefon das Wohlergehen eines Kindes, das mit dem alkoholkranken Vater auf dem Zeltplatz war, wir boten unser Wartezimmer an für Väter, die ihre Kinder nur unter Aufsicht sehen durften, usw. Es sassen manchmal sogar Schüler im Sekretariat, die im Moment gerade im Schulzimmer nicht tragbar waren.

## So macht Schule wieder Spass

Der erste Schultag nach den Ferien stresst Kinder und Eltern. Dr. Maya Nef, Leiterin der Erziehungsberatungsstelle in Burgdorf (BE), gibt Tips, wie Sie Probleme vermeiden können.

- Kehren Sie schon einige Tage vor Schulbeginn aus den Ferien zurück. Ihr Kind braucht Zeit, sich wieder daheim zurechtzufinden. Gewöhnen Sie es langsam wieder an den Schulrhythmus.
- Kontrollieren Sie gemeinsam, ob das Schulmaterial in Ordnung ist. Erstklässler oder Schüler, die in ein anderes Schulhaus kommen, sollten mit dem Schulweg vertraut gemacht werden.
- Der erste Schultag nach den Ferien ist für Kinder wie ein Neuanfang. Sie sind etwas unsicher und ängstlich. Gehen Sie auf diese Gefühle ein. Sprechen Sie von Ihrer eigenen Schulzeit.
- Wenn irgend möglich, sollte am ersten Schultag zumindest ein Elternteil mit dem Kind frühstücken und auch nach Schulschluss zu Hause sein. Lassen Sie Ihr Kind von seinen Erlebnissen erzählen.
- Am meisten verunsichert sind Schülerinnen und Schüler, die eine Klasse wiederholen müssen. Sie fürchten Spott und Hänseleien. Hier ist es ganz wichtig, dass diese Kinder wissen, dass sie von ihren Eltern genauso geliebt werden wie Sprösslinge ohne Lernprobleme.
- Gibt es in den ersten Tagen Schulprobleme, versuchen Sie, nicht gleich, Ihrem Kind oder der Lehrkraft die Schuld zu geben. Warten Sie ab, und ermutigen Sie das Kind, offen an die Probleme heranzugehen. Hat sich nach zwei Wochen nichts geändert, sprechen Sie mit dem/der Lehrer/in. Bei ernsthaften Störungen können Sie sich an die Erziehungsberatung oder den Jugendpsychologischen Dienst wenden.



**Psychologin Maya Nef:**  
«Kinder brauchen Zeit, sich zurechtzufinden.»

Abbildung 5: Artikel Im Sonntagsblick zum Schulbeginn 4. August 1991

Die Information über Hilfsmöglichkeiten war schlecht. So berichtete mir eine Kindergärtnerin aus Eggwil, der Schularzt habe ein 8-jähriges, geistig zurückgebliebenes Kind zum zweiten Mal in den Kindergarten zurückgestellt und sie wisse nicht recht, wie damit umgehen. Ich rief den Schularzt an - er hatte keine Ahnung gehabt, dass es in Burgdorf eine heilpädagogische Tagesschule mit Schulbus ins ganze Emmental gab.

Einmal stieg ich mit der Logopädin im Winter zu einem abgelegenen Bauernhof (das letzte Stück zu Fuss), um die Eltern zu überzeugen, ihr Kind in logopädische Therapie zu geben. Das Kind hatte eine operierte Hasenscharte und sprach fast unverständlich. Die Eltern weigerten sich, es intern in der Sprachheilschule zu schulen. Annetarie Studer, damals die einzige Logopädin in der Gegend, hatte sich ein kompliziertes System ausgedacht, um das Kind zwei Mal pro Woche nach Burgdorf zu bringen mit Milchwagen, Frühstück bei der Käsefrau, Schulbus der heilpädagogischen Tagesschule, Mittagessen bei der Familie eines Kindes, das auch eine Hasenscharte hatte... und dazwischen intensivem logopädischem Einzelunterricht.

Auch da war der Vater nicht einverstanden. Es genüge vollkommen, wenn die Familie seine Tochter verstehe. Er sass mit der Pfeife im Mund auf der Ofenbank und sagte nichts. Schliesslich stand die Mutter auf und sagte: „doch, das machen wir.“ - „Jä nu“, meinte der Vater. Nach etwa einem halben Jahr war die Sprache des Kindes gut verständlich.

### Solätte (Solennität)

Einer meiner ersten Klienten war ein etwa 10 jähriger „Lausbub“, der in der Schule nicht aufpasste, und nun darüber hinaus im „öffentlichen Raum“ auffällig geworden war, weil er Kehrichtsäcke aufgeschnitten hatte (heute wäre man froh, wenn die „Delikte“ so harmlos wären, aber die Nöte der Kinder und Jugendlichen waren dieselben). Die Mutter des erwähnten Kindes hatte sich geweigert, zu kommen. Ich versuchte deshalb, über den Buben etwas an seine Schwierigkeiten heran zu kommen und fragte : „ Hast du sonst noch ein Problem?“ Seufzend antwortete er : „ Ig ha kes Huttli für d' Solätte“... Ich wusste weder was ein „Huttli“ noch was eine „Solätte“ war - fand aber Hilfe in meiner Umgebung und fand auch in kurzer Zeit den nötigen Tragkorb, den man mit Blumen schmückte für das grosse - in Burgdorf heilige - Kinder- und Volksfest Solätte.

Natürlich war das Grundproblem des Kindes nicht gelöst, aber die Angst, abseits stehen zu müssen, nicht „dazugehören“ zu können, weil seine Eltern ihn in solchen Dingen nicht unterstützen konnten, gehörte wohl dazu.

Zur Solätte : sie findet jedes Jahr am letzten Montag im Juni statt und es ist einfach klar, dass an diesem Tag schönes Wetter herrscht. Es nehmen alle Burgdorfer und viele ehemalige Burgdorfer daran teil. Selbstverständlich sind alle Läden und städtischen Einrichtungen geschlossen und der Verkehr ist lahmgelegt. Die EB ist nun aber ein kantonaler Betrieb und wurde deshalb nicht geschlossen (die Erlaubnis dazu, analog zur EB-Schliessung am Zibelemärit, Bern und Fulehung, Thun, kam erst Jahrzehnte später). Die ersten Jahre versuchten wir, Kinder von auswärts anzubieten oder Büroarbeit zu erledigen, was aber schwierig war und uns von den Burgdorfern eher übel genommen wurde. Für mich hatte das Fest eine persönliche Anziehungskraft, weil es so ablief wie ich das St.Galler Kinderfest als Kind erlebt hatte(in St.Gallen war es inzwischen „moderner“ geworden). Mädchen trugen weisse Röcke und Blumenkränzlein im

Haar, Buben weisse Hemden und alle die gleichen Hosen, man trug Blumenkörbe und Girlanden und Fahnen und Wimpel, die Musikvereine der umliegende Orte spielten Marschmusik, die Kadetten kamen in geordneten Reihen und Wilhelm Tell nahm mit seinem Buben am Umzug teil. Die Lehrer und Lehrerinnen wurden nach der Ordnung der Viererreihen ihrer Klassen beurteilt und letztere noch mehr nach ihrem Kleid, ihrer Frisur und oft sogar lautstark nach ihren Beinen.

Vor der Solätte gab es in der Schule nichts anderes als Üben des Marschierens und der Tänzchen und Turnvorführungen für den Nachmittag. Alles wurde (und wird wahrscheinlich noch) in Burgdorf nach der Solätte ausgerichtet. Man sagt nicht: vor den Sommerferien oder nach Schulschluss sondern vor oder nach der Solätte. Es gibt die „Solättewuche“, den „Solättezischtig“, den Sonntag vor oder den Sonntag nach der Solätte usw. - das lernt man auch als „Auswärtige“ relativ rasch.

Für die 1.Klässler gab es noch etwas Besonderes (das findet bis heute statt, ist aber weniger schwierig für die Kinder). Anlässlich einer kirchlichen Feier am Morgen erhielten sie den „Solättetaler“ - eine spezielle Münze. Sie wurde von einem Mitglied der Schulkommission überreicht und die Kinder mussten zum Dank einen Knicks oder eine Verbeugung machen, Bewegungen, welche vor allem den Kindern der Kleinklasse D erst nach langem Üben gelingen wollten und die Lehrerin musste inkauf nehmen, dass man ihr mangelnde pädagogische Fähigkeit oder mangelndes Interesse an der Solätte vorwarf.

Die Solätte in Burgdorf ist übrigens eine der ältesten derartigen Solennitäten / Kinderfeste in der Schweiz, wurde sie doch im 18.Jahrhundert von einem Pfarrherrn gestiftet. Es gibt an vielen Orten Anlässe, die sehr ähnlich verlaufen, aber die meisten stammen aus dem 19. Jahrhundert wie die Turnfeste, Schützenfeste u.a. Auf der EB hatten wir also nicht frei. Jung und unsicher wie ich noch war, habe ich dummerweise auf der Erziehungsdirektion gefragt.

Nein hiess es, wir müssten sonst die Arbeitszeit nachholen.

Von der Stadt Burgdorf erhielten wir eine offizielle Einladung und Gutscheine für ein Zvieri, inklusive Eintrittskarten für die Reithalle, wie sie die Behörden und die Lehrerschaft erhielten.

Ich beschloss daher, dass für uns der Besuch dieses Anlasses für unsere Arbeit wichtig sei und deshalb als Arbeitszeit gelte. Als wir dann später frei bekamen und - als kantonale Beamte - auch keine Einladung zum Zvieri in der Reithalle bekamen, blieben meine Mit-

arbeiterinnen und Mitarbeiter zuhause. Schade - denn die Kinder freuten sich, uns zu sehen und das Glas Wein mit Lehrerschaft und Schulbehörde brachte sehr wertvolle Kontakte.

### Kinderkrippe, Kinderhort

Ein kleines Mädchen führte mich rasch zum ganz natürlichen Kontakt mit Kinderkrippe und Kinderhort ohne offiziell angekündigten Antrittsbesuch. Die kleine Italienerin war angemeldet für die Schulreifeprüfung. Auch sie kam ohne Eltern (etwas, was ich schon sehr bald nicht mehr akzeptierte, aber anfänglich wurde es erwartet, und bei Ausländern\* blieb es schwierig). Jemand von der Kinderkrippe brachte das Kind. Nach Absolvierung des Kramertests sah das Kind Spielzeug in meinem Büro und wollte unbedingt spielen. Mit der Begründung, es sei Zeit zum Mittagessen, brachte ich sie dann ins Wartezimmer und sie wurde von der Betreuerin im Auto zur Krippe zurückgefahren. Etwa um 13 Uhr, eine knappe Stunde später) stand sie wieder vor der Tür: sie hätte jetzt gegessen und habe Zeit zum Spielen! Ich konnte nicht widerstehen und spielte zuerst ein wenig in meiner Mittagszeit, um dann die hübsche Kleine den recht weiten Weg, den sie allein zu Fuss gefunden hatte, im Auto zurück zu bringen.

Wir mussten vor allem bei Moslemfamilien lernen, dass die Mutter ohne Begleitung nicht aus dem Haus gehen darf, und der Vater sich nicht getraute, der Arbeit fern zu bleiben aus Angst, es könnte ihm gekündigt werden und dass ein Mädchen nach der Pubertät (erste Menstruation) nicht mehr von einem Mann begleitet werden durfte. Bedingungen, denen man, wenn man sie kannte, ohne weiteres Rechnung tragen konnte.

### Friedau

Mit einer weiteren Institution kam ich ohne mein Zutun in Kontakt - eine Verbindung, die ich jahrelang beibehielt. Es meldete sich der Heimleiter des Knabenerziehungsheims „Friedau“, Herr Vögeli bei mir. Die Sache sei so, meinte er: er halte gar nichts von Psychologie, verstehe halt auch nicht viel davon. Nun habe man ihm vorgeschrieben, er müsse psychologische Supervision haben, wogegen er sich bis jetzt standhaft geweigert habe. Kürzlich habe er aber einen

Vortrag von mir gehört und habe gedacht, wenn er denn einen Psychologen im Haus habe müsse, dann vielleicht mich... Ich wusste nicht recht, ob ich aus dieser nicht gerade einladenden Aufforderung ein Lob heraushören sollte... Ich tat es - und über viele Jahre und durch allerlei Veränderungen hindurch blieb mir die Friedau ein liebes und interessantes Arbeitsfeld und mit Herrn und Frau Vögeli verband mich etwas wie eine Freundschaft. Sie waren eines der letzten Heimplernpaare, die einfach Heimmutter und Heimmutter für unzählige Jugendliche wurden und die auch ihr privates Familienleben weitgehend mit ihnen teilten. Eine bezeichnende Aussage eines wirklich schwierigen Jungen: als Herr Vögeli sich einmal verspätete, um ihn auf der EB abzuholen: „I warte einfach - we dr Vögeli seit, er chäm, denn chunnt er“.

Eine andere Friedaugeschichte: An einem 26. Dezember arbeitete ich auf der EB, das heisst, ich hütete das Telefon für Notfälle (das war damals selbstverständlich). Da kam ein Anruf aus der Friedau. Zwei Brüder, die in der Friedau lebten und auf Anordnung der Vormundschaftsbehörde die Weihnachtstage bei ihren Eltern hätten verbringen sollen, hätten angerufen, ob Herr Vögeli sie nicht holen könnte, die Eltern hätten gestern so gestritten, dass im Weihnachtszimmer alles kaputt sei und jetzt seien sie betrunken und lägen im Bett. Herr Vögeli wollte sich bei mir absichern, dass es in Ordnung sei, wenn er die Buben in seine Familie hole. Wir waren zwar beide nicht „zuständig“, beschlossen aber, uns darüber hinwegzusetzen.

### Andere „Weihnachtsgeschichten“

Solche Ereignisse sind nicht spezifisch für die EB Burgdorf und sie kommen wohl auch heute noch vor, obwohl es jetzt andere Institutionen gibt, die Adressaten solcher Notrufe sein können. Damals war es - zumindest im Emmental - nicht so. Wir versuchten deshalb, diesen Dienst wenigstens teilweise anzubieten.

Ein Anruf am Vormittag des 24. Dezember: eine uns gut bekannte Mutter schreit ins Telefon, sie habe jetzt grad den geschmückten Weihnachtsbaum zum Fenster hinaus geworfen und sie werde auch kein Mittagessen kochen. Ihre „Männer“ - der Ehemann und drei Söhne etwa zwischen 11 und 16 Jahre alt - seien weggegangen und hätten sich geweigert, etwas zu helfen oder einkaufen zu gehen, weil das Frauensache sei. Ich hörte unsere Sekretärin ihr in ruhigem und bestimmtem Ton sagen, sie solle jetzt gleich den Christbaum

wieder heraufholen - was gebe das für ein Bild bei den Nachbarn - und dann einen grossen Topf Spaghetti kochen - ohne Zulagen, weil ja niemand eingekauft habe. Nach dem Essen solle sie erklären, sie hätte ihren Teil der Arbeit gemacht, wenn jemand mehr wolle für den Weihnachtsabend, dann sollten sie sich eben ans Werk machen - alle vier. Es hat geklappt.

Auch ein Anruf am Vormittag eines 24. Dezember: am Telefon der Vater eines sehr schwierigen Buben, den wir gerade in einem Heim hatten unterbringen können. Er berichtet, er hätte gerade weggehen wollen, um einen Christbaum zu kaufen, da finde er im Briefkasten die Meldung der IV, dass der Heimaufenthalt für seinen Sohn nicht bezahlt werde. Er selber könne sich diese Ausgabe nicht leisten. Zum Glück hätte ich jetzt das Telefon abgenommen, er sei nämlich gerade im Begriff gewesen, sich zu erhängen (das Datum für die Mitteilung der IV war nicht gerade feinfühlig gewählt). Ich konnte den Vater bezüglich Finanzierungsmöglichkeiten für die nötige Heimerziehung beruhigen und schickte ihn einen Weihnachtsbaum besorgen.

### Im Wartezimmer

Unser Wartezimmer an der Neuengasse war viel zu klein und mit schmutzigen, von den Kindern zerkratzten alten Tischen und ebensolchen Stühlen möbliert - wohl aus den Beständen des ehemaligen Schulhauses. Zu Beginn hatten wir weder Zeit noch Geld, daran etwas zu ändern. Für Spielsachen war wenig Platz. Wir Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter ergänzten von Zeit zu Zeit aus persönlichen Beständen oder nahmen einmal etwas nachhause zum flicken oder waschen. Dass man Spielsachen auf ein Budget hätte setzen können, kam mir gar nicht in den Sinn, hatte ich doch schon bei der Möblierung meines eigenen Büros Mühe, sobald diese über einen (allerdings grossen und teuren!) Schreibtisch und einen Bürostuhl (Kategorie Chef!) hinausging.

Trotzdem bot das Wartezimmer für Vieles Platz. Über einige Zeit hinweg arbeiteten da häufig ein oder zwei Kinder aus verschiedenen Klassen an ihren Schulaufgaben, weil sie sich im Schulzimmer so benahmen, dass die Lehrkräfte erklärten, nicht mehr Schule halten zu können. In unserem Wartezimmer ging es gut und in den jeweiligen Schulklassen auch. Eine Vorstufe zum „Time-out“ und eine der Grundlagen für unsere völlig unwissenschaftliche, aber empirisch mehrfach belegte Behauptung, dass eine Klasse mit drei Kindern mit

Diagnose „POS“ (wie man damals sagte) funktionieren kann, mit vier oder mehr aber nicht mehr - unabhängig von der Klassengrösse... Ein lustiges Ereignis fand etwa alle 2 bis 3 Wochen im Wartzimmer der EB statt. Ein mehrfach behinderter Knabe, den wir vor allem sprachlich zu fördern versuchten, kam zu einer logopädisch/psychologischen Therapie. Die Mutter erklärte, sie habe niemanden, der ihr zuhause die andern Kinder hüte. So kam sie mit der ganzen Familie (drei oder vier Kinder) und oft noch mit dem Hund und einem riesigen Korb. Sie breitete am Boden eine Decke aus und packte ein ausserordentlich reichliches Picknick zum Zvieri aus. Natürlich musste dann auch noch der therapierte Knabe gepflegt werden, sodass das Ganze recht lang dauerte. Es gab auch jedes Mal eine kleine Auseinandersetzung, weil der Knabe (niemand wusste warum), wenn er sehr eifrig arbeitete, nicht zwei, sondern nur eine rote Backe bekam. Dies deutete die Mutter immer so, dass er geschlagen worden sein müsse, obwohl nicht nur die Logopädin, sondern auch der Bub dies vehement abstritten. Wo und wie wir die anderen Klienten an diesen Nachmittagen warten liessen, weiss ich nicht mehr. Nun - anders wäre die Therapie dieses Kindes nicht zu machen gewesen. Es lohnte sich. Der Knabe machte erstaunliche Fortschritte, und für die übrige Familie war wohl dieser regelmässige Ausflug auch nicht schlecht.

Da wir gesamthaft viel zu wenig Räume hatten, fanden auch Sitzungen, Gespräche mit mehreren Beteiligten (eigentliche Familiensitzungen machte man damals noch kaum), Zusammenkünfte mit Logopädinnen oder Legasthenie-Therapeutinnen im Wartzimmer statt. Obwohl letztere aus dem ganzen Emmental kamen, hatten wir anfänglich noch Platz.

Neben dem Wartezimmer gab es eine ganz kleine, fensterlose „Küche“, deren Abzug ins Wartezimmer ging. Man durfte also nur Wasser oder andere „geruchlose“ Dinge kochen. Da man jedes Wort verstand, musste man auch aufpassen worüber man redete. Andererseits hatten wir Gelegenheit, sozusagen absichtslos - bei einer Tasse Kaffee - zuzuhören, was im Nebenraum geredet wurde.

Trotz dieser auch heiteren Erlebnisse mit den räumlichen Begrenzungen mussten wir uns auf die Suche nach mehr Büroräumlichkeiten machen. Eine alte Fabrik kam z.B.in Frage. Es wäre speziell und romantisch gewesen, aber die Lage neben den Sandsteinfelsen unter dem Schloss war düster und feucht. Eine andere Möglichkeit wäre eine Wohnung über einem Restaurant beim Bahnhof gewesen. Dort war es aber laut und zu klein. Da meldete sich Frau Meli Sau-

rer bei mir, ein Name, der im Zusammenhang mit der EB Burgdorf unbedingt erwähnt werden muss. Sie war offenbar eine der treibenden Kräfte, als beschlossen wurde, in Burgdorf so eine Stelle zu eröffnen. Sie war auch eine der Gründerinnen und Begleiterinnen der Heilpädagogischen Tagesschule, die sich heute in schönen Gebäuden sehen lassen darf. Ich habe sie noch in Baracken erlebt. Frau Saurer also hatte gehört, dass ein schönes, der Stadt gehörendes Jugendstilgebäude auf dem Gsteighügel frei werden würde. Die Musikschule, die dort untergebracht war, wollte ausziehen. Sofort meldete ich mich bei der städtischen Liegenschaftsverwaltung. Man wollte aber das Haus als privates Wohnhaus (was es ursprünglich gewesen war) vermieten. Einem grossen Einsatz von Meli Saurer und der Diplomatie von Heinz Aeschmann, der als Amtsvorsteher in der Erziehungsdirektion für die EB-Stellen verantwortlich war, hatten wir zu verdanken, dass wir das Haus dann doch bekamen. Herr Aeschmann hatte nämlich durchblicken lassen, wir könnten als kantonale Stelle durchaus auch in Kirchberg oder Konolfingen geeignete Räumlichkeiten suchen.

### Neue Räume auf dem Gsteig

Die EB an der Pestalozzistrasse 19: Wir bekamen das schöne Haus, das heisst der Kanton konnte von der Stadt Burgdorf zwei Stockwerke mieten. Im obersten Stock würde ein betagtes Ehepaar weiterhin wohnen. Da sie die Musikschule als Mieterin überlebt hatten, sollte es auch mit der EB gehen. Ein Problem zeigte sich, als wir merkten, dass die alten Leute gewohnt waren, ab abends um 17 Uhr und übers Wochenende, sowie während der Schulferien die Räume der Musikschule und den Garten frei für sich zu benutzen. Für den Garten fanden wir eine Kompromisslösung. In den Büroräumen mussten wir alles abschliessen, und ich habe im Vorbeigehen hie und da kontrolliert, weil die beiden alten Leute zunächst kein Verständnis dafür zeigten, dass es nicht einfach gleich weitergehen konnte. Als sie mit der Zeit erfassten, worin unsere Arbeit bestand, ging es gut mit dem Zusammenleben und Frau W. hat jahrelang getreulich unsere Büros geputzt. Das Badezimmer für W.s lag übrigens auf unserem Stock und mit der Zeit erlaubten sie uns sogar, dort die Zähne zu putzen oder sogar zu duschen, wenn jemand mit dem Velo von Bern zur Arbeit gefahren war.



Abbildung 6: Die EB auf dem Gsteig (Bild BZ 19.6.2012)



Martin Inversini

## Der Bereich Ausbildung der Bernischen Erziehungsberatung

### Die Ausbildung – Stationen

#### Zur Einleitung

Der Staat Bern etablierte 1964 per Gesetz die Kantonale Erziehungsberatung. Auf einer Kantonalen Erziehungsberatungsstelle konnte und kann tätig sein, wer sich über ein einschlägiges universitäres Studium ausweist. Der Kanton Bern stellte, mit dem Beginn der Etablierung der Erziehungsberatungsstellen, bereits in den 1960er Jahren eine speziell konzipierte, eigene Ausbildung an der Universität Bern auf die Beine. Damit wollte er sicherstellen, dass jederzeit das nötige Fachpersonal verfügbar sein würde.

Hier wird versucht, die Geschichte dieses Bereichs „Ausbildung“ der Bernischen Erziehungsberatung fortzuschreiben, und zwar ab dem in Krafttreten des „Reglement für die Ausbildung und Prüfung von Erziehungsberatern“ vom 4. Juli 1961<sup>43</sup>. Dies ist die erste offizielle und umfassende gesetzliche Verankerung dieser Ausbildung. Fortschreiben deshalb, weil die Geschichte bis dahin in der hochinteressanten, packenden und facettenreichen Darstellung von Suzanne Hegg verfolgt werden kann. Die persönlichen und praktischen, die politischen und institutionellen Verflechtungen der zukünftigen Ausbildung werden da v.a. in den Kapiteln „Die Erziehungsberatung wird hochschulreif“, „Die Erziehungsberatungskommission“, „Das Dekret betreffend die Erziehungsberatung“ detailliert nachgezeichnet.

Zur Orientierung und zur Verklammerung werden hier die dort gezeichneten wichtigsten Entwicklungslinien zusammengefasst:

- Dr. Hans Hegg, er ist der Vater der eben erwähnten Autorin, hatte seit den 1920er Jahren als Begründer, in Teilzeitanstellung und allein auf weiter Flur, ohne materielle

---

43 [www.be.ch](http://www.be.ch), Gesetzessammlung 1831 – 199, Band 1961 > Register, nach Direktionen > Erziehungswesen > Ausbildung und Prüfung von Erziehungsberatern

Absicherung (Pensionskasse), am Schularztamt der Stadt Bern Erziehungsberatung betrieben.

- Seit langem hatte der amtierende Leiter des städtischen Schularztamtes, Dr. Lauener, insistiert verbesserte Hilfe für Kinder und Familien in psychosozialen Nöten von einer zu schaffenden Institution gefordert. Die Erziehungsdirektion, vor allem in der Person des damaligen ersten Generalsekretärs, Dr. Hans Dubler, erhoffte sich von einer solchen Institution seinerseits dringend eine Unterstützung für die Schulen. Und die Kantonale Fürsorgedirektion (Dr. Kiener, Fürsorgeinspektor) erwartete endlich kompetente fachliche Hilfe für die Schul- und Kinderheime im Kanton.
- Das Bernische Primarschulgesetz von 1951 verlangte explizit erstmals den Ausbau der Erziehungsberatung im Kanton Bern.
- Die Fragen der Ausbildung des entsprechenden Fachpersonals für den deutsch- und französischsprachigen Kantonsteil konnten und mussten deshalb angegangen werden. Der Staat machte sich umgehend und dezidiert zum Träger dieser Ausbildung.
- Das Spektrum der von Dr. Hegg seit je erbrachter und jetzt eingeforderter und erhoffter Hilfen war breit. Von Anfang wollten die Entscheidungsverantwortlichen diese Hilfen von Fachleuten erbracht sehen, welche die notwendigen wissenschaftlichen Grundlagen an der Universität Bern erwerben und eine praktische Ausbildung an der Erziehungsberatung in der Stadt Bern erhalten sollten.

### 1961 – der Anfang

Das „Reglement für die Ausbildung und Prüfung von Erziehungsberatern“ vom Juli 1961 beinhaltet die erste gesetzliche Fassung der Ausbildung. In Vielem wurde hier eine strukturelle und inhaltliche Konzeption der Ausbildung als Grundlage geschaffen, die bis heute im Grossen und Ganzen Bestand hat. Wesentliches soll deshalb im Folgenden zitiert werden.

Im Artikel 1 dieses Reglements heisst es:

„Das Patent eines Erziehungsberaters kann durch eine theoretische und praktische Ausbildung von insgesamt mindestens 8 Semestern

Dauer erworben werden. Das theoretische Studium erfolgt an der Universität, die praktische Ausbildung, in Verbindung mit den zuständigen Organen der Universität, an der Kantonalen Zentralstelle für Erziehungsberatung...“

In Artikel 3 wird eine für dieses Studium verbindliche Fächerkombination festgelegt. Diese sichert eine möglichst grosse Nähe zum Auftrag an die Praxis.

„Die Ausbildung erstreckt sich auf folgende Gebiete:

- Pädagogik (inklusive Philosophie und pädagogische Psychologie);
- Psychologie (allgemeine Psychologie, Kinder- und Jugendpsychologie, psychologische Diagnostik);
- Psychopathologie (des Kindes und Jugendalters sowie der Erwachsenen);
- Theorie und Praxis der Erziehungsberatung (inklusive Praktika)“.

Nebst Inhaber und Inhaberinnen eines Maturitätszeugnisses, wurden unter besonderen Bedingungen und exklusiv für diesen Studiengang auch Inhaber und Inhaberinnen eines bernischen oder gleichwertigen Primarlehrerpatentes zugelassen, wenn sie sich über gute Leistungen in allgemein bildenden Fächern und über eine gut qualifizierte, mindestens zweijährige Schulpraxis ausweisen konnten. Der eingesetzten Prüfungskommission oblag u.a. die Kontrolle über die Zulassung zum Studium und die Durchführung der Prüfungen. Der Artikel 7b des Reglements bestimmte zudem besonders:

„Sie stellt der Erziehungsdirektion Anträge für die Gestaltung der Ausbildung und die Erteilung von Lehraufträgen, soweit dies nicht unter die Kompetenz der zuständigen Fakultäten fällt.“

Nach frühestens acht Semestern konnte zur Haupt- oder Schlussprüfung angetreten werden. Reglementarisch festgelegt umfasste sie (nach Art. 16):

- „a) Eine Hausarbeit auf dem Gebiet der Pädagogik oder der Psychologie, welche der Kandidat mit Benützung der erforderlichen wissenschaftlichen Hilfsmittel anfertigt...“

Deren Umfang entsprach von Anfang an in etwa einer Lizentiatsarbeit. Sie wurde Diplomarbeit genannt.

„b) Ein schriftlicher Bericht aus der Praxis der Erziehungsberatung. Der Kandidat wählt das Thema möglichst aus der eigenen Beratungspraxis, im Einvernehmen mit dem Leiter der Erziehungsberatungsstelle...“

Dies ist der Vorläufer der später konkret geforderten „Fallstudie“.

„c) Mündliche Prüfungen von je 45 Minuten in den Fächern Erziehungsberatung, Pädagogik, Psychologie, Psychopathologie des Kindes- und Jugendalters.“

Der Prüfungskommission hatte zudem über die Gleichwertigkeit anderer als an der Universität Bern absolvierter Studiengänge zu entscheiden. Dies war vor allem für den französisch-sprachigen Kantonsteil von ausschlaggebender Bedeutung. Mit der bestandenen Prüfung wurde, wie früher erwähnt, das Patent eines Erziehungsberaters erworben. Der Erwerb des Patents war die Voraussetzung für die Wählbarkeit an eine vom Kanton betriebenen Erziehungsberatungsstelle. Für die ersten Empfängerinnen und Empfänger sah das entsprechende Dokument so aus:

KANTON BERN



PRÜFUNGS AUSWEIS  
FÜR ERZIEHUNGSBERATER-  
SCHULPSYCHOLOGE

hat das Studium an der Universität und das Praktikum an der  
Erziehungsberatungsstelle zur Erlangung des Diploms für Er-  
ziehungsberater-Schulpsychologe absolviert. Die Leistungen  
in der Abschlußprüfung und im Praktikum sind mit folgenden  
Prädikaten bewertet worden:

Pädagogik \_\_\_\_\_  
Psychologie \_\_\_\_\_  
Psychopathologie des  
Kindes- und Jugendalters \_\_\_\_\_  
Erziehungsberatung \_\_\_\_\_  
Praktikum \_\_\_\_\_

Bern, den \_\_\_\_\_

DER PRÄSIDENT DER  
PRÜFUNGSKOMMISSION

Abbildung 7: Der Prüfungsausweis Erziehungsberater/Schulpsychologe

### Der „praktische Anteil“ des Studiums in der ersten Phase

Wie erwähnt, sah das Studium im Hinblick auf den Erwerb des Patents für Erziehungsberatung von Anfang an auch Veranstaltungen an der Universität zur „Theorie und Praxis der Erziehungsberatung“ vor. Diese Lehraufträge vergab die Prüfungskommission im Einvernehmen mit der philosophisch-historischen Fakultät.

Diese Veranstaltungen gestalteten sich sehr unterschiedlich: Eines-teils wie die seinerzeit üblichen Vorlesungen ex catedra, dann aber auch als vermischte Formen: Vorlesungsanteile, Seminarien zur Fachliteratur, Kasuistik, Übungen z.B. zur Gesprächsführung, zur Gruppendynamik, zu diagnostischen Problemen etc.

In die Studienzeit integriert war damals auch das Praktikum. Es konnte nach erfolgreich absolvierter Zwischenprüfung (frühestens nach 4 Semestern) in Angriff genommen werden. Vorgeschrieben waren drei Monate. Die Praktikumszeiten richteten sich nach der Verfügbarkeit des Leiters des Praktikums und der Räumlichkeiten auf der EB Bern, sowie nach den eigenen zeitlichen Möglichkeiten der Praktikanten.

### 1969, erste Revision des Prüfungsreglements

Die Dynamik der End-Sechzigerjahre (68er) schlug sich bereits im August 69 in einer Revision des Prüfungsreglements nieder. Es heisst da u.a.:

„Die Prüfungskommission besteht aus einem Präsidenten und 4 - 8 Mitgliedern. Von diesen sollen mindesten 2 aus dem Lehrkörper der Universität gewählt werden; es sollen der Kommission ferner angehören: der Präsident der kantonalen Kommission für Erziehungsberatung, der Leiter der kantonalen Zentralstelle für Erziehungsberatung, sowie ein weiterer praktisch tätiger Erziehungsberater. Zwei vollberechtigte Studentenvertreter nehmen an den Sitzungen der Kommission teil,...“

Bemerkenswert:

Erstens: neu in die Kommission kamen der praktisch tätige Erziehungsberater und die zwei vollberechtigten Studentenvertreter.

Entscheidend erscheinen aber nach wie vor wohl der Präsident und die zwei aus dem Lehrkörper der Universität gewählten Ver-

treter, denn die andern Mitglieder der Kommission werden unter „ferner“ erwähnt. So ganz gleichrangig wollte man es doch noch nicht haben, selbst unter Männern nicht, geschweige denn mit den Frauen. Ihnen wurde ja, zur Erinnerung, erst im Jahre 1971 das Stimm- und Wahlrecht zugestanden.

Zweitens: Geregelt wird nach wie vor die Ausbildung von Erziehungsberatern. Von Erziehungsberatern - Schulpsychologen liest man erst in der Neufassung der Prüfungsverordnung von 1978. Später wird dies zur „Ausbildung in Erziehungsberatung und Schulpsychologie“.

Drittens: Inhaltlich und fachlich brachte die Revision nichts Neues. Sie vollzog in Aspekten bloss, wozu der Zeitgeist sie nötigte.

### Die Etablierung der Erziehungsberatung im ganzen Kanton und die Präzisierung ihrer Arbeitsfelder

Interessant, dass mit dem Prüfungsreglement seinerzeit zuerst die Ausbildung konzipiert wurde. Erst drei Jahre später, allerdings sehr gut abgestimmt, wurde dann, was als Zweck und als Rahmenbedingung der Erziehungsberatung gelten sollte, begrifflich gefasst und in Kraft gesetzt. Festgeschrieben ist dies im „Dekret betreffend die Erziehungsberatung“ vom 4. November 1964. Damit diese so gut durchdachte Abstimmung sichtbar wird, erlaube ich mir Früheres zu wiederholen:

Art. 1, Abs.1 und 2

„Die Erziehungsberatung nimmt sich der einer besonderen erzieherischen Betreuung bedürftigen Jugend an und unterstützt Eltern, Lehrer und andere Erzieher mit Rat und Anleitung in ihrer Aufgabe.

Sie fördert alle Massnahmen zur Verbesserung der Erziehungsverhältnisse.“

Zum besseren Verständnis der Entwicklung und der dann „rekurrenten“ Wirkung der Ausbildung will ich eine kurze Phase der Geschichte der Erziehungsberatung hier nochmals in Erinnerung rufen: Ab Mitte der 60er Jahre erfolgte im Kanton Bern, wie schon 1951 vorgesehen, ein Ausbau der Erziehungsberatung. Dieser Ausbau geschah regional. Die Erziehungsberatung wurde in einer jeweiligen Zentrumsgemeinde räumlich positioniert und von dieser

vorerst auch administriert. Die erstgewählte Person jeder neuen Erziehungsberatungsstelle übernahm damals auch deren Leitung. Die Stellen waren fachlich autonom und ohne übergeordnete Leitung durch eine Zentrale. 1971 erfolgte die sog. „Kantonalisierung“ der Erziehungsberatungsstellen im Kanton Bern (näheres siehe im Bericht Hegg). Diese Kantonalisierung tangierte die fachliche Autonomie der einzelnen Erziehungsberatungsstellen nicht. Die Leiterinnen und Leiter der bestehenden Stellen empfanden aber das Bedürfnis zum Gedankenaustausch, zur Aussprache und zur Kooperation – administrativ und fachlich, zur kollektiven Profilierung, wo es gegen aussen als nötig und opportun erschien und zur Ausbalancierung der Berechtigungen vis à vis der Ressourcenverwaltungen. Man traf sich zu regelmässigen Sitzungen und trat, sicher ab 1972, als „EB-Leiterkonferenz“ auf (im Folgenden LKEB). Was die Inhalte der Berufspraxis der Bernischen Erziehungsberatung und damit natürlich auch des Praktikums betrifft: Es war wirklich allen bewusst, dass die Formulierung des Zwecks der Erziehungsberatung im Kanton Bern, wie diese im Dekret gefasst wurde, in ihrer Offenheit und Breite der Tätigkeiten eine für die Schweiz und darüber hinaus exklusive Vorgabe war, die man sich nicht mehr von irgendwoher streitig machen lassen wollte. Das hatte auch politische und berufspolitische Implikationen, die im Kanton Bern umso brisanter waren, als die Kantonale Erziehungsberatung und der Kinder- und Jugendpsychiatrische Dienst, also die pädagogisch- psychologisch und auch psychotherapeutisch Ausgebildeten (Erziehungsberater) mit den medizinisch und psychotherapeutisch Ausgebildeten (Kinder- und Jugendpsychiatern) in Bürogemeinschaft auftraten. Man dachte an die Abgrenzungsfragen, aber auch an eine Vorreiterrolle und an ein nachahmenswertes Modell zur Versorgung von Kindern und Jugendlichen mit ihren Bezugspersonen in Nöten. Deshalb auch hatten sich namhafte bernische Exponentinnen und Exponenten aus der EB-Szene schon seinerzeit auf eidgenössischer Ebene stark gemacht für die Formulierung der entsprechenden „Richtlinien über die Tätigkeit der Schulpsychologen und Erziehungsberater“, wie sie die „Vereinigung Schweizerischer Schulpsychologen und Erziehungsberater“ VSSE ( später umbenannt in Schweizerische Vereinigung für Kinder- und Jugendpsychologie SKJP) kurz nach ihrer Gründung im Jahr 1969 verabschiedet hatte. Das war sozusagen der Vorlauf für Bern und die LKEB war sich schnell einig, dass diese Richtlinien mit den entsprechenden kantonalen Anpassungen ohne Wenn und Aber

Gültigkeit für die eigene Arbeit und damit auch für die Ausbildung erlangen sollten.

Im Auftrag der LKEB formulierte eine Arbeitsgruppe den „Entwurf zu Richtlinien zur Tätigkeit der Erziehungsberatung im Kanton Bern“ welcher im Dezember 1972 vorgelegt wurde. Er gliederte sich in die Kapitel Abklärung, Begutachtung, Auslese, Beratung, Betreuung und Behandlung.

Unter „Abklärung“ wollte man schon damals verstanden wissen:

„Mit Hilfe von Anamnese, Erkundungsgespräch und Testverfahren sucht der Jugendpsychologe die Ursachen von Leistungs- und Verhaltensstörungen abzuklären. Da psychisches Geschehen durch Anlagen, Milieu und vererbte endogene Faktoren vielseitig bestimmt ist, strebt er die mehrdimensionale Diagnose an. Sie bildet die Grundlage aller jugendpsychologischen Tätigkeiten.“

Und Beratung sollte folgende Möglichkeit eröffnen:

„Der Jugendpsychologe berät Eltern, Lehrer und Behörden aufgrund der Untersuchungsergebnisse bei Verhaltens- und Leistungsstörungen von Kindern und Jugendlichen. Er steht Kindern und Jugendlichen bei der Lösung persönlicher Probleme zur Verfügung. Die Beratung kann in einem einmaligen Gespräch oder in einer über längere Zeit sich erstreckenden Reihe von Gesprächen erfolgen.“

Ergänzt mit dem Begriff „Aufgaben“ im 4. Absatz:

„In manchen Fällen von Leistungs- und Verhaltensstörungen erweist sich die Eltern und Lehrern gebotene Erziehungsberatung als geeignete Hilfe. Sie kann sich als einmaliges oder wiederholtes Erziehungsgespräch, als Zusammenarbeit mit Eltern in der Betreuung Entwicklungsgefährdeter oder als über Monate und Jahre sich erstreckende Abfolge von Beratungsgesprächen vollziehen.“

Und Absatz 8 im gleichen Kapitel sagt:

„Mit andern Fachleuten ist der Jugendpsychologe berufen, entwicklungspsychologische, pädagogische und heilpädagogische Einsichten zur allgemeinen Schulplanung, zur Gestaltung von Lehrplänen und Lehrmitteln, insbesondere der Lehrerbildung und der Lehrerfortbildung beizutragen.“

Auch die Qualitätssicherung war schon damals eine klare Forderung wie der Absatz 9 im gleichen Kapitel ausführt:

„Die kritische Kontrolle der verwendeten Methoden und die Bewährungskontrolle der diagnostischen und beratenden Arbeit ist eine dauernde Aufgabe des Jugendpsychologen. Die wissenschaftliche Grundlagenforschung im Bereich der Jugendpsychologie erfolgt in Zusammenarbeit mit Psychologischen Hochschulinstituten.“

Es gibt Memoranden, Entwürfe, die bleiben „ihr Leben lang“ offiziös. Sie werden nie als Verabschiedete eigentlich rechtskräftig, aber auch nie negiert und versenkt. Deshalb bleiben sie wohl ein „Vor - Wurf“. Sie beeinflussen dauernd, langfristig und nachhaltig. So ging es diesem „Entwurf zu Richtlinien über die Tätigkeit der Erziehungsberatung im Kanton Bern“ vom Dezember 1972. Im Vergleich mit den Kantonen der Schweiz und wohl auch aus Furcht, die Breite einer solchen Tätigkeit könnte vor allem finanziell ins Kraut schiessen, und weil die Jurafrage noch offen war, blieben die entscheidenden Gremien bernisch – pragmatisch: Abwarten, vorerst tolerieren, als Entwurf behalten und schauen was daraus wird. In einem Punkt beharrten allerdings die Gesetzgeber immer eher stillschweigend: Der Entwurf schlägt den Begriff des „Jugendpsychologen“ vor; in den Gesetzgebungstexten bis heute blieben aber die Institution „Erziehungsberatungsstellen“ und das Fachpersonal „Erziehungsberater“ bzw. „Erziehungsberaterin“ oder „Erziehungsberater - Schulpsychologe“ bzw. „Erziehungsberaterin - Schulpsychologin“ (siehe dazu auch die Bemerkungen im Kapitel „Konzeptuelles Denken“).

### Die Arbeitsfelder der EB, ihr Einfluss auf die Ausbildung

Parallel zum Ausbau der Erziehungsberatung nahmen auch die Studierendenzahlen zu. Die Eb in der Stadt Bern vermochte nicht mehr alle Praktika zu bewältigen. Deshalb wurden nun alle regionalen EB – Stellen Orte, wo Praktika absolviert werden konnten. Ausbildungsfragen, auch im weiteren Sinne, beschäftigten in den folgenden Jahren, also ab 1972, fortwährend. Die LKEB, die jetzt regelmässig tagte, war dafür vorerst die hauptsächliche Plattform der Erörterung. Es wurden aber immer wieder auch Plenumsdiskussionen veranstaltet und alle „EB – ler“ – für uns natürlich auch die „EB – lerinnen“, denen aber die weibliche Form der Anrede damals noch verwehrt blieb, in

die Meinungsbildung einbezogen. Zwei Bereiche drängten naturgemäß in den Vordergrund: Die Frage der Leitung der Praktischen Ausbildung und die Frage der Inhalte der Berufspraxis überhaupt, weil diese ja im Wesentlichen die Gestaltung der Praktika bestimmten.

Was die verantwortliche Leitung für die Praktische Ausbildung von Erziehungsberatern betrifft, diskutierte die LKEB in ihrer Konferenz vom 21.11.1972 den Entwurf eines Regierungsratsbeschlusses vom 11.10. 1972 und hiess diesen im Wesentlichen gut:

- „2. Die Aufgaben des Leiters der Praktischen Ausbildung sind
- a) administrativer Art, diese umfassen:
    - die Zuteilung der Praktikanten an die einzelnen Praktikumsstellen nach Rücksprache mit ihren Leitern und den Praktikanten
    - die Beschäftigung mit Anliegen der Praktikanten, sofern sie nicht vom Praktikumsleiter behandelt werden können oder von allgemeinem Interesse sind
    - die Organisation von Besprechungen der Praktikumsleiter. Die Behandlung von Fragen, die im Interesse von allen Praktikumsleitern liegen, an den gemeinsamen Besprechungen.“

Als Leiter der Praktischen Ausbildung schlug die LKEB Prof. Dr. Kurt Siegfried vor. Er wurde von der Regierung klar bestätigt. Er war ja Nachfolger als Leiter der Erziehungsberatungsstelle in der Stadt Bern von Dr. Hans Hegg, und er prägte die „Gründergeneration“ der ersten Ausbauphase in den Regionen wesentlich mit. Für die praktische Ausbildung an Ort und Stelle wurde jetzt jedem Praktikanten von Anfang an, nach Absprache, ein allein verantwortlicher Betreuer oder eine Betreuerin der jeweiligen Erziehungsberatungsstelle zugeordnet.

Was die Inhalte der Berufspraxis betraf, welche ja die Diskussion über die Gestaltung der Praktika massgebend mitbestimmten, bildete der oben erwähnte Entwurf die Basis, welcher den Zweckartikel des Dekrettextes von 1964 in den fachlichen Tätigkeiten beschrieb. Die durch diese Richtlinien erarbeiteten Grundlagen erleichterten die Konkretisierungen in der LKEB und in eingesetzten Arbeitsgruppen. Eine Liste anstehender und diskutierter Fragen der Gestaltung des Praktikums erwähnt, nach einer Plenumsveranstaltung aller an Ber-

nischen EB – Stellen Tätigen, z.B. folgende Punkte (Protokoll der LKEB vom 22.6.1973):

1. Problem Führung – Freiheit im Praktikum.
2. Das Erlernen der Anamnesetechnik und des Gesprächsablaufs.
3. Kenntnis der Institutionen, mit denen die Erziehungsberatung arbeitet vor Beginn des Praktikums.
4. Zeitfaktor im Praktikum.
5. Wünschbarkeit einer Dokumentation über bestehende Drucksachen: Gesetze, Dekrete, Verordnungen, Invalidenversicherung etc.
6. Was geschieht nach der Diagnostik. Probleme der eigentlichen Beratung.
7. Problem des Erlernens einzelner Therapieformen im Studium ohne den Überblick zu verlieren.
8. Frage nach einer Möglichkeit, therapeutisch an die Praktikanten zu gelangen und sie zu beeinflussen.

Es war Konsens, dass das „Dreimonatspraktikum“ den wachsenden beruflichen Ansprüchen nicht mehr genügen konnte. Die Planung eines Jahreskonzepts als Praktikum wurde deshalb in Angriff genommen, praktische und theoretische Anteile, letztere als so genannte dreiwöchige Studienblöcke des Praktikums, diskutiert. Eine eingesetzte Arbeitsgruppe legte im Sommer 1974 einen Entwurf vor: „Anforderungen an das Erziehungsberaterpraktikum“ und einen „Katalog zur Ausbildung von EB – Praktikanten“. Stichworte der „Anforderungen“ waren etwa:

- Untersuchungsablauf (Anamnese – Diagnose – Therapie – Betreuung)
- Abfassung von Gutachten, Krankengeschichten, Berichten usw. Umgang mit Behörden
- Bearbeitung von Literatur, Zeitschriften usw. Technische Hilfsmittel wie Datenspeicherung (Akten, Randlochkarten, Stichwortsammlung), Diktaphon, Tonband, Gesprächsführung am Telefon
- fix vereinbarte Zeiten für regelmässige Besprechungen zwischen Betreuer und Praktikant

- Kontaktnahme (äussere Erscheinung; Gesprächstechniken; therapeutische Techniken; z.B. Gesprächs- oder Verhaltenstherapie, Entspannungsübungen, Arbeit mit Gruppen, Spiel)
- Mediatortherapie; Feedback der eigenen Tätigkeit (evtl. Tonband- und Videokontrolle).

Die Studierendenzahlen waren weiterhin hoch. Das einjährige Aufbaustudium, so war klar, würde die räumliche und personelle Situation verschärfen. Im Dezember 1974 legte der Leiter der Ausbildung in Abstimmung mit der LKEB deshalb der Verwaltung und der Erziehungsberatungskommission die Lage dar. Er forderte:

- die Schaffung eines neuen Reglements zur Ausbildung und Prüfung von Erziehungsberatern
- die Bereitstellung von mehr Praktikumsräumen (Abklärung durch EB-Kommission)
- die Bereitstellung der nötigen finanziellen Mittel für die Bezahlung dieser Praktikanten

Schon im Oktober 1972 war vom Psychologischen Institut der Universität ein neuer Studiengang für das Fach Psychologie vorgelegt worden, dies im Rahmen der Planung einer neuen Lizentiatsordnung. Die vertikale Gliederung - Grundstudium/Hauptstudium/Aufbaustudium (letzteres fakultativ) - wurde etabliert, der akademische Abschluss „lic. phil. hist.“ obligatorisch. Das Studium im Hauptfach „Kinder- und Jugendpsychologie“ wurde jetzt zur Voraussetzung für einen Abschluss in Erziehungsberatung. Daneben bot das Psychologische Institut auch die Spezialisierungen „Klinische Psychologie“, „Betriebs- und Arbeitspsychologie“ oder eine freie Kombination an. Die vom Psychologischen Institut vorgesehene dritte Phase, das einjährige Aufbaustudium, spielte den Praktikern und dem Praktikum in der Erziehungsberatung unterstützend in die Hand.

Das Psychologische Institut und die philosophisch-historische Fakultät hatten ihre Veränderungen der Studienordnungen ohne Rücksprache mit der Zentralverwaltung vorgenommen: Da war einmal die „Auslagerung“ des Praktikums aus dem Studiengang, bzw. das Verhältnis von Patent/Diplom und Lizentiat zu diskutieren und auch die Zulassung von Absolventen der Lehrerbildung, weil das akademische Studium jetzt obligatorisch mit einem Lizentiat endete. Unterstützung für Letzteres kam von Seiten der Kantonalen Semi-

nardirektorenkonferenz, die für besonders qualifizierte Primarlehrer den Zugang zum Lizentiat in Jugendpsychologie forderte, ganz entsprechend, wie das die „Ausbildung für Seminarlehrer und Sachverständige in Bildungsfragen“ im Institut von Prof. Hans Aebli vorsah – ein starkes Präjudiz. Im Frühling 1975 wurde die neue Lizentiatsordnung in Kraft gesetzt und in einem Regierungsratsbeschluss das Lizentiat mit dem Hauptfach „Jugendpsychologie“ als Vorlauf für „Erziehungsberatung“ bestätigt.

Aber das fait accompli der Fakultät, dies einfach zur Illustration, hatte zu reden gegeben: „Wir sind einfach verwundert, dass Reglemente ausgearbeitet und in Kraft gesetzt werden, ohne mit einem Partner, auf den man dringend angewiesen ist, gesprochen und Lösungen angeboten zu haben, die bereits die grundsätzliche Zustimmung der Oberbehörden gefunden haben. Es ist dabei mit aller Deutlichkeit festzuhalten, dass die Leiter der Erziehungsberatungsstellen und wir ein allergrösstes Interesse an gut ausgebildeten Schulpsychologen haben und gerne Hand bieten, bei der Suche nach verantwortbaren Lösungen behilflich zu sein“. So der damalige Vorsteher der Abteilung Unterricht der Erziehungsdirektion, Urs Kramer, an den Vorsteher der Abteilung Hochschule, R. Keller. Denn nach wie vor lag die Ausbildung zum Erziehungsberater in den Händen der Universität, der Betrieb der Erziehungsberatungsstellen in Händen der „Abteilung Unterricht“ der Erziehungsdirektion des Kantons Bern.

### Die Revision der Prüfungsverordnung von 1978 und die Folgen

Die eben dargelegten vielschichtigen Entwicklungen brachten auch früh die Diskussionen zur Anpassung des gesetzlichen Rahmens in Gang. Auf den 1. Januar 1978 trat die revidierte „Verordnung über die Ausbildung und Prüfung von Erziehungsberatern“ in Kraft treten. Diese bestimmte in Artikel 1:

„Das Patent eines Erziehungsberaters - Schulpsychologen kann an der Universität Bern erworben werden durch ein abgeschlossenes Studium in Jugendpsychologie (Lizentiat oder Doktorat) mit dem Besuch spezieller berufsbezogener Veranstaltungen und einem anschliessenden Aufbaustudium von mindestens der Dauer eines Jahres.“

Die Lizentiatsfrage war also bereinigt. Das einjährige Aufbaustudium (der Begriff löste den des Praktikums ab) wurde Tatsache. Verbindliche Nebenfächer blieben Pädagogik und Psychopathologie. Dem Titel „Erziehungsberater“ wurde jetzt auch derjenige des „Schulpsychologen“ beigefügt. Das Patent war weiterhin Voraussetzung für die Wählbarkeit an eine Bernische Erziehungsberatungsstelle.



Abbildung 8: Zum Thema Diplome

Für den frankophonen Kantonsteil und für Bewerbungen mit anderen universitären Abschlüssen galten, wie früher bereits erwähnt, spezielle Äquivalenzregelungen, letztere vor allem für den Zugang zum Aufbaustudium. Fehlten Kandidatinnen und Kandidaten mit andern universitären Abschlüssen gewisse Studienbereiche, wurden ihnen diese, modulartig, durch die Prüfungskommission zur Möglichkeit des Nachholens auferlegt.

Neu wurde nun auch der Gegenstand und die Art und Weise der Schlussprüfung in Artikel 15 verbindlich geregelt:

„Die Prüfung besteht, ausgehend von einer schriftlich vorzulegenden Fallstudie und einem Gutachten, in einem einstündigen Kolloquium über die Inhalte des Aufbaustudiums.“

Eine Prüfung galt als „bestanden“ oder „nicht bestanden“. Administrativ ging das Praktikum jetzt ganz an die „Abteilung Unterricht“ der Erziehungsdirektion über, das Aufbaustudium, mit den entsprechenden Lehraufträgen und der Nominierung der Dozenten, blieb bei der Universität, die Prüfungskommission war Bindeglied.

Gegenüber der Verwaltung gab eine Entlohnung der Absolventinnen und Absolventen des Aufbaustudiums Einiges zu argumentieren. Schlussendlich wurde ein Pool von 15 Plätzen, über welchen der Leiter der Praktischen Ausbildung verfügen konnte, finanziert. Die nötigen zusätzlichen Räumlichkeiten beschaffte man sich nach und nach. Dies geschah parallel mit den Bestrebungen zum allgemeinen Ausbau der Kantonalen Erziehungsberatungsstellen, welche kantonsweit unter einem permanent zunehmenden Druck für nachgefragte Dienstleistungen standen.

Im März 1979 verabschiedete der Regierungsrat per Beschluss auch den im Prüfungsreglement geforderten Studienplan. Dieser hielt sich kurz gefasst. Als Zielsetzung umreisst der Studienplan in Art. 1:

“Die Zielsetzung des Aufbaustudiums ist die berufspraktische Ausbildung auf dem Hintergrund wissenschaftlicher Erkenntnisse, sowie die Reflexion von Erfahrungen aus der Berufspraxis und ihre theoretische Durchdringung.“

Das Aufbaustudium umfasste also zwei Teile. Einerseits das „Praktikum“, es beinhaltet die Arbeit auf der Erziehungsberatungsstelle. Dazu heisst es unter anderem:

„Im Praktikum soll der Student mit den Problemen, die an eine Erziehungsberatungsstelle herangetragen werden, vertraut gemacht werden. Insbesondere soll er angeleitet werden zur selbständigen Bearbeitung von Einzelfällen. Es ist ihm ein verantwortlicher Betreuer beigegeben. Den Studenten ist dabei genügend Zeit zu geben, um die praktischen Fälle theoretisch aufzuarbeiten.“

Den andern Teil des Aufbaustudiums bildeten die sog. „universitären Begleitveranstaltungen“ und vier Stunden Eigenzeit der Praktikanten zur theoretischen Durchdringung der begegneten praktischen Probleme.

„Für diese auf das Praktikum bezogenen Veranstaltungen werden acht Wochenstunden eingesetzt; davon sind vier Semesterwochenstunden für Veranstaltungen mit Schwergewicht in Erziehungsberatung unter Einschluss der Fächer des Hauptstudiums in Jugendpsychologie vorzusehen. Die restlichen vier Wochenstunden stehen für das Eigenstudium zur Verfügung.“

Als Folge der Neuorganisation ergaben sich wiederum Fragen rund um das Aufbaustudium, die der Klärung bedurften, so z.B. Fragen der Zuteilung der Studierenden auf die verschiedenen Erziehungsberatungsstellen, Fragen zu den zeitlichen Betreuungsaufwendungen, zur Qualifizierung der Praktikanten, zum „Schutz“ der Klienten, zu Beginnzeiten des Praktikums, zur Erstellung des Gutachtens, zur Abschlussprüfung, zu Fragen der „Äquivalenz“, d.h. der qualitativen und quantitativen Entsprechung der Studien respektive der Praktika im Zusammenhang mit der Zulassung zum Studium oder der Wählbarkeit von Studierenden anderer Universitäten. Die Konflikte zwischen dem Schutz der eigenen Studierenden und möglicher „Inzucht“ bzw. Stagnation, zwischen Öffnung und „Blutauffrischung“ durch die Zulassung „Fremder“ wurden offen diskutiert, allfällige Rechtsungleichheiten, wie z.B. „billig“ zu einer Wählbarkeit kommen zu können, aber auch in Betracht gezogen. Zu den Fragen der Äquivalenz hatte der seinerzeitige Präsident der Prüfungskommission, Dr. Hans Stricker mit einem Schreiben vom 2. Juli 1981 eine sorgfältige Entscheidungshilfe ausgearbeitet.

### 1983: Der Lehrstuhl für Kinder- und Jugendpsychologie wird besetzt

Das Lizentiat in Kinder- und Jugendpsychologie war seit 1978 eine der Voraussetzungen für den Zugang zum Aufbaustudium und zu einem Praktikum an einer Kantonalen Erziehungsberatungsstelle. Der entsprechende Lehrstuhl für „Kinder- und Jugendpsychologie“, später für „Entwicklungspsychologie und Entwicklungsstörungen“ und dann „Entwicklungspsychologie“, wurde 1983 endlich mit Prof. August Flammer besetzt. Praktisch seit ihrem Funktionieren hatte sich die LKEB regelmässig mit den Vertretern des Psychologischen Instituts zusammengesetzt und stets für die Berücksichtigung auch praktischer Perspektiven im Studium plädiert.

Eine Folge dieser Kontakte war, dass für das Berufungsverfahren auf den Lehrstuhl mit Hans Gamper, noch Mitarbeiter und späterer Leiter der Erziehungsberatung Bern, ein praktizierender Erziehungsberater mit Promotionsabsichten am Psychologischen Institut als Assistent und von der Fakultät als Sekretär der Berufungskommission angestellt wurde. Eine Usanz, dass am Lehrstuhl später regelmässig eine Assistenzstelle mit Leuten aus der Praxis besetzt worden wäre, wurde daraus zwar nicht, aber immer wieder haben ErziehungsberaterInnen vorübergehend eine Assistenz übernommen und/ oder, parallel zu ihrer Arbeit auf einer Erziehungsberatungsstelle, am Psychologischen Institut dissertiert. Dadurch, natürlich auch durch die Lehrbeauftragten in Sachen Erziehungsberatung in den universitären Begleitveranstaltungen des Aufbaustudiums, durch direkte Aussprachen Lehrstuhl – LKEB und in der Prüfungskommission für Erziehungsberatung, wo die Lehrstühle (Kinder- und Jugendpsychologie, Pädagogik, Kinder- und Jugendpsychiatrie) ja vertreten waren, war die Möglichkeit wechselseitig Anliegen immer wieder vorzubringen, gegeben. Und Prof. Flammer, der Inhaber des Lehrstuhls, bei dem die Vergabe der Lehraufträge für die Begleitkolloquien in Erziehungsberatung jetzt angesiedelt wurden, erwies der Kinder- und Jugendpsychologie und dem Anliegen der Erziehungsberatung u.a. in drei gewichtigen Publikationen, die recht rasch nach der Besetzung des Lehrstuhl durch ihn erfolgten, die „Ehre“: 1988 mit „Entwicklungstheorien – Psychologische Theorien der menschlichen Entwicklung“. In der Wissenschaftsgemeinde, jedenfalls der deutschsprachigen universitären Geschichte der Entwicklungspsychologie, wird diese Publikation ein Meilenstein genannt. 1990 folgte „Erfahrung der eigenen Wirksamkeit“, 1997 „Einführung in die Gesprächspsychologie“. Der gleichen Absicht, dem Versuch Praxis und Theorie in einem

ständigen Dialog zu halten, diente auch der Einsatz der Arbeitsgruppe „Ausbildung“ durch die Prüfungskommission 1988. Die Arbeitsgruppe sollte, auf der Basis des Studienplans, sozusagen eine „Didaktik“ des Aufbaustudiums entwickeln, d.h. festlegen, welche notwendigen inhaltlichen, prozeduralen, institutionellen und persönlichen Aspekte des Praktikums in den Veranstaltungen des Aufbaustudiums der vertieften Reflexion zugänglich gemacht werden sollten. Mit dem Präsidenten der Prüfungskommission, dem Vertreter des Lehrstuhls „Kinder- und Jugendpsychologie“, dem Leiter der praktischen Ausbildung deutsch und frankophon, sowie einer Vertretung der Praktiker/Praktikerinnen war die Kommission prominent besetzt.

### 1996: Die Revision der Prüfungsverordnung – Faktisches wird Recht

Die 1980er Jahre standen, auch was die Ausbildung betraf, v.a. im Zeichen personeller Veränderungen: 1983 die Besetzung des Lehrstuhls für Kinder- und Jugendpsychologie mit Prof. Flammer. Prof. Siegfried liess sich im Sommer 1986 pensionieren. Die Leitung der praktischen Ausbildung ging an Dr. Martin Vatter (Mitarbeiter auf der EB Bern) über, die Leitung der EB Bern an Dr. Hans Gamper. 1988 übernahm der Schreibende von Dr. Hans Stricker, Leiter der Abteilung für Unterrichtsforschung und –planung auf der Erziehungsdirektion des Kantons Bern, das Präsidium der Prüfungskommission. In Bezug auf das Praktikum und das Aufbaustudium setzten alle „Neuen“ im Prinzip auf Kontinuität und graduelle pragmatische Veränderungen auf der Basis von Erfahrungen in den bestehenden Strukturen. Die Betreuungen der Praktikantinnen und Praktikanten, die ja jetzt ein Jahr dauerten, mussten sich einspielen, ebenso die universitären Begleitveranstaltungen, die Zuteilung der Praktika und auch die Erteilung der Äquivalenzen. Ab einer gewissen Zeit wurde von „praktischer Seite“ wiederholt von den Lehrstühlen vehement gefordert alles zu tun, um die Studienzeiten bis zum Lizentiat zu verkürzen. Eine berechtigte Sorge bestand, dass das Aufbaustudium an Attraktivität verlieren könnte, wegen der Länge des Gesamtpakets der Ausbildung bis zum Diplom, hatte dieses doch als Zulassungsbedingung schon ein Jahr pädagogisches Praktikum zur Voraussetzung und eben dann noch das einjährige Praktikum nach dem Lizentiat.

Wie erwähnt, kam es zu erfahrungsbedingten, gewissen Neuerun-

gen, die wie üblich zuerst sozusagen „unter der Hand“ praktiziert, aber dann doch 1996 in eine Revision der Prüfungsverordnung überführt wurden, z.B.:

- Das Praktikum heisst jetzt „Assistenz“, die Praktikantinnen und Praktikanten werden entsprechend „Assistentinnen“ und „Assistenten“ genannt. Alles andere als die Berücksichtigung auch der weiblichen Form der Anrede wird zum faux pas.
- Die Assistenz dauert weiterhin ein Jahr bis zur Diplomierung. Eine Verlängerung auf zwei Jahre wurde auf Antrag aber möglich. Einerseits gedacht als Hilfe für Absolventinnen und Absolventen, die keine Stelle in Aussicht hatten und auch als Entlastung der EB-Stellen.
- Für beide Sprachregionen wurde jetzt offiziell eine Leitung der Ausbildung ernannt, denn die Assistenzstellen im frankophonen Kantonsteil waren von Studierenden der Universitäten der Romandie sehr gesucht.
- Die Leitung der Ausbildung wurde jetzt definitiv verantwortlich für die Assistenzausbildung. Die Inhalte waren aber mit dem Lehrstuhl „Kinder - und Jugendpsychologie“ zu koordinieren.
- Aus dem „Patent“ wurde definitiv ein „Diplom“.

1996 entschied sich der bisherige Leiter der praktischen Ausbildung für eine berufliche Neuorientierung. Neu wurde der Schreibende als Leiter gewählt. Das Präsidium der Prüfungskommission ging an Dr. Hans Gamper.

### Die Bologna - Reform und die Entwicklung bis zum aktuellen Stand der Dinge

Verschiedene Entwicklungen veranlassten recht bald erneut Anpassungen, sowohl was die Rahmenbedingungen der Erziehungsberatung als Institution betrafen, wie auch die Regelung der Ausbildung: Im Hinblick auf die Anpassung an das kommende „System Bologna“ erfuhr der Studienplan in Psychologie strukturelle Veränderungen. Er sah nun einerseits eine zwingende Hauptfach und 1. Nebenfach - Kombination innerhalb der Psychologie für den Masterabschluss vor. Und er machte für den Abschluss ein qualifiziertes Dreihundertstundenpraktikum zur Voraussetzung. Dies erforderte für unsere

Ausbildung eine Anpassung der Anforderungen in Pädagogik und Psychopathologie<sup>44</sup>. Und eine spezifische, praxisorientierte Ausbildung (wie es die Begleitkolloquien z.B. sind) hatte jetzt ausschliesslich nach dem Master zu erfolgen, wenn schon, eben als MAS. Die Universität nahm die Lehraufträge nicht mehr auf ihr Konto. Sie entledigte sich der EB – Ausbildung:

- Es begehrten jetzt mehr und mehr Kandidatinnen und Kandidaten verschiedenster psychologischer Abschlüsse auf Masterniveau zur Assistenz in Erziehungsberatung zugelassen zu werden.
- In der Lehrer- und Lehrerinnenbildung wurde der seminaristische Weg der Lehrerbildung aufgegeben und an die Fachhochschule transferiert. Auch dies aus Gründen inner-schweizerischer und europäischer Koordination. Damit einher ging eine Verlängerung der LehrerInnenausbildung insgesamt. Mit ein Grund, dass deutlich weniger MasterabsolventInnen mit Schulerfahrung, wie früher, die Assistenz in Erziehungsberatung in Angriff nahmen.
- Die grosse Zahl von Studierenden und Studienabgängern an Universitäten und Fachhochschulen in Sozialwissenschaften zusammen mit Sparbemühungen in allen diesbezüglichen Institutionen, gestalteten das Finden qualifizierter und bezahlter Praktikumsplätze im sozial-pädagogischen Berufsfeld zum Teil als schwierig.

All dieses hatte Konsequenzen für die Bernische Ausbildung, eben in institutioneller und praktischer Hinsicht. Institutionell: Bezüglich der Aufrechterhaltung und Fortsetzung von Assistenz und Ausbildung war ein Grundsatzentscheid zu fällen. Die Erziehungsdirektion entschied in der „Verordnung für die Ausbildung und die Diplomierung in Erziehungsberatung - Schulpsychologie“ vom 1. August 2003, dass

„im deutschsprachigen Kantonsteil eine Assistenz, ein Begleitkolloquium und ein Abschlusskolloquium,... im französischsprachigen Kantonsteil eine Assistenz, eine Ausbildung und ein Abschlusskolloquium weiterzuführen seien“.

---

44 siehe unter [www.erz.be.ch](http://www.erz.be.ch) >erziehungsberatung>ausbildung

In Artikel 22 der gleichen Verordnung wurde zudem entschieden:

- „Das Amt für Kindergarten, Volksschule und Beratung
- a) stellt je eine Leiterin oder einen Leiter der Ausbildung im deutsch- und französisch sprachigen Kantonsteil an und erlässt deren Pflichtenheft
  - b) stellt Lehrbeauftragte für das Begleitkolloquium an,...

So war für das Erste die Fortsetzung der Ausbildung eines qualifizierten Berufsnachwuchses gesichert. Das war wichtig und wurde in der erneuten Revision dieser Verordnung vom März 2010 bestätigt.

Und neu wird jetzt zur Ausbildung zugelassen, wer über einen Master in Psychologie und zusätzlich über eine universitäre Ausbildung in Pädagogik oder Sonderpädagogik und in Psychopathologie verfügt. Die Spezifikation für die Zulassung Abschluss in „Kinder- und Jugendpsychologie“ oder „Psychologie der Entwicklung und Entwicklungsstörungen“ fiel also dahin. Für die „Rettung“ der pädagogischen Inhalte musste eine spezielle Lösung gefunden werden (siehe „Reglement für den Erwerb des Diploms in Erziehungsberatung - Schulpsychologie“ vom März 2007, Art. 9 – 11, ). – Für den welschen Kantonsteil adäquat gilt:

„In der französischsprachigen Ausbildung ist ein diplome en psychologie einer französischsprachigen Universität der Schweiz mit Ausbildung in Pädagogik und Psychopathologie oder eine gleichwertige Ausbildung zu erwerben.“

- Früher mussten Studierende, welche das Diplom in Erziehungsberatung – Schulpsychologie anvisierten, 12 Monate pädagogische Praktika mitbringen. Diese Anforderung wird aus den Eingangs des Kapitels erwähnten Gründen auf 6 Monate verkürzt. Die drei geforderten Monate Praktikum wegen der Bologna - Reform können, sind sie pädagogisch oder entwicklungspsychologisch akzentuiert, dazugerechnet werden.
- Zur Sicherung einer genügend qualifizierten Praxis wird dagegen die Assistenz auf 1 1/2 Jahre verlängert, im französischsprachigen Kantonsteil auf zwei Jahre.

Der Ausbildungsplan aus dem Jahr 2006 formuliert als gültige Zielsetzung:

„Die Assistentinnen und Assistenten erhalten Einblick in das gesamte Spektrum der Tätigkeit in Erziehungsberatung und Schulpsychologie im Kanton Bern. Sie erwerben in den wichtigsten Bereichen der Berufspraxis die Fähigkeit zur eigenständigen Tätigkeit. Dabei können Schwerpunkte unter Berücksichtigung der Neigungen und Eignungen gebildet werden. Angestrebt wird die enge Verbindung von berufspraktischer Ausbildung, mit der theoretischen Durchdringung der Erfahrungen auf dem Hintergrund wissenschaftlicher Erkenntnisse, und das unablässige Bemühen um die Verbesserung der persönlichen Kompetenzen.“

Das gesamte Spektrum der Tätigkeit in Erziehungsberatung und Schulpsychologie im Kanton Bern hat die früher ( siehe Kapitel „1983: Der Lehrstuhl für Kinder- und Jugendpsychologie wird besetzt“, letzter Abschnitt) erwähnte Arbeitsgruppe „Ausbildung“ in „Leitideen und Inhalte der Assistenz“ als eine Orientierungshilfe gefasst. Diese werden Anfang 2007 in folgender Gestalt offiziellisiert<sup>45</sup>:

„Die Praxis von Erziehungsberatung und Schulpsychologie wird hier in acht Bereiche unterteilt:

- A Ethische Richtlinien des beruflichen Handelns
- B Gesprächsführung
- C Exploration und Urteilsbildung
- D Entwicklung, Entwicklungsstörung und Lebenswelt
- E Intervention: Beratung, therapeutisches Vorgehen, Coaching, Krisenbewältigung
- F Gutachten/ Expertisen
- G Institutionen und Kooperationen
- H Berufliche Richtlinien und Administration

---

45 siehe auch [www.erz.be.ch/erziehungsberatung>ausbildung](http://www.erz.be.ch/erziehungsberatung>ausbildung)

Wo immer möglich werden diese Tätigkeiten beschrieben auf den drei Ebenen

- des Wissens
- des Könnens
- der Identität (persönliche Ebene)“

Zur Assistenz als dem praktischen Teil der Ausbildung gehören weiterhin die Begleitkolloquien, sowie Veranstaltungen zur Gesprächsführung und zur Reflexion/Selbsterfahrung. Die Begleitkolloquien umfassen insgesamt 192 Stunden, aufgeteilt als Semesterveranstaltungen, pro Semester zweimal 8 Veranstaltungen zu je 4 Stunden, synchron mit den Semesterdaten der Universität.

„Die Begleitkolloquien sind Informations- und Reflexionsveranstaltungen, welche die hauptsächlichsten Tätigkeitsbereiche von Erziehungsberatung und Schulpsychologie betreffen. Dabei wird besonders auf die Vernetzung der einzelwissenschaftlichen Erkenntnisse im Dienst der Reflexion des berufspraktischen Handelns und der Förderung der persönlichen Kompetenz der Assistentinnen/ Assistenten geachtet. Auf jeden Fall führen sie in alle Aspekte der schriftlichen Fallanalyse (case report) und des psychologischen Gutachtens ein, welche unter anderem eine Voraussetzung bilden für die Zulassung zum Abschlusskolloquium“ (Ausbildungsplan, Art 4.2.3, vom 21.8. 2006).

Aktuell wird dies in folgenden Veranstaltungen umgesetzt:

- A1) Ausgewählte diagnostische Probleme in Erziehungsberatung und Schulpsychologie
- A2) Erziehung in der Familie – Fremdplatzierung?
- B1) EB und Schulpsychologie: Institutionelles, Funktionelles, Prozedurales, Inhaltliches
- B2) Begutachtung, Kindeswohl und Kinderschutz
- C1) Unterstützungsmöglichkeiten bei gestörten Entwicklungsverläufen
- C2) Beratung und andere Interventionen im schulischen Kontext

- Praxis der Gesprächsführung in der Erziehungsberatung: Grundelemente und Übungen. 5 Veranstaltungen à 4 Stunden
- Selbsterfahrungs- und Reflexionsworkshop: Einführung in die Selbsterfahrung anhand von Symbolarbeit. 3 Tage (24 Stunden)

Vier weitere Stunden pro Woche stehen, wie schon immer, den Assistentinnen/Assistenten für das Selbststudium zur Verfügung.

- Praktisch verantwortlich für die Assistenz und die Begleitkolloquien ist die Leiterin bzw. der Leiter der Ausbildung, für die Durchführung der Assistenzen auf den Erziehungsberatungsstellen sind es die sog. „Mentorinnen und Mentoren“.
- Den Abschluss der Ausbildung bildet weiterhin ein einstündiges Prüfungskolloquium, dessen wesentlicher Gegenstand die Fallstudie und das Gutachten bilden.

Es soll erwähnt werden, dass die Konzeption der Bernischen Ausbildung Strukturen und Inhalte des Fachtitels, welchen die „Schweizerische Gesellschaft für Kinder - und Jugendpsychologie“ SKJP, bzw. die „Föderation der Schweizer Psychologinnen und Psychologen“ FSP vergibt, deutlich beeinflusste. Der Erwerb des Fachtitels „Fachpsychologe bzw. Fachpsychologin für Kinder - und Jugendpsychologie FSP“ ist ein schweizweit sehr wichtiges qualitätssicherndes Merkmal. Und die bernische Ausbildung wird als Leistung zu diesem Fachtitel angerechnet.

Personalien: auch hier sind Wechsel in diesem Zeitraum zu verzeichnen: 2003 wurde Prof. Flammer emeritiert. Seine Nachfolgerin auf dem Lehrstuhl wurde Frau Prof. Roebbers. 2007 wurde der Schreibende pensioniert. Als neue Leiterin der Ausbildung in Erziehungsberatung und Schulpsychologie wurde Frau Dr. Regula Mathys, Leiterin der Kantonalen Erziehungsberatung Köniz, gewählt.

Durch all dieses hindurch wurde der seit je weit gefasste Auftrag der Bernischen Erziehungsberatung in der Revision der „Verordnung über die Erziehungsberatung“ vom 1.1. 2011 erneut bestätigt und per 1.8. 2013, nach Aufhebung dieser Verordnung, in der Volksschulverordnung VSV (Art. 32) übernommen:

„1 Die Erziehungsberatung stellt die kinder- und jugendpsychologische sowie die schulpsychologische Versorgung der Kinder und Jugendlichen bis zum ersten Abschluss auf der Sekundarstufe II sicher.

2 Die Aufgaben umfassen insbesondere

- a) Psychologische Abklärungen, Beurteilungen, Beratungen, Begleitungen und psychotherapeutische Behandlungen von Kindern und Jugendlichen unter Einbezug ihres erzieherischen und institutionellen Umfelds sowie Beratungen und Begleitungen von Eltern, Lehrpersonen, weiteren Erziehungspersonen und Behörden.
- b) Informations - und Expertentätigkeit.
- c) Ausbildung in Erziehungsberatung - Schulpsychologie.“

Wie oft hat unsere Kollegin, Suzanne Hegg, immer wieder mit Lust, wenn Turbulenzen chaotischen Charakter anzunehmen schienen, der versammelten LKEB sarkastisch hingeworfen: „Plus ça change, plus ça reste la meme chose!“

## **Die Ausbildung – einige Gedanken und Erinnerungen**

Die folgenden Zeilen wollen auf Bemerkenswertes, Besonderes hinweisen. Ich knüpfe dabei immer wieder an den ersten Teil an. Wiederholungen sind nicht ganz zu vermeiden und manchmal Persönliches auch nicht.

### *Dr. Hans Hegg und die Umstände des Anfangs*

Da nimmt sich ein promovierter, pädagogisch, psychologisch und philosophisch gebildeter Mann in den 20er Jahren des letzten Jahrhunderts vor, in der Stadt Bern, zugänglich für alle, auch vom Lande, Erziehungsberatung zu „machen“. Zweifelsohne ein Pionier, ein Enthusiast – weit und breit gibt es zu dieser Zeit sonst nichts Dergleichen. Er orientiert sich, ich denke mit Bedacht, am Schularztamt der Stadt und wird dort aufgenommen von einem Leiter, dessen Verständnis von Leiden und Nöten, von Gesunderhaltung und Rolle der Befindlichkeit grösser war, als man dies gemeinhin der Medizin unterstellt. Zwischen Dr. Lauener und Dr. Hegg stimmte die „Chemie“, wie wir das heutzutage sagen. Und dieser Hans Hegg erhält

und übernimmt die Zuständigkeit für sozusagen alle psychosozialen Probleme bei Kindern und Jugendlichen mit ihren Familien und dem schulischen Hintergrund, die an ihn herangetragen wurden – über Jahrzehnte, knapp im Lohn, nicht abgesichert durch eine Pension und lange ohne Aussicht auf personelle Entlastung.

Er richtete sich nicht auf diese oder jene Spezialisierung ein. Offensichtlich überzeugte er durch sein Tun und öffnete damit nach und nach Türen zu den „entscheidenden“, im wahrsten und doppeldeutigen Sinne des Wortes, Weichenstellern der Administration, auch diese weitsichtig offen. Dr. Dubler aus Bildung und Schule, der erste Sekretär der Erziehungsdirektion und Dr. Kiener aus der Fürsorge, der sogenannte Armeninspektor. Hegg's Visionen, seine Überzeugung für das Anliegen, seine Intellektualität und praktische Kompetenz, seine Beharrlichkeit durch alles hindurch samt den langsamen Mühlen der Administration, bzw. der Institutionalisierung, legten meines Erachtens den Grund für die exklusive Breite der Tätigkeiten im Angebot der Bernischen Erziehungsberatung. Hegg vermochte die wichtigen Entscheidungsträger öffentlich vom komplexen Anspruch dieser Tätigkeit zu überzeugen. Deshalb: Nur eine Ausbildung auf universitärem Niveau, und nicht irgendeine Schnellbleiche, konnte fortsetzen, was er in Gang gebracht hatte.

Als es endlich daran gehen konnte, das an der Universität zu realisieren, waren die Umstände der Sache hold. Die philosophisch-historische Fakultät mit den Ordinarien in Psychologie (Professor Richard Meili) und Pädagogik (Professor Jakob R. Schmid), unterstützte von Anfang an das Vorhaben. Die medizinische Fakultät zog mit und öffnete Veranstaltungen in Psychiatrie und Psychopathologie des Kindes und Jugendalters für Studierende der phil. I Fakultät. Zudem wurde auch die Vergabe von Lehraufträgen und Kolloquien an zwei Praktiker zugelassen: An Dr. Hans Hegg über die Methoden der Erziehungsberatung und an PD Dr. med. Weber für Fallbesprechungen im Bereich Psychopathologie des Kindes und Jugendalters.

Die angesprochenen Lehrstuhlinhaber an der Universität kamen zudem selbst aus der Praxis und waren dem Projekt deshalb auch in dieser Hinsicht gewogen: Prof. Richard Meili vertrat die Psychologie. Er war ein methodologischer Scharfdenker. Er hatte in Berlin studiert und die Konzeptionen der Gestaltpsychologie (Köhler, Koffka, Wertheimer) und das „Feld – Denken“ von Lewin mitgebracht, aus Genf das Entwicklungsdenken Piagets, mit dem er zusammengearbeitet hatte. Zudem war er ein hervorragender Diagnostiker in Theorie

und Praxis. Vor Bern hatte er mehrere Jahre die Berufsberatung in Winterthur geleitet. Und Professor J.R. Schmid war vor seinem Ordinariat in Pädagogik an der Universität Bern jahrelang Schulleiter einer Schweizer Schule in Genua und dann mehrere Jahre Direktor des Staatlichen Lehrerinnenseminars in Thun. Sein breites systematisches und historisches Erziehungsdenken und sein tiefes pädagogisches Ethos waren von dieser Praxis durchdrungen. Prof. Kurt Siegfried übernahm ja kurz nach der nun „officialisierten“ Ingangsetzung der Erziehungsberatung das Amt von Dr. Hans Hegg. Für die Belange der Praxis und damit auch für die entsprechende Ausbildung war er für die „Gründergeneration“ aller Erziehungsberater und Erziehungsberaterinnen, ob in Leitungsfunktion oder nicht, klar der entscheidende Mentor. Er setzte im Praktikum und in den Begleitveranstaltungen von Anfang an eine Betrachtung sämtlicher „Gegebenheiten“ in Rückkoppelungsverhältnissen (Kybernetik) durch. Von Anfang an war so die enge Verzahnung von Theorie, von Wissenschaftlichkeit und Praxis etabliert, das vernetzte und systemische Denken (Mitte der 60er Jahre) bereits Standard.

### Strukturen und Freiräume

Der Ausbau der Erziehungsberatung war immer regional vorgesehen, auch nach der Kantonalisierung 1972, in Respektierung der föderalen Tradition im Kanton Bern. Die vorgesetzten Behörden bestimmten weitgefaste Eckwerte für das Arbeitsfeld und die Ausbildung und überliessen deren fachliche und konkrete Umsetzung der „Front“ in den verschiedenen Kantonsteilen. Auf eine bestimmende und kontrollierende Zentrale wurde verzichtet, fachlich gab es nie irgendwelche situativen Vorschriften aus der Zentralverwaltung oder der Prüfungskommission. Auch die konkrete Umsetzung der Gesetzgebung ( z.B. ZGB, Schulgesetzgebung) wurde den einzelnen EB – Stellen überlassen. Ganz entsprechend pochte jede EB-Leitung auch in Fragen der Ausbildung der Praktikanten/ Assistenten auf ihre Autonomie. Das dokumentiert ein kleiner Auszug aus dem Protokoll der LKEB vom 21.9.1972 trefflich:

„... Der Leiter der praktischen Ausbildung hat hauptsächlich administrative Aufgaben. Die fachliche Seite der Ausbildung hat sich an den Richtlinien des VSSE („Vereinigung der Schweizerischen Erziehungsberater und Schulpsychologen“, später SKJP

„Schweizerische Vereinigung für Kinder – und Jugendpsychologie“) zu orientieren... Ein Leiter der praktischen Ausbildung im Stil eines Inspektorates ist abzulehnen. Die Leiter schlagen zur vorläufigen Besetzung dieses Amtes den Protokollführer (es ist Prof. Dr. K. Siegfried, der Verf.) vor.“

Ergebnisse aus den Diskussionen, gemeinsam ausgearbeitete und verabschiedete Texte oder Hilfsmittel blieben deshalb Empfehlungen, Memoranden, Unterstützungen zum je eigenen Gebrauch. Und diesen Gebrauch machten – eben freiwillig – wie dann in der Rückschau immer wieder wahrnehmbar war, alle eifriger als zugegeben. Die Beibehaltung der eigenen wirklichen oder eher behaupteten Spezifität der Erziehungsberatungsstelle ging da nach aussen vor.

### Wissenschaft und Praxis

Ursprünglich lag die Ausbildung ganz in der Verantwortung der Universität. Wie schon erwähnt, war die Verklammerung mit der Praxis von Anfang an gegeben: Durch die speziell auf die Praxis bezogenen Lehrveranstaltungen und durch das Praktikum, das innerhalb der Studienzeit zu absolvieren war. Die Verlängerung des Praktikums auf ein Jahr entsprach, wie oben erwähnt, der zunehmenden Komplexität der Anforderungen in der Alltagsarbeit der Erziehungsberatung. Strukturell ging die Bernische Erziehungsberatung damit späterem universitärem Allgemeingut – Grundstudium, Hauptstudium, MAS – früh voraus. Die Lehraufträge blieben vorerst den Praktikern vorbehalten. Das System Bologna forderte dann zwar ein obligatorisches Praktikum im ordentlichen Studium. Dieses war aber nicht zwingend in unserem Arbeitsfeld zu absolvieren. Die Universität entledigte sich jetzt der Lehraufträge der Praktiker für die Begleitkolloquien in Erziehungsberatung und Schulpsychologie. Und keines der universitären Institute und auch die Weiterbildungsstelle der Universität Bern zeigten in der Folge ein Interesse, was da an Ausbildungskonzepten in Erziehungsberatung und Schulpsychologie seit Jahren vorlag und mit Erfolg praktiziert wurde, in einen MAS überzuführen. Eine deutliche Entfremdung von universitär betriebener Wissenschaft und Praxis fand, aus unserer Perspektive, jedenfalls institutionell, so statt. Das ist sehr bedauerlich und etwas zynisch lässt sich fragen, wie viele der Lehrenden und Forschenden an der Universität wohl schon von den Menschen und Problemen, die sie beforschen, selber

von nahe gesehen haben. Und im Gedächtnis steigt ein Ausspruch auf, den Peter Wyss, ehemaliger Leiter der EB Thun, schon früh wiederholt zum besten gab: „Die Universität müsste uns aus „wissenschaftlichen Gründen“ eigentlich vieles von dem, was wir in der Praxis jeden Tag tun, verbieten, weil sie es noch gar nicht erfunden hat.“

Dass die Erziehungsdirektion des Kantons Bern die bestehende Ausbildungskonzeption durch ihre rechtliche und finanzielle Intervention gesichert hat, beurteilen wir als weitsichtiges Handeln, wie die Gedanken in den folgenden Kapiteln u.a. zeigen sollen. Und übrigens: Die Begleitkolloquien, die, abgestimmt auf eine kontinuierlich persönlich begleitete Praxis die Verbindung zu den involvierten Theorien herstellen, werden weiterhin von Lehrbeauftragten, die immer noch alle doktoriert sind, durchgeführt. Ist der Praxis Wissenschaftlichkeit wichtiger, als der Wissenschaft die Praxis, weil diese stört und den Mainstream der universitär qualifizierenden Methodologie nur in Teilen bestätigt?

## **Ausbildung bildet**

### Konzeptuelles Denken

Die Ausbildung zwang und zwingt immer wieder auch Grundsätzliches der EB-Arbeit zu durchdenken. Wir haben mehrmals auf die weiten und hohen Ansprüche hingewiesen, welche die Rahmengesetze der Bernischen Erziehungsberatung eröffneten. Diesen „Raum“ durch konkrete Tätigkeitsfelder zu besetzen oblag lange Zeit vor allem der LKEB. Die Weichen mussten gestellt werden, und diese bestimmten natürlich wesentlich auch die Inhalte des Praktikums, der Assistenz mit.

Klar war, beide, Erziehungsberatung und Schulpsychologie sollten Platz haben. Schulpsychologie war in den 60er und 70er Jahren auch in andern Kantonen der Schweiz schon etabliert, aber, etwas hochmütig, das sei zugegeben, betrachtete man in Bern die Beschränkung auf Schulpsychologie – und das war zu dieser Zeit im Wesentlichen oft noch v.a. „Zuweisungsdiagnostik“ – doch als eher „schmalbrüstig“.

Der schon im ersten Kapitel zitierte „Entwurf zu Richtlinien über die Tätigkeit der Erziehungsberatung im Kanton Bern“ vom Dezember

1972, vorgelegt von der LKEB, widerspiegelt den Niederschlag der konzeptionellen Diskussionen. Man wird bemerken, dass die Fachpersonen dort „Jugendpsychologe“ genannt werden. Darauf sei kurz eingegangen, weil das auf eine doch recht interessante Auseinandersetzung innerhalb der Konferenz hinweist.

„Jugendpsychologe“ oder „Erziehungsberater“, das widerspiegelte auch einen „Richtungsstreit“ in der LKEB, der immer wieder zu kritisch-konstruktiven Diskursen zu Grundhaltungen, Menschenbildern, zu theoretischen Implikationen, zum Verhältnis von Theorie und Praxis, zu Begrifflichkeiten und zur Praxis selber wurde.

Die „Neueren“ hielten sich mit dem Begriff „Jugendpsychologe“ für offener, zukunftsfähiger, näher bei den Ratsuchenden. Sie argumentierten vor allem aus einer psychologisch - therapeutischen Perspektive heraus, die sie beruflich attraktiver fanden, und der sie, angesichts der vielfältigen Methodenentwicklungen, eine grosse Zukunft und eine breite Wirksamkeit voraussagten. Zudem entsprach diese Perspektive auch der eher allgemeinen beruflichen Sozialisation der Fachleute für den frankophonen Kantonsteil. Der Begriff „Erziehungsberatung“, „Erziehung“ erschien ihnen antiquiert, statisch und fast ein wenig dissuasiv.

Die „Fraktion Erziehungsberatung“ rechtfertigte ihr Beharren mit der Allgegenwärtigkeit des Phänomens „Erziehung“ bei Kindern und Jugendlichen, in Familie und Schule. Theorie und Praxis und deren Verhältnis zueinander schien ihnen reflektierter, weiter im Spektrum, bodenhaftiger als die Aneignung und Anwendung verschiedener therapeutischer Techniken, die ihnen, inklusive der aufkommenden gruppenspezifischen Methoden, doch ziemlich suspekt vorkam, modisch vergänglich und eher zum Unterlaufen der Schwellenängste, als die immer schon bewährte „Pädagogik der Notfälle“ (W. Flitner). Aber, wie gesagt, die Diskussion aus diesen verschiedenen Perspektiven heraus belebte und bereicherte wechselseitig ungemein, auch in Fragen der Ausbildung, im Innern der Konferenz, und auch gegenüber den Gesprächspartnern ausserhalb: Der Prüfungskommission, der EB-Kommission, der Universität, den Berufsverbänden, Vertreterinnen und Vertreter anderer Kantone, die sich zunehmend über die Berner Verhältnisse informierten, und Andere mehr.

Wie oben gezeigt, wurde mit der Bologna – Reform die Dominanz der Psychologie institutionalisiert, selbstverständlich ohne Rückfrage. Erneut geriet die Ausbildung intensiver in den Blickpunkt, als ab den 90iger Jahren die Leitideen und die bereits erwähnte Konkretisierung

des Studienplans auf den Tisch kamen. Die Konzeption der Ausbildung hatte sich in den vielen Jahren recht zuverlässig etabliert. Die Herausforderung bestand jetzt darin, das Praktizierte differenziert „auf den Begriff“ zu bringen. So war man in der LKEB froh diese Arbeit speziell eingesetzten Organen überlassen und sich auf eine begleitende Kontrolle beschränken zu können. Denn intensive Diskussionen um den personellen und räumlichen Ausbau der Erziehungsberatung angesichts der rapid zunehmenden „Fallbelastung“ in quantitativer und qualitativer Hinsicht, sowie Vernehmlassungsansprüche verschiedenster Art, absorbierten viel Energie und überlagerten deutlich die Ausbildungsfragen.

### Didaktisches

Von Anfang an war das Ziel des Praktikums/der Assistenz die grundlegenden Elemente, das „Handwerk“ für eine erste Selbstständigkeit in den Ansprüchen der Erziehungsberatung und Schulpsychologie zu vermitteln. Schon in den frühen Siebzigerjahren sah man dies letztendlich gebündelt in einer sogenannten Fallstudie und in einem Gutachten, welche zur Abschlussprüfung der Assistenz mitzubringen und dort Grundlage der Auseinandersetzungen waren. Die Fallstudie oder Fallanalyse ist eine umfassende „schriftlich vorgelegte Auseinandersetzung mit einem Fall aus der eigenen Praxis (Gesellenstück)“. Die Studie soll den Verlauf der Arbeit an einem Fall beschreiben, den eingeschlagenen Weg immer wieder reflektieren, die Beziehung zwischen der Praxis und der Theorie herstellen und auch das Nachdenken über die persönlichen Anteile am Geschehen ausweisen. Ein Leitfaden für die sog. „Fallarbeit“ bildete die im Rahmen der Praxisforschung der Bernischen Erziehungsberatung heraus gegebene Schrift „Weichen stellen. Fortschreitende differenzierende Triage (FTD). Entscheidungshilfen für die erziehungsberaterische Arbeit“<sup>46</sup>. Das psychologische Gutachten, eingefordert durch die Erwachsenen- und Kinderschutzbehörden, zivilgerichtlich (z.B. Kinderzuteilung bei Ehescheidung, Massnahmen bei Vernachlässigungen/Miss-handlungen), sollte unter enger fachlicher Anleitung erstellt werden.

---

46 Aebi Th., Hesse-Meyer J., Inversini M., Mathys R., Rüedi A.-M. (2003): „Weichen stellen. Fortschreitende differenzierende Triage (FTD). Entscheidungshilfen für die erziehungsberaterische Arbeit“. Unter: [www.erz.be.ch](http://www.erz.be.ch) > erziehungsberatung > Praxisforschung > Publikationen

Eine ad hoc Arbeitsgruppe erstellte dazu, wiederum im Rahmen der Praxisforschung der Bernischen Erziehungsberatung, eine fundierte fachliche Grundlage: „Psychologische Begutachtung von Kindern und Jugendlichen. Ein Handbuch für die Praxis“<sup>47</sup>.

Es oblag, obliegt der Verantwortung der Mentorin bzw. des Mentors die Inhalte der Assistenz, d.h. vornehmlich die zu bearbeitenden „Teilfälle“ oder „Fälle“ so auszuwählen, bzw. so im zeitlichen Verlauf der Assistenz aufzubauen, dass die nötigen persönlichen und fachlichen Kompetenzen schlussendlich für die Erstellung sowohl der Fallstudie, wie des Gutachtens innerhalb der gegebenen Zeit der Assistenz erreicht werden können. Und dies selbstverständlich immer unter der Wahrung der Bedürfnisse und des nötigen Schutzes der Ratsuchenden: Die formellen und informellen Instrumente der Exploration, die Urteilsbildung am Massstab des Kindeswohls, den Aufbau und die Durchführung adäquater Interventionen inklusive Qualitätskontrolle. Eine äusserst anspruchsvolle Aufgabe in einem Berufsfeld, in welchem die beteiligten Persönlichkeiten, die Kommunikation und die Gestaltung der Beziehung mit ihren Freiheitsgraden oder Unberechenbarkeiten in der Umsetzung des Inhaltlichen eine entscheidende Rolle spielen, weit vor aller einsetzbaren Technik respektive verfügbarer Technologien.

Zur Mentorin bzw. zum Mentor wird von der Leitung der Ausbildung ernannt, wer über den Titel „Fachpsychologin bzw. Fachpsychologe für Kinder- und Jugendpsychologie“ verfügt und in der Liste der SupervisorInnen der „Schweizerischen Vereinigung für Kinder- und Jugendpsychologie“ SKJP aufgenommen ist.

Gleichzeitig und parallel hatten und haben sich alle in einer Ausbildungssequenz beteiligten Assistentinnen und Assistenten mit dem Verhältnis von Theorie und Praxis dieser Inhalte in den sog. Begleitkolloquien in systematisierter Weise intensiv auseinanderzusetzen. Im Kanton Bern treten die Erziehungsberatung und der Kinder – und Jugendpsychiatrische Dienst überall immer schon in „Bürogemeinschaft“ auf – man praktiziert im gleichen Haus. Daraus ergeben sich für die AssistentInnen besondere „Inhalte“, weil sich eine Zusammenarbeit viel enger und schwelenniedriger gestaltet: Z.B. die Indikationen für ein konsiliarisches Gespräch, die Fallvorstellung mit der Frage einer begleitenden Pharmakotherapie oder zusätzlicher

---

47 Aebi Th., Braun W., Dolanc Oswald M., Hool M., Inversini M., Kreis A. (2002): Psychologische Begutachtung von Kindern und Jugendlichen. Ein Handbuch für die Praxis.

kinderpsychiatrischer Abklärungen in neurologischer, psychosomatischer oder psychotischer Hinsicht und umgekehrt: Die Frage nach den optimalen Schulungsmöglichkeiten, nach dem Einsatz besonderer schulischer Fördermethoden, der Differenzialdiagnose von Lernstörung und Beeinträchtigung der allgemeinen geistigen Leistungsfähigkeiten, etc. Von Anfang an lernen Assistenten und Assistentinnen die andere Sprache verstehen und eine gemeinsame zu entwickeln, lernen Möglichkeiten und Grenzen der andern Berufsgruppe kennen.

### Methodisches

Das Praktikum, die Assistenz in Erziehungsberatung und Schulpsychologie war immer gekennzeichnet durch ein angeleitetes Tun in einem persönlichen Verhältnis zwischen MentorIn und AssistentIn unter Berücksichtigung einer zunehmenden Eigenverantwortung und Selbstkompetenz der Assistentinnen bzw. der Assistenten. Die zugewiesenen Verantwortlichkeiten und die Erfahrungsdifferenz machen die Hierarchie und die Verbindlichkeiten klar. In der permanenten Supervision entscheidet sich situativ der zunehmende Freiraum in Richtung Selbstständigkeit der Assistentinnen und der Assistenten – als Wille selber zu tun und auch als Forderung der Mentorinnen oder Mentoren, dass es jetzt so sein muss bzw. der bewussten Verweigerung einer angefragten Hilfe. Der Umgang mit permanentem Druck zu lehren und zu erlernen gehört eben dazu: Die vielen Anfragen drängen, die Belastung durch die begegneten Probleme ebenso, die fachlichen Unsicherheiten und sogar Lücken und die Angst nicht weiter zu wissen auch, und natürlich der Anspruch es ja gut machen zu wollen, etc. In der verbindlichen Supervision ist dies alles aufzunehmen und handhabbar zu dosieren. Dazu gehört auch angeleitet zu werden in dem, was unter den Stichworten „Agendaführung“ und „Administration“ firmiert.

Dem dient auch das institutionalisierte Gefäß des Selbststudiums: Durch die Überflutung mit den vielen Ansprüchen hindurch lernen und einüben, sich Zeit zu nehmen, sich über etwas ins Bild setzen, was einem in der Exploration oder Intervention fehlt.

### Die Teilnahme am „Leben“

Assistentinnen und Assistenten wurden, wie gesagt, immer schon einer ausschliesslich für sie verantwortlichen Mentorin/einem Mentoren zugeteilt. Gleichzeitig sind sie immer auch Teil auf Augenhöhe in einem bestehenden Team. So sind sie eingebunden in die Rhythmen des Alltags. Sie erleben die verschiedenen Charaktere und die unterschiedlichen Stile und Vorgehensweisen der Kolleginnen und Kollegen. Das soll sie ermutigen ihre „Eigenart“ mit der Zeit zu finden. Sie sind in den Interventionen dabei. Sie erleben die Dynamik des Auftragsdrucks mit der grossen Bandbreite der Fragestellungen und das begründete Setzen der notwendigen Prioritäten. Sie erfahren, wie erwähnt, die Bürogemeinschaft und die Zusammenarbeit mit dem Kinder- und Jugendpsychiatrischen Dienst.

Sie nehmen Teil an der ganz praktischen Alltagsarbeit und an besonderen Veranstaltungen. Ihre aktive Teilnahme und Teilhabe ist erwartet, auch dass sie ihre persönlichen Perspektiven und Markierungen einbringen, Neues aus der Wissenschaft, ihre kritischen Fragen und die Offenheit sich zu integrieren.

### Die Begleitkolloquien – eine systematisierte Reflexion der Praxis

Wohl dank dem, dass der Anspruch an eine wissenschaftliche Orientierung der Praxis der Erziehungsberatung schon seinerzeit von einer wissenschaftlich orientierten Fachperson – Dr. Hans Hegg – ausging, wurde die Verknüpfung, genauer die Abstimmung von Theorie und Praxis von Anfang an ein spezifisches Element der Ausbildung – zuerst lange Jahre als Begleitveranstaltungen im Rahmen der Universität, heute, mit Bologna, ausgelagert, organisatorisch und inhaltlich aber immer noch entsprechend, jedoch anders finanziert. Seit je haben diese Veranstaltungen die wesentlichen „Bereiche“ der Praxis der Bernischen Erziehungsberatung zur vertieften Reflexion aufgenommen.

Der heute existierende Ausbildungsplan bildet das systematisierte, verbalisierte Konzentrat der 1 ½ jährigen Assistenz ab. Mehr oder weniger synchron, parallel und sicher innerhalb der Assistenz ist dafür gesorgt, dass diese Bereiche der Alltagspraxis reflektiert, mit Theorien abgeglichen und umgekehrt, vorhandene Theorien durch die Praxis befragt, modifiziert, neu geordnet und vernetzt werden. Beides unter Anleitung, hier der Mentorinnen/Mentoren, da durch die

lehrbeauftragten PraktikerInnen, intensiv zu tun, ist in hohem Masse motiviert durch den unmittelbaren „vitalen Lebenszusammenhang“, der drängt. So kommt es zu einer Vernetzung der Erfahrungen: Die Assistentinnen und Assistenten bringen ihre Erfahrungen und ihr Erleben, mit dem „Stallgeruch“ der Herkunftserziehungsberatung, in die „zentralen“ Veranstaltungen, teilen sich mit, werden von den Lehrbeauftragten aus weiteren Perspektiven in der Reflexion und Lösungssuche zusätzlich angeregt, bereichern sich gegenseitig, und tragen „nachhause“ ins Team. Von daher werden wiederum Informationen und Fragen ins Zentrum zurückgetragen. Die Leiterin, der Leiter der Ausbildung wiederum, tauscht sich aus in den regelmässigen Zusammenkünften mit den MentorInnen. Eine Ausweitung kann das Ganze erfahren, weil die Begleitkolloquien grundsätzlich offen sind für alle Praktizierenden mit einem Masterabschluss in Psychologie, bzw. allen Mitgliedern der Schweizerischen Vereinigung für Kinder- und Jugendpsychologie und auch ausserkantonale, adäquate Dienste in Frage kommen können für die Übernahme von Assistenten.

Anfänglich, wir haben das im ersten Kapitel dokumentiert, war für Fragen der Ausbildung die LKEB v.a. die Plattform, mit der Zeit wurde dies zunehmend der Kommunikationsprozess Leitung der Ausbildung – Lehrbeauftragte – Mentorinnen/Mentoren – Assistentinnen/Assistenten selbst.

### *Das Abschlusskolloquium – die Reflexion der Praxis als Konzentrat*

In den Anfängen war zur Abschlussprüfung, sie erfolgte damals noch ganz unter der Ägide der Universität, eine Hausarbeit und ein Praxisbericht mitzubringen. Aus dem Einen wurde die Lizentiats - bzw. die Masterarbeit, aus dem Anderen mit der Zeit die Fallstudie und das Gutachten – zwei „Gesellenstücke“ als modellhafte Dokumentationen von zwei unterschiedlichen Herangehensweisen an bedeutende Fragestellungen. Diese Erarbeitungen erforderten immer auch eine Begleitung durch die MentorInnen. Damit „traten“ und „treten“ eigentlich beide zum Abschlusskolloquium an. Dieses, präsidiert durch die Leitung der Ausbildung und mitgestaltet durch zwei qualifizierte praktizierende MentorInnen, suchen, sozusagen in einem „Schlussbouquet“, die fachliche und persönliche kritische Auseinandersetzung mit den Gesellenstücken. Daraus resultiert natürlich wiederum ein mannigfacher Austausch, es gibt Rückmeldungen und

wechselseitige Anregungen, Bestätigungen und Kritik. Zudem waren und sind die Gutachterin oder der Gutachter ja beauftragt durch Behörden. Dadurch sind sie auch hier einer strengen Überprüfung, v.a. auch durch die Richter und die Rechtsanwälte, unterworfenen Entscheidungshilfe.

Die früher erwähnte, von allen Leiterinnen und Leitern eingeforderte Autonomie, fand und findet hier in verschiedener Hinsicht, von allen akzeptiert, ihre Grenze: Als institutionalisierte erziehungsberatungsinterne Qualitätskontrolle, als Kontrolle über die Einhaltung eines gemeinsamen Nenners und als Kontrolle durch eine gewisse und kritische Öffentlichkeit.

*Zum Schluss nochmals: Ausbildung bildet – das hört nie auf!*

Ich hoffe nachvollziehbar gemacht zu haben, welche einmalige Entwicklungschancen die Pioniere aus fachlicher und administrativer Provenienz mit der Ausbildung der Erziehungsberatung geboten haben: Dass sie diese systematisch und qualitativ gesichert in Gang brachten, sie einbetteten in Wissenschaft und Praxis und strukturell ein referentielles System eröffneten. Da lebt eine großartige Konzeption, die hoffentlich noch lange eine ebensolche Zukunft hat.



Rolf von Felten

## Die Anfänge der Praxis-Forschung<sup>48</sup> im Kanton Bern



Abbildung 9: Institut am Falkenplatz

In den 60er Jahren war dieses Haus am Falkenplatz 16 ein humanistisches Kleinod. Drei Lehrstühle waren hier vereinigt: Philosophie, Pädagogik und Psychologie. Wo einst Musil und Dürrenmatt bei Herbertz studiert hatten, der noch selbst das Ganze verkörperte, keimten die ersten Gedanken zur Praxis-Forschung.

---

<sup>48</sup> In der Literatur zum Thema, die inzwischen kräftig gewachsen ist, hat es sich eingebürgert, PRAXISFORSCHUNG zu schreiben. Um die Aufmerksamkeit auf den grundlegenden Begriff Praxis und all seine philosophischen Implikationen zu lenken, habe ich es vorgezogen, den Begriff in zwei Wörtern zu schreiben. Um auch so den Begriff des Forschens und der Forschung hinterfragen zu helfen. Deshalb werde ich in diesem Aufsatz die Zweiwort-Schreibweise beibehalten.

## Einleitung

Ein Bieler Unternehmer, dem ich von unseren Schwierigkeiten beim Aufbau der Praxis-Forschung erzählte, sagte: „Machen Sie nur weiter, ich kenne das; aber wer selber keine gute eigene Entwicklungsabteilung führt, geht unter.“

Bei diesem Weitermachen waren viele beteiligt, drum möchte ich mit meinem Dank beginnen. Vorab nennen möchte ich meine Kolleginnen und Kollegen von der EB Biel: Peter Kunz, mein bewährter Stellvertreter und Nachfolger, ohne dessen Unterstützung diese Suchbewegungen und ersten Praxis-Forschungsprozesse schwierig gewesen wären. Ebenso danken will ich Ursula Schwab, Dieter Inhelder, Sandro Vicini, Urs Joos, Esther Holliger und Madeleine Egger, welche als Kinderpsychiaterin Interdisziplinarität im Team vorbildlich lebte. Unvergesslich unsere „Gemeinsamen“ vom Donnerstagmorgen mit ihren Einstimmungsgesängen, welche Dieter Inhelder so belebend zu machen wusste. Zu danken ist natürlich auch meinen damaligen Leiter Kollegen und Kolleginnen. In den bewährten Leiter Konferenzen konnte ich Probelaufe zu bestehen versuchen und durch berechtigte Kritik meinen oft etwas hilflos anmutenden Suchbewegungen mehr Bodenhaftung geben. Sehr wichtig war in diesen Anfängen auch der damalige Leiter der praktischen Ausbildung Martin Vatter. Und Hannes Abplanalp, welcher die werdende Praxis-Forschungs Methode immer wieder mit besonders dramatischen Szenarien der Drogenwelt konfrontieren half.

Besonderer Dank gehört auch noch im Rückblick nach 30 Jahren Regierungsrat Peter Schmid und seinem Generalsekretär Andreas Marti. Genau hier bekamen wir damals Unterstützung, ebenso von Heinz Aeschmann, dem diskreten Verbindungsmann der ED. Schliesslich darf die Neue Gesellschaft für Psychologie nicht unerwähnt bleiben, vor allem Jarg Bergold und Eva Jäggi, die mich im kreativen Berlin heimisch werden liessen und viel Mut machten für den „anderen“ Weg.

Bei der Niederschrift halfen mir Katharina von Steiger und Lisa von Felten. Danken möchte ich für Kritik und Zuspruch Hannes Abplanalp, Thomas Aebi, Martini Inversini und Sandro Vicini. Ich merkte erst beim Schreiben, wie sehr ich heute in einem ganz anderen Leben stecke, das mir auch sehr gefällt.

Last but not least, sei der Schweizerischen Vereinigung für Kinder- und Jugendpsychologie gedankt, welche die „Bernische Pra-

xis-Forschung“, die auch 25 Jahre danach so prächtig gedeiht, auszeichnet hat.

### Das Verhältnis von Theorie und Praxis in den 70/80er Jahren

Es soll hier das Vorspiel und die frühe Entstehungsgeschichte der Praxisforschung unter den Erziehungsberatern und den Kinder- und Jugendpsychologen des Kantons Bern geschildert werden.

Es ging uns darum, dem einseitigen Anspruch einer akademisch orientierten experimentalwissenschaftlichen Ausbildung etwas entgegenzusetzen, was mit der Berufsausübung mit konkreten Einzelkindern wirklich zu tun hat. Der Grundsatz: es gibt nichts Praktischeres als eine gute Theorie, mochte ja stimmen, aber dann hatten wir am psychologischen Institut Bern, wo ich nun mit einem festen Lehrauftrag angestellt war, die gute Theorie noch nicht entdeckt. Überhaupt schien der nunmehr sehr viel jünger und zahlreicher werdende Lehrkörper zunehmend Berührungssängste mit dem Praxisfeld zu entwickeln, für das sie damals doch zahlreiche Kandidaten und Kandidatinnen ausbildeten. Wir Praktiker verstanden es nicht, Institutskollegen und Kolleginnen für unsere Wirklichkeit durch freundliche Einladungen ernsthaft zu interessieren. Auch wir hatten unsere Berührungssängste.

Als Stellenleiter von Biel-Seeland sah ich Praktikantinnen und Praktikanten, Assistentinnen und Assistenten ankommen. Sie lernten rasch, dass mit den zufällig mitgebrachten Theorieelementen und empirischen Forschungsansätzen des Instituts keine Arbeit zu leisten war. So galt unter ihnen mehr und mehr der Grundsatz: Vergiss das! Was war zu tun? Überzeugt wie ich war, dass gute Theorie tatsächlich die Praxis befruchten kann - und umgekehrt, suchte ich nach einem Brückenschlag<sup>49</sup>. Es genügte sicher nicht, psychologische Theorien als blutleeres Akademieturnen zu disqualifizieren, aber es ging auch nicht, die Praxis bloss als Routine und Berufsgewöhnung zu betrachten, bzw. als Anwendungsbereich der einst reif gewordenen Forschungsergebnisse der Akademie.

Auch wusste ich ja zum Glück aus Erfahrung, dass es Forschungsmethoden tatsächlich gab, deren Gültigkeitsbereich sich für diese komplexe Zusammenhänge interessierten.

---

49 v. Felten Rolf, Praxis-Forschung wurde Tat-Sache, Journal für Psychologie, Jg. 1, Heft 3, S. 74-82

In Erinnerung zu rufen ist vielleicht, dass damals der Sprung in die Praxis oft noch wirklich ein Sprung war. Sofort hatte man für sein Handeln Verantwortung zu übernehmen. So schnell stand man damals in der verwirrenden Vielfalt komplizierter Intrigen, Gefährdungen und Krisen. Und man hatte ganz konkrete existenzielle Kindernöte anzugehen. Dabei bewegte man sich als Experte im Feld von Unmündigen, gab Beurteilungen ab, welche schicksalshaften Einfluss haben konnten. Immer häufiger stand man Erziehungsverantwortlichen gegenüber, die sehr unterschiedlicher Meinung waren oder einander sogar bekämpften. Familienwelten wurden patchworkiger und multikultiger. Wir brauchten immer häufiger Übersetzer, wörtlich und bildlich gesprochen.

Heinz von Foerster illustrierte 1993 anlässlich der Emeritierung von Niklas Luhmann unser Dilemma zwischen Theorie und Praxis folgendermassen: er sagte: Es gibt zwei Typen von Maschinen, die triviale und die nichttriviale Maschine. Der Westen, sagte er, sei in die triviale Maschine verliebt. Sie sei kommod, denn sie bringe in der Regel das hervor, was man von ihr erwarte. Sie sei berechenbar. Wenn ich am Steuerrad gegen links drehe, dann geht der Wagen nach links. Die nichttriviale Maschine hingegen, sagte er, kenne Zustände, jede Operation verändere ihre Befindlichkeit und damit auch ihre Reaktion auf ein Kommando. Also sei ihre Berechenbarkeit äusserst schwierig, besitze sie doch selber eine rekursive Steuerung: sie reagiere nicht bloss auf das eingefüllte Wissen und die entsprechenden Befehle, sondern bringe selber ältere und neue Elemente ein, die im Verlaufe des Prozesses passieren und ihre Aufmerksamkeit geweckt hatten.<sup>50</sup>

Es braucht nicht weiter ausgeführt werden, dass wir es in der Berufspraxis eher mit Problemsituationen vom Typus nichttrivialer Maschinen zu tun hatten. Genau mit diesen Problemen kamen die Ratsuchenden ja zu uns. Triviale Problemstellungen lösten sie spielend selbst.

### Exkurs: Einige Lebensdaten von Hans Hegg<sup>51</sup>

Es ist ein Charakteristikum der bernischen Erziehungsberatung, dass sie während Jahrzehnten durch ihren Begründer personifiziert

<sup>50</sup> Psychologie heute, März 1995, S.64ff.

<sup>51</sup> Hegg, Susanne, Die Bernische Erziehungsberatung, der Jugendpsychologe 1977, Nr. 2, Anhang S. 108

wurde, und dass die Etappen ihrer Entwicklung eng verknüpft waren mit seinem persönlichen Werdegang. Aus diesem Grund seien einige biographische Notizen und Hinweise aufgezeichnet, die im Zusammenhang mit dem Geschehen auf der Erziehungsberatung von einer gewissen Bedeutung waren.

Hans Hegg wurde am 30. Mai 1893 in Bern geboren. Kindheit und Jugend verbrachte er in der Stadt Bern, absolvierte das Literaturgymnasium und erwarb sich die Matura Typus A. Nach der Matura, 1913, kamen die militärischen Schulen. In die Zeit der Aspirantenschule fielen die Schüsse von Sarajewo. Es folgten für die Schweizer die Jahre der Grenzbesetzung. – Wenn Hegg nicht gerade im Aktiviendienst weilte, sass er an der Universität Bern, wo er bald einmal der Faszination Professor Paul Häberlins erlag und ein interessierter und ergebener Schüler wurde. Der Militärdienst bedeutete für den jungen Offizier u.a. eine glänzende Schulung in praktischer Psychologie und Menschenführung, für die er nach Aussage seiner Vorgesetzten ausgesprochen ein Talent mitbrachte. Während ein paar Jahren war er Adjudant des nachmaligen Bundesrates Rudolf Minger, der für sein Geschick bekannt war, den richtigen Mann am richtigen Platz einzusetzen. Die beiden ergänzten sich gut, Hegg besorgte das Schriftliche. – Für das Überleben der bernischen Erziehungsberatung waren die Beziehungen Heggs zu Minger und dessen Kreis – (später die Bauern-Gewerbe- und Bürgerpartei) – ohne Zweifel von nicht zu unterschätzender Bedeutung.



Abbildung 10: Dr. phil. Hans Hegg

Das Wohlwollen jener und ihre Achtung vor dem Mann, der sich das merkwürdige Unternehmen der Erziehungsberatung zum Lebensziel gemacht hatte, blieb Jahrzehnte lang erhalten, obwohl er sich dieser Partei so wenig anschloss wie einer anderen politischen Gruppierung.

1919 promovierte Hegg bei Häberlin mit einer Dissertation über: „Die phänomenologische Lehre von Edmund Husserl und ihr Verhältnis zur empirischen Psychologie“. Anschliessend absolvierte er ein Praktikum auf dem Jugendfürsorgeamt der Stadt Zürich und nahm als Hörer an der psychiatrischen Klinik bei Bleuler und an der psychiatrischen Poliklinik bei Prof. H.W. Maier teil. Auf Zürich folgte ein Studienaufenthalt in Wien.

### Was war geschehen?

Aus einer offenen und innovativen, fächerverbindenden, die gelebte Welt suchenden Studienstruktur, welche anfangs der siebziger Jahre geschaffen worden war, drohte eine akademische Allgemeinbildung zu entstehen, welche vor allem die Selbstrekrutierung des engeren Institutspersonals im Auge hatte. Nun wurde das Hauptfach Psychologie tonangebend und Pädagogik ein Nebenfach. Wieder einmal der Grundsatz: Zuerst viel, viel Theorie, dann Lizentiat, Redaktionsübungen. Die Praxis kommt dann von selbst. Die Assistenz von 2-3 Semestern auf einer der 11 EB-Stellen mit einem entsprechenden Abschlussgespräch führte – und führt noch heute - zum entsprechenden Berufsdiplom. Martin Inversini hat die Entwicklung dieser Formel ausführlich dargelegt<sup>52</sup>. Weil nun damit die praktische Ausbildung voll in die Verantwortung der Dienste delegiert worden war, schien uns die Erkenntnisbeschaffung über die blossе Berufsroutine hinaus zu wenig gesichert. Wir wollten auch dazu forschen! Als die Leiterkonferenz 1987 den Grundsatzbeschluss fasste, ein Ressort Praxis-Forschung zu schaffen, geschah dies als Antwort auf die Aufhebung des Berufsdiploms zu Gunsten des Lizentiat. Die zusätzliche Schaffung eines neuen Ressorts geschah aus zwei Gründen. Wir wollten uns befähigen, in der Praxis anstehende Problemkreise rasch selber erforschen zu können; und wir wollten auf die einseitige

---

52 Inversini, Martin: Der Bereich Ausbildung der Bernischen Erziehungsberatung. Manuskript 2013. Zur heutigen Situation siehe Verordnung über die Ausbildung und die Diplomisierung in Erziehungsberatung und Schulpsychologie vom 25. Juni 2013.

naturwissenschaftlich orientierte Akademisierung des Psychologiestudiums reagieren. Das EB-Studium war nämlich Anfang Sechzigerjahre als fortschrittlicher fächerverbindender Studiengang von Psychologie, Pädagogik und Kinderpsychiatrie verflochten mit der Praxis angelegt worden. Doch nach der Emeritierung von Richard Meili 1970 (Psychologie) und J.R. Schmid 1976, (Pädagogik) verlor der Studiengang seine interdisziplinären Exponenten und verabschiedete sich vom konkreten Praxisfeld. Praxis wurde am Institut nunmehr sogar als störende Ablenkung der Studenten eingestuft. An die Stelle des Bernischen Staatsdiploms „Erziehungsberater-Schulpsychologe“ trat die unausgegorene Lizentiatsordnung, später folgte die Bologna Studien-Ordnung, die noch heute in Kraft ist<sup>53</sup>. Einziger Bezug zur Praxis im Lehrbetrieb bestand in zwei Lehraufträgen, die der Leiter der EB Stelle Bern, Kurt Siegfried und ich selber versahen.

Leider gelang es uns nicht, auf diese Entwicklung Einfluss zu nehmen. Zwischen den beiden Lehrbeauftragten und dem psychologischen Institut bestand – so viel ich sehe – wenig oder kein wirklicher Austausch. Die phil. hist. Fakultät, welche selber grösste Mühe hatte, ihre eigenen Studienstrukturen zu erneuern, hatte andere Probleme. So erfolgten die Berufungen der neuen Dozenten am psychologischen Institut, aber auch jene für Pädagogik und Pädagogische Psychologie im üblichen akademischen Rahmen. Die Frage praxisrelevanten Lehrens und Forschens ging völlig verloren.

Klaus Foppa, der 1964 noch weitgehend unter dem Einfluss von Meili für das Fachgebiet Lernpsychologie aus Wien geholt worden war, verlegte sich auf Sprachpsychologie und ging neben seinen Grundvorlesungen weitgehend den eigenen Forschungsinteressen nach. Doch seine freundliche und gesprächsbereite Wienerart wurde immer geschätzt<sup>54</sup>. Er war es allerdings, der Sandro Vicinis „Praxis-Forschungs Dissertation, welche ein Unikum blieb, betreute<sup>55</sup>. Mario von Cranach, der unter starker Beteiligung der Studenten berufen

---

53 Zu den Anfängen der Bologna-Reform in der Schweiz gibt die Dissertation von Barbara Müller wertvolle und sehr ausführliche Auskunft. Müller, Barbara: Die Anfänge der Bologna-Reform in der Schweiz, hep-Verlag 2012.

54 Ich verdanke die genaueren Daten vor allem der Institutsbroschüre, welche ohne Autorengabe unter dem Titel: Universität Bern, Institut für Psychologie 2004 herausgekommen ist. Namentlich der Chronik-Teil ist in Bezug auf unsere Frage aufschlussreich für die werdende Einseitigkeit des psychologischen Selbstverständnisses. S.8 ff

55 Vicini, Sandro: Subjektive Beratungstheorien, Lang 1993.

worden war, brachte interessante sozial-psychologische Impulse, bemühte sich um einen kreativen Umgangsstil im Institut und brachte wertvolle Erfahrung mit, namentlich im Bereich der nonverbalen Kommunikation, aber keinerlei Praxiserfahrung im therapeutisch-beraterischen Sektor mit. Er hatte als Sozialpsychologe am Max-Planck-Institut geforscht.

1972 wurde Alfred Lang zum Extraordinarius ernannt. Er vertrat – als Schüler von Meili - Psychologie sei eine empirische exakte Grundlagen-Wissenschaft und könne sich deshalb nicht mit Praxisfragen beschäftigen. Erst gegen Ende seiner Karriere begann er sich für die Umweltfrage zu interessieren und meldete sich bei Gelegenheit zu öffentlichen Bildungsthemen.

1979 wurde Klaus Grawe für klinische Erwachsenen Psychologie aus Hamburg berufen. Wir Praktiker, die wir ja viel mit gestörten Kindern, Eltern und leider auch Lehrern zu tun hatten, setzten Hoffnungen in ihn. Aber die Enttäuschung war gross, als er im Namen der Verhaltenstherapie einen wahren Religionskrieg gegen alle andern Arbeitsmethoden zu führen begann, was sofort zu grosser Distanz führte, Zusammenarbeit interessierte ihn nicht. Sein Ziel war es, ein eigenes Therapiezentrum an der Uni aufzubauen.

Obwohl seit Beginn der 60er Jahre StudentInnen der Erziehungsberatung beziehungsweise der Kinder- und Jugendpsychologie einen Grossteil der Studierenden am Institut ausmachten, und diese die erste Ausbauphase überhaupt ermöglicht hatten, hatte immer noch keine Berufung eines entsprechenden Lehrstuhlinhabers stattgefunden. Auch die neu gewählten Verantwortlichen des Lehrstuhls für Pädagogik Weisskopf und Aebli, welche einen Lehrstuhl für Entwicklungs- und Erziehungspsychologie bekommen hatten (um die Berner Lehrerausbildung zu erneuern), interessierten sich für unser Praxisfeld nicht.

Das Institut nahm - in meiner Erinnerung zumindest - unter diesen Umständen, sicher auch, weil wir uns nicht zu Wort zu melden wussten, keine Notiz mehr vom Praxisfeld, und die beiden erwähnten Lehraufträge von Siegfried und mir blieben unverbunden neben dem akademischen Lehrbetrieb, in dem nun unter dem Oberassistenten Groner die Statistik ein unverhältnismässiges Gewicht zu gewinnen begann. Er wurde zum Extraordinarius befördert und verstärkte so die Entfremdung vom Praxisfeld des Instituts noch einmal deutlich. 1983 endlich wurde mit August Flammer, aus dem nahen Freiburg auf den endlich geschaffenen Lehrstuhl für Kinder- und Jugendpsychologie berufen. Er brachte weder Berufserfahrung mit,

noch hatte er sich in der Erforschung von Beratungsprozessen mit Kindern und Familien irgendwie ausgewiesen. Am Institut hatte man die psychologische Wirklichkeit in sieben Fachgebiete aufgeteilt.

Diese knappe Darstellung wollte in Erinnerung rufen, in welchen personellen und strukturellen Umbrüchen der Uni und des Instituts die rapide Entfremdung von Praxis und Forschung entstand. Was würde wohl passieren, wenn das Diplom des Fürsprechers, jenes des Notars, des Pfarrers, des Arztes lediglich durch akademische Grade der Fakultät bestimmt würden, von Leuten, welche das Praxisfeld lediglich als Lektüren und vom Hörensagen kennen?

Hatte nicht der Schweizerische Wissenschaftsrat in seinem dritten Bericht über den Ausbau der schweizerischen Hochschulen 1978 besonders betont: „ein zentrales Problem heutiger Wissenschaftsentwicklung zeigt sich in der immer weiter getriebenen Spezialisierung und Isolierung einzelwissenschaftlicher Fragestellungen“ und er hält in der Empfehlung fest: „der für die Lehre geforderte verstärkte Praxisbezug gilt auch für einen Teil der Grundlagenforschung“.

Soviel zur Personalpolitik des Berner Instituts.

Angesichts einer rapid wachsenden Studentenzahl hatte man schon ab 1964 damit begonnen, eine Reorganisation der Universität Bern ins Auge zu fassen. Der eigentliche Prozess dauerte von 1968 -1984 und endete mit einem grossen Misserfolg. Die Details dieser Auseinandersetzung sind bei Nievergelt nachzulesen<sup>56</sup>. „Die Reorganisationspläne der von der Regierung eingesetzten Expertenkommission wurden eben so wenig realisiert wie der später von der Verwaltung vorgelegte Entwurf zu einem neuen Universitätsgesetz.“ Die Frage nach dem Auftrag und dem Ziel der Berner Uni, der Nachwuchsförderung usw. war auch beim 150-Jahr-Jubiläum noch unbeantwortet. So musste man sich schliesslich 1989 mit einer Minirevision des alten Gesetzes zufrieden geben. In diesem Geschiebe und Gezerre war verständlicherweise wenig Platz für Grundsatzfragen wie der unseren. Also hielten wir uns still, bevor wir uns mit einer neuen Formel, zumindest für den Berufsalltag, selber zu helfen versuchen. Von der phil. hist. Fakultät und dem Psychologischen Institut war definitiv nichts mehr zu erwarten. Auch die Erziehungsdirektion wählte den Ausstieg.

---

<sup>56</sup> Nievergelt, Bernhard: Strukturwandel der Universität, Masterarbeit Uni Bern 2011.

Mit der Emeritierung von Richard Meili 1970 war wie gesagt der wichtigste Ansprechpartner der Studienkonstruktion von 1960 gegangen. Es lohnt sich, kurz auf seinen Werdegang nochmals hinzuweisen, denn er hatte – wie er mir in einem denkwürdigen Gespräch darlegte - nach dem archimedischen Punkt einer praxisbezogenen Forschung gesucht. Er war dann von 1926-1941 am berühmten „Institut des Sciences de l'éducation Jean-Jacques Rousseau“ in Genf Mitarbeiter geworden und hatte dort wesentliche Impulse in diese Richtung bekommen. Die folgenden Jahre verbrachte er in Winterthur als Berufsberater. Meili wurde dann 1949 vom damaligen bernischen Erziehungsdirektor und späteren Bundesrat Feldmann nur deshalb zur Wahl vorgeschlagen - wie er mir anvertraute - weil er diese Verbindung zwischen Theorie und Praxis versprochen hatte<sup>57</sup>. Den wenigsten ist heute noch bekannt, wie innovativ in Genf die Wechselwirkung zwischen Pädagogik und Entwicklungspsychologie Claparède, P. Bovet und Piaget gesucht und stückweise auch möglich gemacht hatten. Sie führte dann zur Gründung des „Bureau International de L'Education“ mit Sitz in Genf<sup>58</sup>. Hier sei vermerkt, dass auch J.R. Schmid daselbst (bei Claparède) dissertiert hatte<sup>59</sup>. Waren sich Meili und Schmid damals schon begegnet? Meili gehörte zum Kreis der Gründer des EB-Studiums mit Hegg und Schmid.

Meili sagte kurz vor seiner Emeritierung sowohl an seine Kollegen wie auch an seine Studenten: „Täuscht euch nicht, ihr wollt klarere Richtlinien und Anforderungsprofile, das wird euch teuer zu stehen kommen, ihr opfert das eigentliche Studieren“.

---

57 v. Felten Rolf, Gespräch mit Richard Meili, der Jugendpsychologe 1976, Nr. 1, S.13ff.

58 Siehe dazu vor allem: Oelkers Jürgen: L'éducation nouvelle in: Jean Piaget et Neuchâtel, Edition Payot, 1996 und Kohler, Richard: Piaget und die Pädagogik, Klinkhardt, 2009.

59 Schmid, Jakob Robert : Le maitre camarade et la pédagogie littéraire, Maspero 1973, Neuauflage der Dissertation.

60 Anlässlich eines Gesprächs, das R.von Felten mit Richard Meili am 19.02.1976 in Gümüliigen führte, von Meili zusammengestellt. Der Jugendpsychologe 1976, Nr. 1, S. 13

Exkurs: Einige Lebensdaten von Richard Meili<sup>60</sup>

Geboren am 28. Februar 1900 in Schaffhausen, Sohn eines Buchhändlers. Kantonsschule Schaffhausen, ein Semester ETH, nach einem Jahr Tätigkeit als Erzieher in der Anstalt für Epileptiker in Zürich, Studium der Psychologie in Jena, Bern und vor allem in Berlin bei Köhler, Wertheimer, Lewin und Rupp. Abschluss 1925 in Berlin mit Dr. phil. In Philosophie, Psychologie, Mathematik und Nationalökonomie. Dissertation über „Experimentelle Untersuchungen über das Ordnen von Gegenständen“. Von 1926 – 1943 Assistent und Dozent am Institut des Sciences de l'Education in Genf in enger Zusammenarbeit mit Pierre Bovet, Edouard Claparède und Jean Piaget. Die dortige Lehrtätigkeit bezog sich hauptsächlich auf Methoden der psychologischen Diagnostik, Einführung in die statistischen Methoden für Psychologen und Entwicklung der Wahrnehmung. Die Forschungstätigkeit konzentrierte sich auf das Problem der individuellen Differenzen im Gebiet der Intelligenz mit der faktorenanalytischen Methode. Nach sechs Jahren praktischer Tätigkeit als Berufsberater verbunden mit einem Lehrauftrag an der Handelsschule St. Gallen wurde er 1949 zum Prof. a.o. für „Psychologie und deren Anwendungen“ an die Universität Bern gewählt, wo er die Möglichkeit hatte, das Institut für Psychologie aufzubauen.

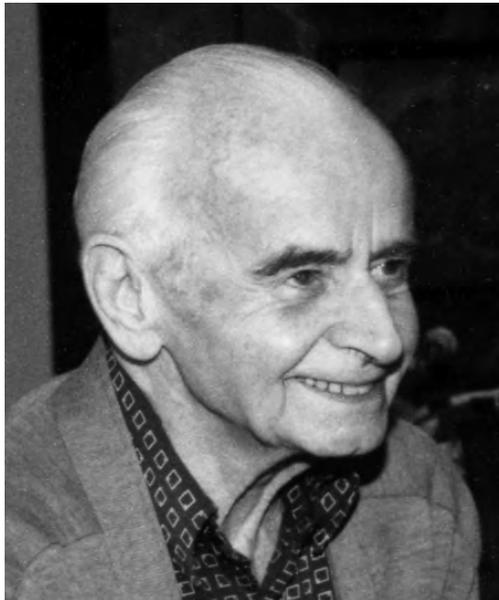


Abbildung 11: Prof. Dr. Richard Meili

Hauptwerke: Lehrbuch der psychologischen Diagnostik, 1937, 5. Auflage 1965. – Lehrbuch der experimentellen Psychologie (Hrsg. mit H. Rohracher) 1963, 2. Auflage 1968. – L'analyse de intelligence, Arch. de Psychol. 1946, 31, S. 1-64. – Anfänge der Charakterentwicklung, 1957. – La structure de la personnalité, Kap. XVIIIn Traité de Psychologie Expérimentale, Editeurs P. Fraisse et J. Piaget. 1963 – Grundlagen individueller Persönlichkeitsunterschiede (mit Gertrud Meili-Dworetzky) 1972.  
Analytischer Intelligenztest (AIT) 1966, 2. Auflage 1971  
Redaktion der Schweiz. Zeitschrift für Psychologie - Revue Suisse de Psychologie seit 1952, Herausgabe für die Schweiz der Zeitschrift für experimentelle und angewandte Psychologie. Lexikon der Psychologie (Hrsg. W. Arnold, J. Eysenck, R. Meili). Mitglied des Vorstandes der Association de Psychologie Scientifique de Langue Française.

### *Unterrichten als Forschen oder Forschen als Unterrichten?*

Es gab also schon lange vor dem historischen Beschluss der Leiterkonferenz von 1987 Gründe, für die Praxis einen Forschungsschwerpunkt zu schaffen. Weil ich am Institut weiterhin unterrichtete, versuchte ich etwas davon in meinem Unterrichten zu erproben. Ich wollte mit den Studenten zusammen Forschungssequenzen – wie es sie in der Praxis gibt - simulieren. Ich begleitete diese Praxis-Forschungs-Versuche, wie es mir mein verehrter Philosophielehrer, der Platoniker Hermann Gauss manchmal vorgelebt hatte, mit vermehrten Studentengesprächen. Nach meinen Veranstaltungen sah ich oft Studentinnen und Studenten bei einem Umtrunk. Wir diskutierten über Forschungspraxen im Studium. So bekam ich von ihnen wertvolle Hinweise. Selbstverständlich hatten wir an der EB Biel regelmässig Assistentinnen und Assistenten, deren Überlegungen auch dort abzuholen waren.

Meine ersten Versuche, Praxis-Forschung beim Unterrichten am Psychologischen Institut zu erproben, begannen spielerisch. Hatte ich zuvor noch „über“ unsere Praxis berichtet, suchte ich nun Situationen des selbsterforschenden Praktizierens im Unterricht zu kreieren. Es ging nicht ums Notieren, sich etwa für eine Prüfung merken - die es bei mir ja ohnehin nicht gab. Es ging um die Unmittelbarkeit des Erkennens im Handeln selbst. Ich wollte den Studierenden zeigen, dass sie dabei intelligenter waren als ihre Theorien. Auch wollte ich

sie erleben lassen, wie Praxis-Forschungs-Transaktionen eine wechselseitige Steuerung haben, in der die Vertrauensfrage eine zentrale Rolle spielt. Ich wollte ihnen Mut machen, trotz der Fülle von experimental- theoretischen Vorkenntnissen auch ins grosse Haus des Nichtwissens einzutreten, um frei zu werden, realen Menschen in ihrer ganzen Komplexität gegenüber zu sitzen. Und ich wollte ihnen vor allem zeigen, dass sie in diesem Forschen als Person würden bestehen müssen.

Da hatte ich zum Glück auch den Einfall, mir und ihnen durch die Wahl eines nicht akademischen Unterrichtsraumes zu helfen. Vielleicht konnte ich so auch meinen Unterrichtsstil besser zentrieren und die Studierenden direkt für das Forschen frei machen. Ich begann im Kindergartenzimmer des Institutes, das mit Einwegspiegeln ausgerüstet war, am Boden sitzend zu unterrichten. (Auch symbolisch war das gemeint.) Ich ging dazu über, die Studenten mit Modell-Spielen, mit neuen unerwarteten Handlungsformen und Aufträgen vertraut zu machen, bei denen sie einerseits ihre Kenntnisse erproben und erforschen konnten, aber auch ihre Improvisationsfähigkeit. Manchmal waren es nur Spiele, manchmal wurde es sehr ernst. Bei der Erfindung und Darstellung von Problemfamilien kam auch Persönliches ins Spiel. Sie versuchten Problem-Konstellationen zuerst im Rollenspiel anzugehen - und dann erst zu reflektieren. Starke Gefühle meldeten sich, oft waren die einen oder anderen sehr betroffen, weil sich plötzlich die höchst eigene Problematik gezeigt hatte. Man lernte, nicht bloss über etwas zu sprechen, sondern durch Handeln zu erfahren und nachträglich gemeinsam zu reflektieren. Dabei stiessen Studenten auf ihren persönlichen Kommunikationsstil. Sie gaben sich gegenseitig Feedback und kommentierten ihre Sprache, - Sprache als Herzstück allen Beratens. Am Montagmorgen war ich also jeweils am Institut in Bern tätig. Dann ging die Arbeit für die restliche Woche in Biel mit Beraten und Therapie, mit der Betreuung von Assistenten und Praktikanten, aber auch mit der Führung des Bieler-Betriebs weiter. Ich fand dieses Hin und Her bereichernd, aber zunehmend anstrengend - jedenfalls so, wie ich es meinte betreiben zu müssen. Da wurde ich krank. Eine einjährige Rekonvaleszenz und Besinnungspause folgte, in der ich auch über Praxis-Forschung gründlich nachdenken musste. Vielleicht war eine Weiterentwicklung des Praxisforschungs- Ansatz vor allem unsere Sache. So verabschiedete ich mich vom Psychologischen Institut.

Meine Kolleginnen und Kollegen waren zum Glück bereit, nun in Biel die weitere Entwicklung der Praxisforschung fortzuführen.

Zum Glück unterstützte die Erziehungsdirektion diesen Plan mit einem entsprechenden Forschungs-Kredit, der es mir z.B. erlaubte, mit allen Leiterkollegen zum Thema ausführliche Interviews zu führen und darüber schriftlich zu berichten<sup>61</sup>. Auch die Gespräche mit meinen Bieler Kollegen und Kolleginnen konnten vertieft werden. Die Schlussfolgerung war: Wir müssen die Organisationsstruktur der Praxisforschung-Weiterbildung selber in der Leiterkonferenz konzipieren und sie dann durch die Erziehungsdirektion mit einem entsprechenden Budgetposten absegnen lassen.

Mit unseren elf Beratungsstellen sollte das durchsetzbar sein, und eine minimale Arbeitskapazität sollte aus den eigenen Reihen dafür mobilisierbar sein. Das umso mehr, als unsere Beratungsdienste damals noch nicht von der fatalen NPM Verwaltungsreform eingeschnürt worden waren.

Selber etwas im Rahmen des Kantons zu schaffen, schien uns auch deshalb dringend notwendig, weil der Schweizerische Berufsverband der Kinder- und Jugendpsychologen 1980 in Olten ein sehr innovatives und interessantes nachuniversitäres Selbstqualifikationssystem in Sinne des FMH unverständlicherweise knapp verworfen hatte.

Weil wir uns in den Anfängen beim Praxisbegriff vor allem auf Aristoteles abstützten, seien ein paar Worte des Dankes an Hermann Gauss beigefügt, der mit Schmid und Meili zusammen in den 60er Jahren im romantischen Häuschen am Falkenplatz lehrte. Er hatte lange Jahre in England unter führenden Platonikern geforscht, bevor er 1947 zu seiner eigenen Überraschung, wie er sagte, auf den Berner Lehrstuhl für Philosophie vom gleichen Feldmann berufen worden war wie Meili und Schmid. Er starb schon 1966, noch im Amt. Er war – vielleicht gerade weil er nicht zum engeren Fachbereich gehörte und an der Fakultät mit seinen sokratischen Fragen immer wieder Anstoss erregte – ein erfrischender Anblick an der Alma mater. Ihm verdanke ich, nicht so sehr durch seine Seminare und Vorlesungen, sondern durch seine Handlungsweise wesentliche Impulse, welche schliesslich zur Praxis-Forschung führten. Auch wenn ich ihm mit seiner „London Times“ unter dem Arm am Bahnhof begegnete, entstand eine Berührung, und die Frage war wieder da: Was ist gutes Leben?

61 v. Felten Rolf, Dialoge über das Wesen der Beratung, Studien und Berichte d. Ressort Praxis-Forschung 1987, 19 Texte.

Wie nahe Aristoteles Platon stand, lehrte uns Gauss allerdings kaum, wenn ich mich richtig erinnere. Erst allmählich merkten wir, wie viel gerade er, der grosse Pragmatiker, seinem grossen Lehrer zu verdanken hatte.

Exkurs: Einige Lebensdaten von Hermann Gauss

Geboren am 4. Mai 1902 als Sohn eines Pfarrers in Liestal. Besuch des Humanistischen Gymnasiums Basel. Studierte in Basel ab 1921 Mathematik und wandte sich dann der Philosophie, der klassischen Philologie und der Psychologie zu. Nach Aufhalten in Zürich, Bern und Heidelberg doktorierte er 1928 bei Paul Häberlin und erlangte die *venia legendi*. Mit seinen philosophischen Arbeiten geriet er in Gegensatz zur dynamischen Theologie und Phänomenologie. Erst 1952 publizierte er dann trotzdem die zurückgehaltenen Werke „Grundprinzipien der Metaphysik“ und „Psychologie des Glaubens“.



Abbildung 12: Prof. Dr. Hermann Gauss

Da die platonische Philosophie auf dem Kontinent wenig Echo fand, entschloss er sich von 1932-1938 nach England zu gehen, wo er auch auf Englisch zum Thema zu publizieren begann. Aufgrund

dieser bedeutenden Arbeiten über Platon bekam Gauss nun einen Lehrauftrag in Basel, den er freudig annahm. Auch hier interessierte er sich nebst seinen Arbeiten an den platonischen Dialogen für fachübergreifende Fragen.

Wie Kurt Meyer in seinem Nachruf festhielt: „Sogenannte Wissenschaftlichkeit war ihm ein Greuel und er unternahm alles, dies vom philosophischen Standort aus zu bekämpfen. Dank seiner ausserordentlichen Begabung war er dazu imstande wie wenige.“<sup>62</sup>

Am Falkenplatz, im gleichen Gebäude wie Meili und Schmid untergebracht, versuchte er erfolglos den interdisziplinären Dialog anzuknüpfen. Er war nämlich 1947 auf den Berner Lehrstuhl für Philosophie berufen worden; und wieder scheint Feldmann dahinter gesteckt zu haben. Er lebte am Falkenhöheweg und war für die Fakultät ein nicht gut einzuordnender Kollege. Wer das Glück hatte, ihn etwas persönlicher kennen zu lernen, merkte, wie hier ein Lehrer philosophische Praxis-Forschung betrieb. Hermann Gauss starb 1966 kaum beachtet in Neuenburg.

### Aristoteles, ein erster Praxis-Forscher

Aristoteles war 367 v.Chr. mit seinem Vormund Proxenos von der nordgriechischen Halbinsel Chalkidike aufgebrochen und nach Athen gezogen. Platons Akademie war damals schon 20-jährig und Platon ein grosser Meister. Bei ihm wurde Aristoteles rasch zum Meisterschüler – auch wenn er seine Ansichten, vor allem die platonische Ideenlehre, verwarf und sich stärker der Empirie verpflichtet fühlte<sup>63</sup>.

Im Unterschied zu Platon war Aristoteles eher von diagnostischer Natur. Ihn interessierte die Trennschärfe grundlegender Begriffe, wie es sich für den Sohn eines Arztes geziemt. So schuf er eine ganze Anzahl bis heute für die Philosophie grundlegender Begriffe, so auch das Gegensatzpaar Praxis – Poiesis, von dem jetzt kurz die Rede sein soll. Immer wieder half mir dieses Gegensatzpaar von Begriffen, den roten Faden nicht zu verlieren im akademischen Sprachengewirr.

Sören sagt dazu:

---

62 v. Felten Rolf, in Anlehnung an den ausführlichen Nachruf seines Freundes Kurt Meyer

63 Flashar, Aristoteles, Klappentext

„Aristoteles unterscheidet in der Nikomachischen Ethik zwei Arten menschlicher Tätigkeit, die aufeinander nicht rückführbar sind: das herstellende und das eigentlich praktische Handeln – Poiesis und Praxis<sup>64</sup>. Es ist etwas anderes, ein Haus zu bauen oder es zu bewohnen, etwas anderes Schuster oder Freund, Statiker oder Staatsbürger zu sein. Die Merkmale durch die sich Poiesis und Praxis unterscheiden, sind leicht anzugeben. Das herstellende Handeln geht auf ein Objekt, das ohne es nicht in der Welt wäre (...) Die Praxis hingegen geht nicht auf ein äusseres Ding und Objekt, sondern auf menschliche Lebensführung auf sittliches Sein (zu). Eben deshalb auch ist nach Aristoteles der Mensch nur im praktischen, nicht im herstellenden Handeln bei sich selbst, nur in ihm auch begegnet der Mensch dem Menschen, nur hier bilden sich persönliche wie über persönliche Identitäten. Was in der Poiesis die Kunstfertigkeit, das Know-how, ist in der Praxis die Tugend, die Areté, die jeweils beste Weise, das Leben zu führen. Daraus ergibt sich von selbst eine Rangordnung: der Baumeister baut um des Wohnens von Menschen willen ein Haus, aber niemand wohnt darin um des Bauens des Baumeisters willen – Poiesis dient der Praxis, aber nicht umgekehrt; Herstellung hat stets einen fremden, ihr äusseren Zweck, Praxis hat Sinn und Zweck in sich selbst und ist zugleich der Horizont möglicher Zwecke des Herstellens. Allerdings gilt auch ein anderes: Praxis, die der Poiesis Zwecke setzt, gibt ihr damit noch nicht poetische Regeln. Wie man aus Leder Schuhe macht, ist kein ethisches Problem – wie aus Stammzellen künftige Implantate, zunächst ebenfalls nicht. Die ethischen Probleme liegen auf anderer Ebene. Wer nur in den Bahnen des wie und potenziertes Herstellungskapazität denkt, wird sie gar nicht erst sehen. Die Erinnerung an die aristotelische Unterscheidung von Poiesis und Praxis ist in der aktuellen Diskussion um wissenschaftsethische Fragen nicht einfach eine gelehrte Reminiszenz. Ihre Bedeutung zeigt sich sofort, sobald man die technische Grundstruktur moderner Wissenschaft in Betracht zieht.<sup>65</sup>“

---

64 Aristoteles, Nikomachische Ethik, Reclam, 8586, Buch VI., siehe dazu auch : Hist. Wörterbuch der Philosophie, Bd. 7, S. 1278 ff.

65 Sören, Thomas: Würde versus Vernutzung, S.4f. erschienen in Biomedizin und Menschenwürde, Zentrum für Europäische Integrationsforschung, Bonn 2001.

Auf unsere Berufssituation bezogen, aber leider auch auf das Studium selbst, heisst dies: wir tragen Verantwortung dafür, wann wir unser Gegenüber zum blossen Objekt für die poetische korrekte Technik z.B. der neutralen Testdurchführung erklären und wann wir mit ihm praktizieren, weil Praxis der Poiesis den Weg zeigen muss und nicht umgekehrt. Besonders gilt dies gegenüber einem unmündigen Kind: wann begegnen wir ihm praktisch, wann behandeln wir es poetisch? Und weil es im kommunikativen Wechselspiel der Beratung Nichtkommunizieren eben nicht geben kann, ist die praktische Bedeutung, welche unserem professionellen Handeln von den Betroffenen gegeben wird, eine unausweichliche Frage. So meint der Begriff Praxis-Forschung, wie wir ihn damals – und auch noch heute – verstehen, gerade nicht Forschung, welche den Berufsalltag praktischer und routinierter machen soll. Er sucht im Gegenteil das dialektische Spannungsverhältnis zwischen dieser Praxis und notwendiger Poiesis nicht bloss aufrecht zu erhalten, sondern gar in beiden Richtungen zu vertiefen.

Der Praxisbegriff in der Praxis-Forschung, wie er sich dann im Berufsfeld in den folgenden Jahren entwickelte, erfuhr diverse Deutungen. Aber es ist wichtig, sich auf seinen eigentlichen Sinn immer wieder zu besinnen. Den meisten Kollegen und Kolleginnen war vorerst mal wichtig, dass sie mit Forschen beginnen konnten und dass es dafür nun auch eine Legitimität gab und sogar ein bisschen Geld. Aber Praxis-Forschung heisst nichts weniger als dass gerade die Alltags-Praxis Erkenntnisquelle sein muss. Ich hätte Aristoteles gerne gefragt, wie man sich als Mensch für diese echte Praxis zurechtschaffen kann. Doch darüber wäre ein neues Kapitel zu schreiben.

Von universitärer Forschung der juristischen oder medizinischen Fakultäten wird auch heute noch erwartet, dass sie in einem gewissen Austausch mit der Praxis der Ärzte, Richter und Anwälte steht. Auch wenn diese vielleicht nicht immer in der Lage sind, Finessen und Techniken der Spitzenforschung zu verstehen, müssen sie doch in die Lage versetzt werden, gewisse Resultate auf ihre Praxisfelder zu beziehen und Rückmeldungen zu geben. Diese – auch in diesen Fächern nicht immer unproblematische Beziehung – droht gerade in den humanistischen Disziplinen wie der hier zur Diskussion stehenden zu zerbrechen. Dafür schien mir damals die Ent-

wicklung am psychologischen Institut Bern ein besonders schönes Beispiel zu sein.

Nachdem es nun hoffentlich mit Hilfe von Aristoteles gelungen ist, den Praxis Begriff zu klären, sei, wie schon angedeutet, nun versucht, etwas über den pragmatischen Wert einer entsprechenden Forschung zu zeigen.

In Beratung und Therapie muss man sich in weiten Teilen mit relativ komplexen aber schnelllebigen Kulturphänomenen beschäftigen, welche zur Essenz der Menschenrechte und der Menschenwürde gehören. Auch wenn auf empirischem Weg und dank brillanten Entdeckungen die störenden Phänomene beseitigt werden könnten, bleibt die quälende Frage, ob das in dem Sinne überhaupt zulässig ist, und wer dafür die menschliche Verantwortung übernehmen kann. Was gesellschaftlich in der Betreuung von Kindern und Jugendlichen zur Gefahr oder zur Tugend, verwerflich oder sehr empfohlen wird, wechselt rasch. Aber der zu beratende Einzelfall hat oft ganz eigene Problemstellungen.

Mit anderen Worten, Praktiker haben in diesem Fluss ihre Dienstleistungen zu erbringen, haben dafür wenig Zeit und nicht die Wahl, sich bloss auf ein Forschungsfeld festzulegen. Sie werden hineingeworfen und müssen innert nützlicher Frist vertretbare erste Hilfe geben können. Nötigenfalls – wenn die Problematik dies erfordert – entsprechende längerfristige Forschungsbemühungen einleiten. Umgekehrt sind aufwendigere Untersuchungen – wenn möglich mit Falsifikationsversuchen, problematisch. Wenn ein klares Resultat (überhaupt) erarbeitet ist, ist das Phänomen bereits einem neuen gewichen. Eine vergleichbare Falsifikation ist auch deshalb gar nicht mehr möglich, und die erarbeiteten Resultate haben bloss mehr historische Bedeutung. Praxis-Forschung muss deshalb einen kurzfristigen und angemessenen Forschungsaufwand beschreiben, um rasch zu ersten Handlungsverbesserungen zu kommen. Am besten gebe ich ein Beispiel: In den 80er Jahren wurde sichtbar, dass bei den immer zahlreicher werdenden Scheidungen ein regelmässiger (eigentlich ungewollter) Ausschluss von erziehungsfähigen und erziehungswilligen Vätern durch die Usanzen der Gerichtsprozeduren und unter dem Druck einer falsch verstandenen Frauenemanzipation zum Verschleiss von an sich sehr kinderfreundlichen und fähigen Vätern führte. Es brauchte rasche Praxis-Forschung, um dies

nachweisen zu können und dann die gesetzlichen Anpassungen im Parlament einleiten zu helfen<sup>66</sup>.

Wie der alte Hayek einmal sagte: „Nicht produzieren so gut als möglich, sondern so gut als nötig!“

### Gesellschaftsrelevantes Forschen mit Bourdieu

Es war ein Glücksfall, dass wir damals in Biel auf den französischen Soziologen Pierre Bourdieu aufmerksam wurden. Er wurde zur wertvollen Ergänzung von Grossmeister Aristoteles. Denn er hatte – auch er von verschiedenen Seiten angezweifelt - unbeirrt nicht bloss Forschungsstrategien mit dialogischen Qualitäten, sondern es gelang ihm auch, die Gepflogenheiten einer gewissen akademischen Forschung der Humanwissenschaften als soziale Selbstbestätigungs-Rituale aufzuschlüsseln.

Leider fehlt hier der Platz, um bloss die Grundzüge seines Praxisbegriffes darzulegen. Er stellt ihn vor allem „der Theorie“ gegenüber und fragt, wie die beiden Ansprüche zu einem angemessenen Wechselspiel gebracht werden können. Dafür bietet er den Begriff Habitus an, der von geglückter Integration der Ansprüche im beruflichen Handeln spricht.

Das aristotelische Begriffspaar Praxis - Poiesis hingegen scheint ihn nicht explizit interessiert zu haben. Faszinierend ist bei ihm zu sehen, wie er das Wechselspiel von wissenschaftlichem Forschen und gesellschaftlichem Handeln darstellt. Noch mehr: wie er für die Humanwissenschaften die Unmöglichkeit rein deskriptiver, wertneutraler Wissenschaftlichkeit an vielen Beispielen dargelegt. Am liebsten hätten wir Bourdieu nach Biel eingeladen. Aber der war zu berühmt geworden. Wer ihn hören wollte, musste sich nach Paris ins „Collège de France“ begeben, wo er bis zu seinem Tod 2002 den Lehrstuhl für Soziologie versah.

Schon die allgemeinen Systemtheorien, die wir im Zusammenhang mit der Familientherapie vor allem in Brig bei Guntern kennen gelernt hatten, öffneten uns Individualpsychologen die Augen für den sozi-

---

66 Niederberger, Christina, v. Felten, Rolf: Gemeinsames Sorgerecht, Praxis-Forschung, Studien und Berichte Nr. 7, 1991

Niederberger, Christina, v. Felten, Rolf: Gemeinsames Sorgerecht – kindgerechte Scheidungsform, Der Bund, 25. Mai 1992

v. Felten, Rolf: Unfreiwillig geschiedene kinderfreundliche Väter. Praxis-Forschung Studien und Berichte, September 1997.

alpsychologischen Horizont der Kinderentwicklungen. Bourdieu, der sich auch von den deskriptiven Systemtheorien distanzierte, sprach lieber von der Praxis selbst, das gefiel uns. Er zeigte uns, dass jede Forschung eine Praxis ist. Darüber hinaus vertrat er - wie wir auch - dass in unseren menschlichen Bezügen dieser Praxis vor allem in gegenseitigem Respekt und grosser Offenheit begegnen werden muss. Beide Seiten, das sogenannte Forschungsobjekt wie auch das Forschungssubjekt hätten Anrecht auf Erkenntnis. In dem Sinne war es dialogische Forschung oder, wie er auch sagte, teilnehmende Objektivität. Dass Bourdieu so offen zur Vorläufigkeit und Brüchigkeit sozialen Forschens stand, bestärkte uns sehr.

So gaben wir uns - wenn man so sagen darf - auch mit seinem Segen in Biel immer mehr die Erlaubnis, selber zu forschen, davon zu berichten und dafür Zeit und Geld zu beanspruchen. Den privilegierten Zugang zu den entsprechenden Fragenkreisen hatten wir ja. An uns war es nun, zur Tat zu schreiten. Bourdieu hatte Recht. Was mit forschen eigentlich gemeint ist, muss immer neu herausgefunden und verantwortet werden. Zum Schluss noch ein bisschen Bourdieu im Original (Der Text ist eine holprige Transkription und Übersetzung eines Seminars zum Thema der Praxis reflexiver Anthropologie, das er im Oktober 1987 an der Ecole des Hautes Etudes en Sciences Sociales in Paris gehalten hatte):

„Man muss damit aufhören – nach vielen Jahren des Selbstbetrugs, in denen man mehr Energie auf den Versuch verwendet hat, der überhöhten Vorstellung von Forschen zu entsprechen, die wir uns von der Forschung und damit von uns selber als Forscher machen, als darauf ganz einfach unsere Arbeit zu tun.“ Dann fügt er bei, weil er die Teilnehmer dazu bringen wollte ganz unvorbereitet einfach von ihrer Forschungsarbeit ein bisschen zu berichten: „Ein Exposé eines Forschungsprojektes, das ist das genaue Gegenteil einer Show, einer Zurschaustellung, bei der man versucht, auf sich aufmerksam und sich geltend zu machen. Es ist ein Diskurs, in dem man sich exponiert, Risiken eingeht. Je mehr man sich exponiert – desto grössere Chancen hat man, von der Diskussion zu profitieren und desto wohlwollender, da bin ich mir ganz sicher, werden Kritiken und Ratschläge ausfallen. (Die beste Art, die Fehler – und die Ängste die oft ihr Ursprung sind, auszumerzen, wäre gemeinsam über sie zu lachen.“<sup>67</sup>

Praxisforschung in unserem Themenbereich entsteht also nicht etwa im Befolgen ganz bestimmter Regeln, sondern im riskanten und einfallsreichen Suchen nach dem richtigen Erkenntnis-Weg. Dies gelingt umso besser, als man durch teilnehmende Objektivität mit seinem Gegenüber in Dialog tritt und nicht einem objektivistischen Wissenschaftsglauben verhaftet bleibt. Dann allerdings gilt es, diesen Erkenntnisprozess freimütig mit Kolleginnen und Kolleginnen im kritischen Gespräch zu reflektieren. Vor ihnen ist Rechenschaft abzulegen, Antwort zu geben, ebenso vor den Betroffenen, wo das erwünscht ist. Verschriftlichung kann dabei dienen, muss aber nicht zwingend sein. Alle schreiben und niemand liest! Das ist der pragmatische Wert der Praxis-Forschung – und vielleicht noch mehr?

Exkurs: Qui est Pierre Bourdieu?<sup>68</sup>

Pierre Bourdieu a participé activement à la construction d'une pensée sociologique véritablement scientifique. Ses travaux ont marqué des générations d'étudiants et d'intellectuels alors que ses derniers livres ont connu de surprenants succès de librairie. Cette contribution à la connaissance scientifique des sociétés lui vaut d'être comparé à d'illustres prédécesseurs: Émile Durkheim, Max Weber ou encore Karl Marx.

Pierre Bourdieu est né en 1930, dans les Pyrénées-Atlantiques. Ses études se déroulent successivement au lycée de Pau, au lycée Louis-le-Grand puis à l'École Normale Supérieure (E.N.S.). Reçu à l'agrégation de philosophie, il enseignera un an dans le secondaire, deux ans à la faculté d'Alger, trois ans à la faculté de Lille et, à partir de 1964, à l'École des Hautes Études en Sciences Sociales (EHESS) ainsi qu'à l'ENS. En 1981, il devient titulaire de la chaire de sociologie au Collège de France. Ses cours attirent un nombreux public. Parallèlement, il est directeur du centre de sociologie européenne, fonde la revue 'Actes de la recherche en sciences sociales', dirige une collection au sein d'une prestigieuse maison d'édition. Docteur honoris causa de plusieurs universités étrangères, il est le premier sociologue à recevoir, en 1993, la médaille d'or du CNRS. En 1996, il fonde une maison d'édition publiant des travaux assez subversifs, souvent écrits par de jeunes chercheurs.

67 Bourdieu, Pierre: Reflexive Anthropologie, Suhrkamp, 152. Als Beispiel für so verstandene Forschung siehe vor allem: Das Elend der Welt, Zeugnisse und Diagnosen alltäglichen Leidens an der Gesellschaft. UVK, Universität Konstanz 1993.

68 [www.homme-moderne.org](http://www.homme-moderne.org)

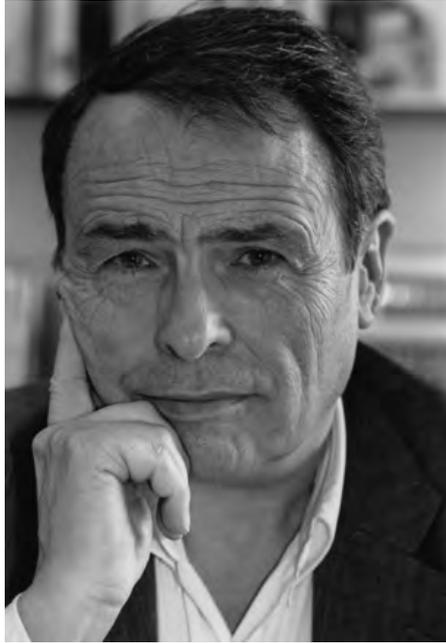


Abbildung 13 : Pierre Bourdieu

La trajectoire de P. Bourdieu est faite d'une série de ruptures: éloignement avec son milieu socio-géographique d'origine, rupture avec sa formation initiale, refus d'adhérer aux idéologies dominantes. Il convient également de situer les ouvrages de P. Bourdieu dans leur contexte historique. Ainsi, ses premiers travaux, consacrés à l'Algérie, sont publiés pendant le vaste mouvement de décolonisation des années 60. Ceux consacrés à l'École et à la culture, éclairent le mouvement de «démocratisation» des années 70/80- Ceux consacrés aux effets du néolibéralisme voient le jour dans les années 80/90. En somme, P. Bourdieu a souvent écrit des livres éclairant de façon originale les grandes interrogations de son époque.

### *Erste Entwicklungsschritte in Biel*

Die ersten Schritte galten, soweit ich mich erinnere, „vertiefter Qualitätskontrolle“. Reklamationen und kritische Feedbacks von Behörden, Schulen, Eltern begannen wir als Forschungsauftrag aufzufassen. Gaben sie uns nicht willkommene Gelegenheit, Zeit für die

Überprüfung einer professionellen Handlungsweise vorzunehmen? Unsere gelöstere Gesprächsbereitschaft zeitigte gelegentlich überraschend positive Wirkung, das in mehrere Richtungen: Einerseits lernten wir rückhaltlos im Team über unsere missglückten Operationen ausführlich zu sprechen, andererseits überraschten wir unsere Kritiker gelegentlich durch unsere echte Neugier. Als ginge es nicht in erster Linie um uns und unseren Ruf und den unserer Institution, sondern um das Wohl von Kindern. Diese Haltung wurde von der Lehrerschaft, die im Kritisieren geübt ist, gelegentlich sogar kopiert. Praxis-Forschung als Einüben einer Haltung und dadurch Weiterentwicklung einer entsprechenden Forschungs-Praxis? So entstanden in Protokollen kleinere Studien. Hauptkriterium war es, die Einmaligkeit der Situation ebenso ernst zu nehmen wie die Vergleichbarkeit und Quantifizierung. Ja, beide Pole einer Wirklichkeitsbeschreibung auf dialektische Weise miteinander in Beziehung zu bringen.

Allmählich lernten wir Praktiker sogar, etwas besser zu schreiben und Forschungsschwerpunkte selber zu setzen, die wir manchmal undeklariert - im Sprechstundenbetrieb weiterverfolgen konnten. Vor allem war nun klar, wie sehr einige unserer Klienten echt unsere Lehrer werden könnten. Wir begannen uns mit der Idee zu beschäftigen, inwiefern sie uns sogar Lehrstunden erteilen könnten. Auch das glückte in einzelnen unvergesslichen Fällen.

Sie sollten rückblickend berichten, wie es ihnen seinerzeit bei uns und bei andern Diensten ergangen war, was vor allem geholfen hatte und was nicht. Besonders wertvoll waren Lehrgespräche, wenn es uns gelang, unsere damaligen Interventionsweisen mit Hilfe der Akten soweit zur Sprache zu bringen, dass wir das eigene Tun wiedererkennen konnten - was eher selten gelang. Gleichzeitig wurde uns aber bewusst, wie zahlreich die Akteure rund um das Kind sind. Jedem Problem seinen Spezialisten!

Nach und nach bekamen Lehrgespräche für das Team und für die geladenen Gäste sogar etwas Feierliches, denn wir betrachteten miteinander Geschichte und Geschichten, welche zur Erzählung wurden, romanhafte Formen annehmen und zur Realfiktion heranwachsen konnten. Lehrgespräche wurden ein wichtiges Element der Bieler Praxis-Forschung. Es sprach sich im Seeland herum, dass wir lernwillig seien und gerne Betroffenen Gehör schenkten.

Die Therapeutische Wohn-Gemeinschaft zum Schlüssel Detligen hat uns dabei massgebend geholfen, vertieft die ersten Schritte mit sogenannten Ehemaligen und ihren Familien zu machen: Unser Horizont, der immer wieder in Gefahr steht, auf schulischen Neben-

schauplätzen viel zu viel Zeit zu investieren, wurde erweitert. Es war Hannes Abplanalp, der uns immer wieder Gelegenheit gab diesbezüglich unsere Optik auszuweiten und wertvolle Erkenntnisse über spätere Verläufe im Detail kennen zu lernen. Wir kamen gelegentlich in den Genuss von Lehrstunden, bei denen wir ausführlich und konkret erfuhren, wie man auf der Gasse überlebt, wie man im Gefängnis zu Drogen kommt, und vor allem, wie man mit all den Fachleuten geschickt umgehen muss, um sie sich nutzbar zu machen. Besonders spannend war zu hören, wenn sie uns erklärten, wie Psychos getäuscht und hinters Licht geführt und für eigene Zwecke genutzt werden können. Über die Entwicklung des Lehrgesprächs haben wir dann eine etwas umfangreichere Publikation veröffentlicht, die mir noch heute lesenswert scheint.<sup>69</sup>

Ein anderes Beispiel war in Biel die Auseinandersetzung mit der zerfallenden Schulhauskultur im Seeland.

In diesem Aufbau der Praxis-Forschung in Biel fanden zudem 1987 die schon erwähnten, denkwürdigen Interviews mit den Leitern der Erziehungsberatungsstellen über das Wesen ihres Beratens statt. Diese zweistündigen Gespräche wurden aufgezeichnet und anschliessend vom Dienst transkribiert und redigiert. Auch sie zeigten, wie sehr die teilnehmende Forschungsfähigkeit und der gewachsene Handlungshabitus eines jeden im Mittelpunkt des Berufs stehen. Meine Gesprächspartner waren: Marianne Christen, Langnau; Robert Emmenegger, Thun; Anton Firmin, Interlaken; Hans Gamper, Bern; Suzanne Hegg, Ittigen; Daniel Jeanhenry, Bienne; Martin Inversini, Langenthal; Maja Nef, Burgdorf; Hans-Peter Waber, Tavannes und Ueli Wältli, Köniz. Durch sie bekam ich wertvolle Gelegenheit, im Hinblick auf die bevorstehende Einführung der Praxis-Forschung zu prüfen, wo ihr Hauptinteresse lag. Ich bediente mich beim Vorlegen der Fragen der Q-Sort Methode, die das systematische Studium subjektiver Einstellungen, Haltungen, Glaubenssysteme erlaubt – ich wollte ihre Beraterische Selbstdarstellung möglichst wenig durch meine Frageart präjudizieren. So verbrachte ich mit allen Leitern zwei Nachmittage, die in mancher Hinsicht sehr besonders waren.

In den Monaten nach meinem Rückzug aus der Uni war das Wichtigste gewesen, die Kerngedanken dieser anderen Forschungsphilosophie so formulieren zu lernen, dass meine Kollegen und

---

69 v. Felten, Rolf: Das Lehrgespräch, Auf der Suche nach praktikabler Forschung im Alltag der Beratung und Therapie. Edition Soziothek 2003.

Kolleginnen auch angesprochen würden. Denn anfangs bestanden in unseren Reihen doch erhebliche Zweifel, ob uns Forschen überhaupt zustehe. Und die Zeit und das Geld? -

Schon 1990 gelang es uns mit vereinten Kräften, in angemessener Sprache die Grundzüge der Wegleitung vorzulegen. Aus ihr wird ersichtlich, dass wir damals immer noch hofften, mit dem Psychologischen Institut bzw. dem Lehrstuhl für Kinder- und Jugendpsychologie gemeinsame Sache machen zu können. Wir hofften damals sogar immer noch, künftigen Studierenden eine Öffnung in Richtung Praxisrelevanz für ihre Abschlussarbeiten, Lizentiate und Doktorate anbahnen zu helfen. 1991 wurde das 1. Reglement verabschiedet. So mussten wir uns schliesslich ganz darauf beschränken, Praxis-Forschung ohne diesen wertvollen Austausch mit der empirischen Wissenschaftlichkeit zu bestreiten. Im Gegenteil, die praktische Ausbildung wurde nun zeitlich und inhaltlich ganz von der Uni abgekoppelt. Damit hatten wir nun selbständige Organe zu schaffen und sie mit Leuten zu besetzen, welche den weiteren Entwicklungsprozess der Praxis-Forschung übernehmen könnten. Ein Leiter der Praxis-Forschung wurde ernannt und – wie das üblich ist - eine beratende Kommission ernannt, welcher auch der Leiter der praktischen Ausbildung (damals Martin Vatter) ex officio angehörte. Diese Kommission wurde Forschungsrat genannt. Er unterstand der Leiterkonferenz, beziehungsweise der Erziehungsdirektion. Für die kommenden Forschungsaktivitäten schufen wir drei Gefässtypen:

Das erste Gefäss (das meines Wissens nie richtig zum Tragen kam) nannten wir „Praxeaching“. Die damalige Idee war, für Praktiker dreiwöchige Freiräume zu schaffen, in denen sie in benachbarten Fachbereichen hospitieren und neue Einblicke bekommen könnten: Interdisziplinarität, Zusammenarbeit, Horizonterweiterung usw.

Das zweite Gefäss nannten wir Forschungs-Küche. In diesem sollte die eigentliche Praxis-Forschung angerichtet und erprobt werden, ganz frei, wie es Bourdieu gesagt hatte und auf unsere Dienste bezogen.

Das dritte Gefäss hiessen wir Projektgruppe. Sie sollte eine Brücke zur empirischen Forschung der Uni schlagen. Dort sollten dann, so meinten wir, auch unsere konventionelleren, mehr nomothetisch gerichteten Forschungsbedürfnisse abgewickelt werden können. Schliesslich lancierten wir eine Publikationsreihe, „Studien und Berichte der Praxis-Forschung“ genannt, in der unsere Arbeiten publiziert werden konnten. 1990 waren schon einige interessante Berichte erschienen.<sup>70</sup>

Im Januar 1991 wurde das Praxisforschungsreglement genehmigt. 1992 begann der erste dreijährige Weiterbildungszyklus und die Forschungsküchen nahmen ihre Arbeit auf. Das Schiff hatte Fahrt bekommen.

Exkurs: Einige Lebensdaten von J.R. Schmid<sup>71</sup>

Jakob Robert Schmid wurde 1909 in Zürich geboren und besuchte nach der obligatorischen Schulzeit das Lehrerseminar Rorschach. Die Begegnung mit Willi Schohaus, Seminardirektor in Kreuzlingen, wirkte sich entscheidend für die Wahl der Studienrichtung aus. Sein Studium führte ihn über Zürich nach Basel zu Paul Häberlin, dann nach Berlin zu Eduard Spranger und schliesslich nach Genf zu Edouard Claparède und Jean Piaget. Er schloss sein Studium an der Universität Genf mit einer Untersuchung über die Hamburger Schulreform der 20er Jahre ab. Titel: *Le maître camarade et la pédagogie libertaire*. Bald darauf wurde seine Arbeit ins Italienische, Portugiesische und Spanische - und erst dreissig Jahre später auch ins Deutsche übersetzt.



Abbildung 14: Prof. Dr. Jakob Robert Schmid

---

70 Einen anschaulichen Eindruck dieses Aufbruchs vermittelt z.B. die „Information Nr. 3“ im August 1993.

71 Gekürzter Nachruf von Peter Wyss

Nach einigen Jahren Lehrtätigkeit am damaligen Landschulheim Hof Oberkirch wirkte Schmid an der Schweizer Schule in Genua, wo er den anrollenden zweiten Weltkrieg erlebte. In dieser Zeit verheiratete er sich mit Gertrud Schwyn aus Littenheid. 1941, in die Schweiz zurückgekehrt, setzte sich das Ehepaar während Jahrzehnten für die Probleme der Italiener in der Schweiz ein.

Für das Berner Oberland ist mit dem Namen J.R. Schmid vor allem sein Wirken als Direktor des Staatlichen Lehrerinnenseminars Thun (1941-1955) verbunden. Unter seiner kompetenten fachlichen Führung erlebten viele Seminaristinnen eine glückliche Seminarzeit. Lehre und Tätigkeit standen bei Schmid immer im Einklang. 1955 wurde Schmid an die Universität Bern berufen. Entscheidende pädagogische Neuerungen wurden eingeführt. Auf dem Lehrstuhl für Pädagogik förderte er unzählige Pädagogen, die später an Gymnasien, Seminarien, Handels- und Sekundarschulen wirken sollten. Schmid betreute auch die erste Generation Erziehungsberater und Schulpsychologen, zudem eine stattliche Anzahl von Lizentianden und Doktoranden.

Seine Magistralvorlesungen waren berühmt. Er überarbeitete sie bis zum letzten Semester immer wieder von Grund auf. Schmid faszinierte durch seine klaren Formulierungen, und das in stetem Gespräch mit den Studierenden. Mit ihm erlebte man, was Eingehen auf den Einzelnen heisst.

Aus seinen wissenschaftlichen Publikationen ist vor allem die Schrift über antiautoritäre Erziehung (Haupt 1971) hervorzuheben. Wegen seinem frühen, unfallbedingten Tod kurz nach seiner Emeritierung war es ihm nicht mehr vergönnt gewesen, sein opus magnum zur Erziehungslehre fertig zu stellen. Seit Jahren hatte er für dieses Alterswerk Vorarbeiten unternommen.

### *Post aus der Zukunft*

Natürlich musste ich bei der Niederschrift dieses Artikels auch noch kurz nach aktuellen Spuren internationaler Praxis-Forschung Ausschau halten. Denn seit zehn Jahren gilt meine Arbeit ganz anderen Gegenständen. Deshalb war es gar nicht so einfach, den Weg in die Sprachgepflogenheiten der Psychologen zurückzufinden.

Im Wikipedia Artikel – auch eine Art Praxis-Forschung - vom 26.11.2013 lese ich (etwas frei übersetzt): Praxisforschung sei

eine Art des Forschens, bei der Praktiker aus ihrer eigenen Praxis neue Theorien zu generieren versuchen. Sie sei eng verwandt mit der Aktions-Forschung. Sie suche konkrete Probleme, welche in der Berufspraxis auftreten würden, anzugehen, dabei das eigene Handeln zu analysieren, um die berufliche Praxis so verbessern zu können. Theoriebildung sei nur sinnvoll, wenn sie in dem Sinne auch praxistauglich geworden ist. Ich suche nach Lösungen, nicht nach Wahrheit.<sup>72</sup>

Gerade bei diesem Wikipedia - Artikel, bei dem vieles noch verbesserungswürdig wäre, freute mich dieses Lebenszeichen aus der Zukunft. Erfreulich daran ist auch die Tatsache, dass nun angelsächsische und amerikanische Literatur auftaucht, welche ja gerade in diesem Fach immer noch ein Zeichen wissenschaftlicher Seriosität zu sein pflegt. Aber die gewisse Unbeholfenheit des Artikels zeigt, dass die Berner Forschergruppe morgen allen Grund hätte, sich über die Kantonsgrenzen hinweg zu Wort zu melden.

---

72 <http://de.wikipedia.org/wiki/Praxisforschung>; 26.11.2013



## Zu den Autor/innen und Interviewpartner/innen

### Prof. Dr. phil. Roland Käser

Roland Käser besuchte das Lehrerseminar Unterstrass und unterrichtete anschliessend ein Jahr. Studium der Angewandten, der Klinischen und der Anthropologischen Psychologie sowie Pädagogik und Soziologie an der Universität Zürich. Dissertation zum Thema „Der frühkindliche Trotz“. Zusatzausbildungen in Psychoanalyse, TZI, analytischer Gruppendynamik und systemischer Familientherapie. 1974-1988 Aufbau und Leitung des Schulpsychologischen Dienstes Effretikon/ZH. 1988 – 2008 Rektor der Hochschule für Angewandte Psychologie HAP und seit 2002 zusätzlich Direktor des IAP, Institut für Angewandte Psychologie. 1993 publizierte Roland Käser im Haupt-Verlag das Buch ‚Neue Perspektiven in der Schulpsychologie: Handbuch der Schulpsychologie auf ökosystemischer Grundlage‘, ein schulpsychologisches Standardwerk, das weite Verbreitung fand. Als Pensionierter arbeitet Roland Käser wieder teilzeitlich als Schulpsychologie-Stellvertreter in verschiedenen Schulgemeinden des Kantons Zürich.



## **Prof. Dr. phil Hans Gamper**

Hans Gamper, geb. 1947, war von 1981 bis 1983 Oberassistent für Erziehungsberatung am Psychologischen Institut der Universität Bern und war dazu Sekretär der Berufungskommission für die Besetzung Lehrstuhls für Kinder- und Jugendpsychologie. 1986 – 2010 war er Leiter der Kantonalen Erziehungsberatungsstelle Bern und von 1988 - 1995 Sekretär der Konferenz der Leiterinnen und Leiter der Kant. Erziehungsberatungsstellen (LKEB), anschliessend bis 2010 Präsident der Konferenz der

Leiterinnen und Leiter der Kant. Erziehungsberatungsstellen (LKEB). 1996 wurde er zum Honorarprofessor der Universität Bern ernannt und hatte bis zu seiner Pensionierung diverse Lehraufträge am Psychologischen Institut der Universität Bern und an der Ausbildung für Erziehungsberatung-Schulpsychologie zu praxisrelevanten Themen. Zuletzt war er zudem auch Präsident der Ausbildungskommission für Erziehungsberatung-Schulpsychologie des Kantons Bern.



## **Dr. phil. Suzanne Hegg**

Suzanne Hegg ist 1927 in Bern geboren. Als promovierte Psychologin baute sie 1965 die Erziehungsberatungsstelle in Burgdorf auf. 1971 wechselte sie für die Aufbau der neuen Stelle nach Bolligen/Ittigen und leitete diese Erziehungsberatung bis zu ihrer Pensionierung im Jahr 1988. Von 1971 bis 1983 leitete sie im Auftrag der Erziehungsdirektion des Kantons Bern „Ausbildungskurse für Lehrer an besonderen Klassen“. Von 1982 bis 1988 hatte sie einen Planungsauftrag für die Ausbildung von Sonderpädagogen im Hinblick auf die Schaffung eines sonderpädagogischen Institutes und Seminars an der Universität Bern.



## **Dr. phil. Martin Vatter**

Martin Vatter wurde 1940 geboren, arbeitete zuerst in Teilzeit, dann ab 1969 Vollzeit auf der Erziehungsberatung. Er war von 1978 bis 1994 stellvertretender Leiter der Erziehungsberatung Bern. Er führte das Projekt „Koordinierte Früherfassung gefährdeter Jugendlicher“ im Rahmen des Drogenpräventionsprogrammes der Stadt Bern. Als Leiter der praktischen Ausbildung von 1984 bis 1994 war er verantwortlich für die berufsbegleitende Ausbildung während des Aufbaustudiums Erziehungsberatung/Schulpsychologie nach dem Lizenziat (heute Assistenzzeit). Von 1994 bis 2003 leitete er die Beratungsstelle für Lehrkräfte, welche der akademischen Berufsberatung angegliedert war.



## Lic. phil. Mario Beuchat

Mario Beuchat est né en 1956 à Saignelegier/JU. Il étudie la psychologie clinique à la Faculté de Psychologie et des Sciences de l'Éducation Genève (licence en 1979 et diplôme universitaire post-grade en 1980). Après un stage à l'Office cantonal d'orientation en matière d'éducation OME Bienne (1979-1980), il travaille à l'OME Bienne et l'OME Tavannes jusqu'en 1983. Il est engagé ensuite comme psychologue-psychothérapeute au Centre de consultation psychologique de la ville de Bienne (consultations pour adultes, couples et familles) entre 1984-1994. Nommé chef du Service psychologique pour enfants et adolescents SPE Tavannes (1994 -1998) il assume depuis le 1.1.1999 la direction du Service psychologique pour enfants et adolescents (SPE) après la réunion des deux services Bienne et jura bernois. Il est membre de la commission de formation, responsable de la formation des psychologues-assistants francophones depuis 1994, membre de la commission paritaire de l'Unité stationnaire pour adolescents Moutier (UHPA) depuis 2004 et membre de la commission de formation du Séminaire psychanalytique de l'arc jurassien SPsAJ depuis 2006.



## **Dr. phil. Marie Louise Stähelin**

Marie-Louise Stähelin est née à Berne en 1922. Elle est décédée à Bienne en 2015 à l'âge de 93 ans. Elle se forme dans un premier temps comme soignante, éducatrice de la petite enfance (1939-1941). Après la guerre mondiale, elle est envoyée en France et en Allemagne par l'Oeuvre suisse d'entraide ouvrière. En Allemagne, elle s'occupe d'enfants victimes de persécutions nazies et des camps de concentration. Elle obtient un certificat de pédagogie en 1949 et un diplôme de psychologie appliquée à Genève en 1951. Entre 1952 – 1972, elle fonde et dirige successivement les services de psychologie scolaire de la ville de Lausanne puis de Bienne. Marie-Louise Stähelin crée le Service cantonal d'orientation en matière d'éducation OME Bienne en 1972 et en assume la direction jusqu'en 1983. Elle a en outre participé à la mise en œuvre des services d'orthophonie de Lausanne et de Bienne, fait connaître la psychomotricité et développé une formation en Suisse romande, dispensé des cours de perfectionnement des enseignants et assumé la formation des enseignants spécialisés bernois. Dans ses actions et mandats politiques, elle s'est beaucoup engagée pour les handicapés et les plus défavorisés (Parlement de la ville de Lausanne de 1961-1972 et députée au Conseil de ville Bienne de 1979-1988).



## Dr. phil Peter Wyss

Peter Wyss war Gründer und Leiter der Erziehungsberatung Thun vom 1.6.1965 bis 31.12.1986. Er war Mitglied der EB-Ausbildungskommission bis 1986 und Lehrbeauftragter in der Durchführung von praxisbezogenen Lehrveranstaltungen für Aufbaustudierende der Erziehungsberatung und hatte einen Lehrauftrag im Bereich der Sozialpädagogik an der Universität Bern inne. Weitere Lehrtätigkeiten versah er am Lehrerseminar in Bern (1967 – 1974), an den Sonderkursen für Berufsleute zur Ausbildung von Primarlehrern/innen (1970 – 1975) oder als Referent für Pädagogik/ Psychologie an den Jahreskursen der BIGA zur Ausbildung hauptamtlicher Gewerbelehrer (1968 – 1970). 1975 – 1976 war er Lektor für Erziehungslehre am Sekundarlehramt der Universität Bern. Berufspolitisch betätigte er sich als Mitbegründer/Mitinitiant der Verbindung VSSE (Verband Schweizerischer Schulpsychologen und Erziehungsberater; heute SKJP) ab ca. 1969. und war deren 2. Präsident von 1975 bis 1978 – nach Sepp Brunner (Luzern) und Martin Inversini (Langenthal). Er engagierte sich unter anderem als Mitgründer der Heilpädagogischen Schule Thun und war während über 10 Jahren deren Präsident. Er war Mitglied der Gymnasialkommission Thun und Stadtrat (1971 – 1978), respektive Gemeinderat (1979 – 1986), nach der Demission als Leiter der EB Thun hauptamtlicher Gemeinderat (1987 – 1990) und Vorsteher der Abteilung „Bildung, Jugend, Sport, Kultur“ mit sehr vielen Schul-, Ausbildungs- und jugendpolitischen Fragen.



## **Dr. phil. Maja Nef**

Maja Nef, geb. 1938, studierte in Zürich wo sie auch promovierte. Sie leitete die EB-Stelle Burgdorf-Emmental von 1971 bis 1999. Sie war Vorstandsmitglied und Präsidentin der Schweizerischen Vereinigung für Kinder- und Jugendpsychologie SKJP. Sie lehrte im Rahmen von Lehraufträgen an den Universitäten Fribourg und Bern.



## Dr. phil. Martin Inversini

Martin Inversini, geb. 1942, besuchte das Lehrerseminar und studierte in Bern. Nach seiner Ausbildung zum Erziehungsberater war er von 1970 – 2007 Leiter der Erziehungsberatungsstelle Langenthal-Oberaargau. Er war Präsident der Konferenz der Leiterinnen und Leiter der Kantonalen Erziehungsberatungsstellen von 1973-1983, Mitglied der Kantonalen Erziehungsberatungskommission (dt) von 1978 – 1983 und der Prüfungskommission für Erziehungsberatung/Schulpsychologie ab 1987 und deren

Präsident von 1988-1996. Von 1996 bis 2007 leitete er die Ausbildung für Erziehungsberatung/Schulpsychologie im Kanton Bern. Als Präsident leitete er die Arbeitsgruppe „Sonderpädagogik“ der Leiterinnen und Leiter der kantonalen Erziehungsberatungsstellen von 1996 – 2007. 2002 – 2007 war er Koordinator der interdisziplinären Fachgruppe „fil rouge“ Kinderschutz Emmental/Oberaargau.



## Prof. Dr. phil. Rolf von Felten

Rolf von Felten, geb. 1939, leitete die Erziehungsberatung Biel-Seeland 1970-2002. Er hatte 1973-1986 diverse Lehraufträge an der Uni Bern für Kinder und Jugendpsychologie. Er war Initiant und erster Leiter der Praxisforschung ab 1990 und trat mit verschiedenen Publikationen und Aufsätzen zum Thema hervor. 1996 wurde er zum Honorarprofessor der Universität Bern ernannt. Er war Initiant und ab 1975 Vorstandsmitglied des Vereins „Chinderhus“ (Grossfamilien im Seeland), zudem Initiant und erster Präsident des Bieler Manifests 1991 (Umweltforum) und Initiant und Vorstandsmitglied des Gemeindeverbands lebenswertes Seeland ab 1993.



## Herausgeber und Herausgeberin

### **Thomas Aebi,**

Dr. phil., geboren 1962, ist seit 1992 Erziehungsberater, seit 2007 Leiter (in Co-Leitung) der Erziehungsberatung Langenthal-Oberaargau. Er ist Lehrbeauftragter in der Ausbildung Erziehungsberatung/Schulpsychologie der EB-Stellen des Kantons Bern und an der Berner Fachhochschule für Soziale Arbeit und wirkt als Koordinator der interdisziplinären Fachgruppe“ Fil Rouge“ Emmental-Oberaargau des kantonalen Jugendamtes.

### **Katharina von Steiger,**

lic. phil., geboren 1957, absolvierte ihre nachuniversitäre Ausbildung zur Erziehungsberaterin/Schulpsychologin in Biel und ist seit 1990 auf der Erziehungsberatung Interlaken tätig. Sie wirkte am Aufbau der Praxisforschung der Bernischen Erziehungsberatung mit. Sie arbeitet zudem am Zentrum für Systemische Beratung und Therapie ZSB in Bern, in der Psychotherapie-Weiterbildung.



## Anhang

### Cantate Blanche oder Kleine Treppenhausmusik



Abbildung 15: Tragikomische Kantate auf der EB Thun 1985

#### *Eine tragikomische Kantate zur Einweihung der neuen EB Thun im Juli 1985*

Thomas Köchlin, Bariton  
Robert Emmenegger, Klarinette  
Martin Vatter, Cello,  
Beatrix Vatter-Häni, Cembalo

Musik: G.Ph. Telemann  
Textdichter: unbekannt, jedoch Vermutungen; seit 2013 weiss man:  
Thomas Köchlin / Martin Vatter

### 1. Arie

Ein Hoch, ein Hoch, ein Hoch, der neuen EB ein Hoch  
Ein Hoch, ein Hoch der neuen EB ein Hoch!  
Ihr bring ich meinen Song. Ihr spürt es gleich, er kommt von Herzen.  
Den alten Ort kann ich verschmerzen.  
Die Stadt hat uns beschenkt. Die Stadt hat uns beschenkt!

### 2. Recitativ

So gehet's mit der Umbaus-Freude und mit den Dingen dieser Welt:  
Die Unlust ist den Lüsten beigesellt –  
Die Freud vergehet mit dem Leide.  
Ja, ja, der EB –Leiter kann dies lehren.  
Er ist mit seinem Speech vortrefflich anzuhören  
Und fast ein Wunder dieser Zeit.  
Das Planen ist ihm stets gelungen  
und hat manch Gremium bezwungen  
zum Kompromiss: Ein Nachspiel hat bloss dies: Es heisst nun Châ-  
teau Wyss.  
Es heisst nun wirklich Château Wyss.

### 3. Arie

Ihr lieblichen E-B-Vögel, Ihr seid des Hauses Freud und seine Zier...  
(wiederholen)  
Ihr EB – Leute nun, so dienet brav mit endlos künstlichem Getest,  
dem strengen Staat sollt ihr hier dienen. (da capo)

### 4. Recitativ

Was soll ich mehr zu Deinem Lobe singen, o edler Architekt?  
Dir lass ich meine Stimm' also erklingen, dass alle, die geholfen han  
Durch mich nun auch besungen werden.  
Nur dir, dir Peter, dir allein, kann die schön Bildergalerie unmöglich sein,  
denn wir haben unverhohlen, die besten Helgen weggestohlen.

### 5. Arie

Miller heisst die neue Welle, Miller ist für die E-B gut.  
U - S - M ---- Uuhh!  
Erst die Stühle, dann die Tische; die Linie ist durch – zu – ziehn...  
Miller heisst der neue Stil. Woher kommen die vielen Franken?  
Schliesslich findet man den Rank – und wir alle sagen Dank!  
Dass uns der „Biesenkamp“ nicht zu sehr nerve,  
schliesslich nach allem er liefert mit Verve.

A- L- I -N- E- A \*\* ist nun da.

(\*Biesenkamp = Innenarchitekt/Unternehmer, \*\* ALINEA = Design-Möbelfirma)

Schräge Papierkorb weiss, Vorhänge weiss! Wyss!

Nun aber kommt von den Moden die letzte,

aber es ist zugleich die allerbeste mit System und Pfiff und Pfiff! Was denn?

Bis-tro - Ge-schirr    Bistro – Geschirr!

### 6. Recitativ

Allein, was woll'n wir jetzt noch klagen.

Wer wird nach unsrer alten E B fragen, nach diesem alten Loch?

Es möchte nicht viel Raum Herr Kramer\* haben,

denn viele Bienen braucht's in vielen Waben, und Stellen gibt es nicht,

und Stellen gibt es wirklich nicht – wirklich nicht.

Wohlan, so krampfen wir und krüppeln wie ein Tier

Und jeder schafft halt für zwei, doch ist uns das beim Musizier'n

ganz einerlei:

Auch hier im Treppenhaus, denn wenn wir uns der Muse so ergeben

Ist alles aus deren Sinn heraus.

(\*Kramer: Damals auf der Erziehungsdirektion zuständig für Erziehungsberatung u.a.)

### 7. Arie

Bälliz\* ade - e - e ..... Bälliz ade – e – e (Wiederholungen)...

Bälliz, du liebs alt's Loch, gang ändlech us em Sinn mer doch.

Du hesch mi immer wieder drückt – I bi dir drum entrückt,

du liebs Bälliz, bis du nid bös, du liebs Bälliz bis nid bös.

(\*Bälliz = während einiger Jahre 2. EB Standort nach der Hauptgasse 33)

### 8. Recitativ

Nun dann so nehmt die grossen Gläser in eure Hand

Und schmeisst dieselben ja nicht an die Wand!

Wir wollen herzlich gratulieren und unsre guten Wünsche formulieren:

Es soll allen eine hohe Ehre sein. Der Tag, er ist ein Meilenstein:

Das neue EB – Haus – Nein: EB Schloss sogar

Es soll uns doch nur Gutes bringen und Freude an den guten Dingen,

die diese Welt trotz allem noch für uns bereit hält,

so wünschen wir dass ihr Thun auch weiterhin die Treue hält!



## Abbildungsnachweis

Die Abbildungen wurden uns, wo nicht anders vermerkt, von den Autorinnen und Autoren zur Verfügung gestellt.

Die Karikaturen (Abbildung 1, 7 und 8) stammen von Georges Peter, ehemaliges SKJP Vorstandsmitglied und Leiter des SPD BL und wurden von Maja Nef zur Verfügung gestellt

Abbildung 5: Sonntagsblick, 4. August 1991

Abbildung 6: Berner Zeitung BZ, 19.6.2012

Bild von Martin Inversini: BFH Impuls, September 2012, S. 31

Bild von Marie-Louise Stähelin: Margaretha Sommer

Umschlag: Rolf von Felten, „Das Meer“

